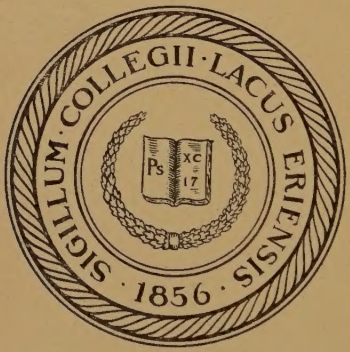
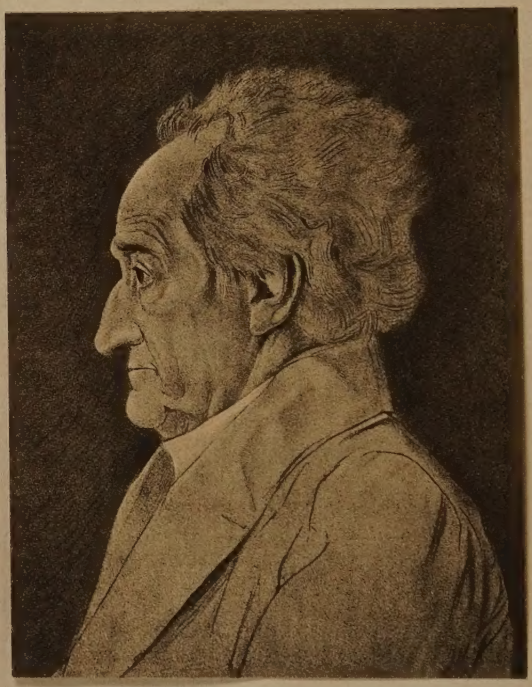
MURRAY LIBRARY



Die Bücher der Rose

Neue Friedensreihe

Vom tätigen Leben



NACH DER KREIDEZEICHNUNG VON L. SEBBERS, WEIMAR 1826

Vom tätigen Leben

Goethes Briefe

aus der zweiten Hälfte seines Lebens

Herausgegeben von Ernst Hartung

Einhundertdreißigstes Tausend

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München · 1924

Made in Germany

Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung. Ich würde in dem geringsten Dorfe oder auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein die höheren Stufen eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig. Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott. Wir sind ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Aber solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. Ein tüchtiger Mensch, der hier schon etwas Ordentliches zu sein gedenkt und dadurch täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.

G55X
V.2

Als ein von Gott Geliebter, mit unendlichen Freuden und unendlichen Schmerzen begabt, hatte Goethe die ersten vier Jahrzehnte seines Lebens vollendet. In stetem Wachsen, von Widerständen und Niederlagen mehr gefördert als gehemmt, und in den vielen Versuchungen des Zeitgeistes und des Zufalls sich selber unbedingte Treue haltend, hatte er zwei große und glückliche Krisen durchgemacht. Die eine zu Straßburg, wo er durch Herder und Shakespeare sich selber gefunden hatte, in der Hingabe an die ewige Wahrheit der Natur und des Menschen die eigene Wahrheit und seinen schöpferischen Beruf erkennend. Die andere in Italien, wo die Natur sich ihm als ein Wirken künstlerisch bildender Kräfte bestätigte, und wo er die Kunst als eine schöpferische Vollendung gewonnener Naturerkenntnis begriff.
Dazwischen lagen Jahre des Suchens und Findens auf allen Gebieten, voller Nöte und Unruhen, voll Hoffnung und Entsagen. Immer neuartige Erlebnisse hatten das leidenschaftliche Herz mit Freuden und Kämpfen und Qualen bestürmt, immer neuen Besitztümern hatte es sich geöffnet, die nicht selten als Verluste erschienen. Nur für das dauernd zugänglich, was seiner eigenen Natur entsprach, nahm Goethe von allem Besitz, was sich ihm bot, während ihn selber niemals irgend etwas besessen hat, es sei denn die Wahrheit, die in ihm lebendig war. Nicht Frau von Stein, das einzige weibliche Wesen, in das er nichts hineinzulegen brauchte, und die liebend und läuternd und entsagend ihm alles gab, und mehr als jede andere. Nicht der Herzog, dem er alles zugute kommen ließ, was immer er besaß und erwarb, und nicht die geregelte Berufsarbeit im Dienste des Landes, die ihn das doch ganz anders geartete Ziel seiner Entwicklung nur um so klarer erkennen ließ, je rückhaltloser er sich ihr hingab. Auch Italien nicht. So schwer ihm der Abschied ward, und so leicht er sich in Rom eine neue Heimat gewonnen hätte, er folgte unbewußt einer starken inneren Notwendigkeit, als er nach fast zweijährigem Aufenthalt in dem geliebten Lande die Rückreise nach Deutschland und Weimar antrat. Denn nur hier konnte er jede Seite seiner Natur zur Entwicklung bringen, nur hier konnte er der werden, der er, nicht zufällig, geworden ist.

22760

Als Goethe am 18. Juni 1788 wie zu einer „unwiderruflichen Verbannung" in Weimar eintraf, fand er sich den ihn erwartenden Verhältnissen gegenüber so fremd und verändert, daß die Herstellung einer neuen Harmonie unmöglich erschien. Die Vollendung der eigenen Persönlichkeit als Mensch und Künstler im Sinne der Alten erforderte neue Wege. Die vollkommene Verständnislosigkeit, der Goethe jetzt naturgemäß allenthalben begegnen mußte, die Unmöglichkeit, das alte Verhältnis zu Frau von Stein wiederzugewinnen, dem jetzt die Grundlage der inneren Notwendigkeit gefehlt haben würde, ließen ihn sein innerstes Leben noch mehr als früher verschließen. Dazu blieb er seinen Wünschen gemäß von den Geschäften des Kammerpräsidiums und der Kriegskommission entbunden, und wenn ihm auch die Oberaufsicht über alle wissenschaftlichen und Kunstanstalten zugewiesen wurde, so blieb ihm doch Muße genug, in schmerzlicher Sehnsucht nach dem äußerlich Verlorenen, aber auch in beglückender Gewißheit des innerlich Gewonnenen, den eigenen künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Von einer neuen Jugend durchglüht, gewann der Vierzigjährige in Christiane Vulpius und dem Knaben, den sie ihm am 25. Dezember 1789 gebar, ein Glück neuer Art, das ihm Herz und Haus mit Lebensfreude durchströmte. Zugleich aber begann dies Haus und dies Herz, besonders nachdem Schiller den Weg hineingefunden hatte, sich mit einem heitertätigen Leben von ganz beispielloser Vielseitigkeit zu füllen, das ohne Rast und ohne Hast, den Augenblick nutzend und das Einzelne zum Allgemeinen, das Vergängliche zum Ewigen erweiternd, den höchsten Stil vollendeten Menschentums vorbildlich darstellt: Das Unbeschreibliche, hier ist's getan.

Bis zur Verbindung mit Schiller

Bald nach Goethes Rückkehr aus Italien waren die Herzogin-Mutter Anna Amalia und Herder zu längerem Aufenthalt nach Rom abgereist. Goethe hatte sich damals nicht entschließen können, die Herrin ihrem Wunsche gemäß zu begleiten, aber nach Herders Rückkehr doch schon im Herbst 1789 eine neue italienische Reise ins Auge gefaßt. Nachdem er nun im Januar 1790 die ihm sehr wichtige Darstellung der Metamorphose der Pflanzen zu einem vorläufigen Abschluß gebracht hatte, wollte er den Wunsch der von ihm sehr geschätzten Fürstin erfüllen, sie wenigstens aus Italien abzuholen. Er reiste also Mitte März nach Venedig ab, wo er bis Anfang Mai auf Anna Amalia warten mußte, die dann zu seiner lebhaften Freude von seinen beiden römischen Freunden Bury und Meyer begleitet war. Ganz anders als das erstemal wirkte Italien jetzt auf ihn, weil sein Herz bei der Geliebten und dem Kinde geblieben war und weil Rom als Reiseziel diesmal nicht in Betracht kommen konnte.

Der poetische Niederschlag dieses zweiten Aufenthalts in Venedig sind die Venetianischen Epigramme, in deren einem er seinem herzoglichen Freunde Karl August ein Denkmal gesetzt hat:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
jeder: da wär es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du Ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht ich zu danken als Ihm, und manches bedurft ich,
der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese

malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

An J. F. Reichardt

[den Komponisten — auch Goetheſcher Gedichte — und Königlichen Kapellmeister in Berlin, der mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit in Verbindung stand. Friedrich Ludwig Schröder, der bedeutendste deutsche Schauspieler des Jahrhunderts, versuchte als Theaterdirektor in Hamburg Schauspieler und Publikum für die große Kunst, besonders für Shakespeare, zu erziehen; zugleich war er um die sittliche und gesellschaftliche Hebung seines Standes bemüht.]

[28. Februar 1790] Wundern Sie sich nicht, wenn ich den Schröderischen Brief nicht gar so toll finde, wie Sie ihn finden. Ich wußte voraus, daß er so antworten würde, da ich seine Verhältnisse kenne. Ein deutſcher Schauspiel-Direktor wäre töricht, anders zu denken. Von Kunst hat unser Publikum keinen Begriff, und solange solche Stücke allgemeinen Beifall finden, welche von mittelmäßigen Menschen ganz artig und leidlich gegeben werden können, warum soll ein Direktor nicht auch eine ſittliche Truppe wünschen, da er bei seinen Leuten nicht auf vorzügliches Talent zu sehen braucht, welches sonst allein den Mangel aller übrigen Eigenschaften entschuldigt.

Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunſtwerks haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit Einem Worte: sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den roheren Teil hat man durch Abwechslung und Übertreiben, den gebildeteren durch eine Art von Honettetät zum besten. Ritter, Räuber, Wohltätige, Dankbare, ein redlicher, biederer Tiers-Etat [„dritter Stand"], ein infamer Adel pp. und durchaus eine wohlsoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt, das sind nun schon zehen Jahre die Ingredienzien und der Charakter unsrer Romane und Schauspiele ...

An Fritz Jacobi

[Weimar, 3. März 1790] So lange habe ich Dir nicht geschrieben, und auch heute weiß ich nicht, ob Du ein vernünftig Wort von mir hören

wirst. Meine Lage ist glücklich, wie sie ein Mensch verlangen kann. Dieses Jahr habe ich mich durch manches durchgearbeitet. Die zwei letzten Bände meiner Schriften werdet Ihr Ostern haben, nehmt vorlieb. Mir ist diese Epoche wichtig, ich habe damit vieles abgetan. Ostern betret ich auch die Bahn der Naturgeschichte als Schriftsteller; ich bin neugierig, was das gelehrte und ungelehrte Publikum mit einem Schriftchen machen wird, das über die Metamorphose der Pflanzen einen Versuch enthält. Im Studio bin ich viel weiter vorwärts und hoffe übers Jahr eine Schrift über die Gestalt der Tiere herauszugeben. Ich brauche aber wahrscheinlich Zeit und Mühe, eh ich mit meiner Vorstellungsart werde durchdringen können. Es soll mich freuen, wenn Du mich auf diesem Wege zu begleiten Geduld hast. In einigen Jahren wird sich's zeigen. Daß die Französische Revolution auch für mich eine Revolution war, kannst Du denken. Übrigens studiere ich die Alten und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehn will. Meinen Tasso wirst Du nun wohl haben.
Ich bereite mich zu einer kleinen Reise. Wahrscheinlich gehe ich der Herzogin-Mutter, welche aus Italien zurückkehrt, entgegen und tue in diesem schönen Frühjahr einen Blick über die Alpen.

An Herder

[Jena, 12. März 1790] Habt Dank für Eure Liebe und Andenken. Ich gehe diesmal ungern von Hause, und dieser Stillstand in der Nähe macht mir die Sehnsucht rückwärts noch mehr rege. Ich will suchen, morgen fortzukommen.
Da man gegen das Ende weich und sorglich zu werden anfängt, so fiel mir erst ein, daß nach meiner Abreise mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlassen sind, wenn ihnen irgend etwas zustieße, worin sie sich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr gesagt, sich in einem solchen äußersten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!

Schiller an seine Schwägerin Karoline

[26. März 1790] Goethe ist von Weimar weg und, wie er angibt, der verwitweten Herzogin entgegen, die man zu Ende des März aus Italien zurückerwartet. Man vermutet aber stark, daß er nicht mehr zurückkommen werde.

An den Herzog Karl August

[Venedig, 2. April 1790] Am 31. März bin ich in Venedig glücklich

angelangt, nach einer vergnüglichen Reise. Das Wetter war meist schön, besonders durch Tirol.
Diesseits der Alpen von Verona bis hierher habe ich immer Nordost gehabt, hellen Himmel, aber kalt. Heute, den zweiten April, hat es hier geschneit. Auf dem Lande sind die Bäume noch sehr zurück, bei Bozen blühten Mandeln und Pfirsichen, um Verona war es auch sehr schön, an den Hügeln hin, das flache Land sieht aber noch nicht italienisch aus. Nun bin ich unter den Amphibien und werde mich bald daran gewöhnen. Von Ihrer Frau Mutter habe ich noch keine Spur, und Einsiedel hat mir einen Gasthof angezeigt, der gar nicht in Venedig existiert. Durch einen Zufall bin ich in eine gute Wohnung gekommen ...
Diese Reise hat mich recht zusammengeschüttelt und wird mir an Leib und Seele wohltun.
Übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tödlicher Stoß versetzt wird. Nicht daß mir's in irgendeinem Sinne übel gegangen wäre, wie wollt es auch? aber die erste Blüte der Neigung und Neugierde ist abgefallen, und ich bin doch auf oder ab ein wenig schmelfungischer geworden. Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelaßnen Erotio und zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln, die ich Ihnen beide, wie alles das meinige, bestens empfehle. [Smelfungus, ein stets nörgelnder Reisender in Sternes „Empfindsamer Reise". „Erotion", auch „Erotikon", zuerst als Bezeichnung einiger römischer Elegien gebraucht, hier als weiblicher Name für deren Anregerin Christiane Vulpius.]

An Frau Caroline Herder

[Venedig, 4. Mai 1790] Ihr Brief vom 19. April, liebe Frau, ist mir gestern in die Hände gekommen; es war das erste, was ich von Ihnen sah. Nun wird auch mein Blatt mit den Epigrammen angekommen sein, und Ihr werdet daraus gesehen haben, daß ich nicht ganz müßig war. Das Büchlein ist schon auf hundert Epigramme angewachsen; wahrscheinlich gibt mir diese Reise noch eins und das andre. Ich bedaure sehr, daß der Mann krank und unbehäglich ist; nur ein paar Zeilen von seiner Hand hätten mich sehr erfreut. Ich kann nicht leugnen, daß manchmal diesen Monat über sich die Ungeduld meiner bemächtigen wollte. Ich habe aber auch gesehen, gelesen, gedacht,

gedichtet, wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht. Seit acht Tagen ist sehr schön Wetter, nur das Grüne fehlt hier dem Frühling.

Durch einen sonderbar glücklichen Zufall, daß Götze [sein Diener] zum Scherz auf dem Judenkirchhof ein Stück Tierschädel aufhebt und ein Späßchen macht, als wenn er mir einen Judenkopf präsentierte, bin ich einen großen Schritt in der Erklärung der Tierbildung vorwärts gekommen ...

Die Herzogin erwarte ich in einigen Tagen. Was sie interessieren kann, hat sie bald gesehen, und auf Neapel kann Venedig nicht schmecken. Vor Pfingsten, hoffe ich, kommen wir hier weg und sind in dem halben Juni zu Hause. Meine Gesinnungen sind häuslicher als Sie denken ...

Weit und schön ist die Welt; doch, o, wie dank ich dem Himmel,
daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

... Daß Sie aber in Ihrem Briefe, meine Liebe, die hohen Trümmern und Künste heruntersetzen und uns dafür Fleiß, Mühe und Not anpreisen, soll als eine Hausfrauenlaune verziehen werden. Diese drei letzten allerliebsten Schwestern sind freilich des Menschen Gefährten, aber warum soll man nicht alles verehren, was das Gemüt erhebt und uns durchs mühselige Leben hindurchhilft! Wenn Ihr das Salz wegwerft, womit soll man salzen!

An Herder

[Mantua, 28. Mai 1790] ... Euern Brief Venedig poste restante habe ich erhalten. Ich danke Euch; er hat mir viel Freude gemacht. Wenn ich nur nicht hören müßte, daß Dich eine böse Krankheit heimgesucht hat. Ich hoffe, Euch wohl zu finden. Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelaßnen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin ganz aus dem Kreise des italienischen Lebens gerückt.

[Augsburg, 9. Juni 1790] Doppelt und dreifach hat mich Dein Brief

erfreut, den ich hier finde. In Innsbruck hatten wir einen leidigen Schröcken; denn am Hofe der Erzherzogin begrüßte uns ein Fremder mit der Nachricht, daß Herder tot sei, zu Bedauernis aller, die ihn gekannt hätten, wie solches in der Augsburger Zeitung stehe. Wir glaubten's nicht, aber es war doch unleidlich. Glücklicherweise sagten uns die Augsburger Zeitungen, deren letzten Monat Dr. Huschke gleich in der Nacht durchlief, daß Heinicke in Leipzig gestorben sei. Dem gönnten wir die ewige Freude und waren beruhigt.
Ich sehne mich herzlich nach Hause. Lebe wohl, Du Wiederauferstandener. Es war ein verfluchter Begriff, wenn ich mir einige Augenblicke denken mußte, daß Du abgetreten seist.

Am 18. Juni traf Goethe wieder in Weimar ein. Doch nicht lange durfte der zurückgekehrte Gärtner sich seines Gärtchens erfreuen. Der Herzog Karl August war im Frühjahr in seiner Eigenschaft als preußischer General zu den gegen Österreich mobil gemachten Truppen nach Schlesien abgegangen und berief Goethe alsbald dorthin. Als dieser bei seinem herzoglichen Freunde eintraf, war der Ausbruch des Krieges schon verhindert, so daß Goethe sein Interesse ganz der Eigenart des ihm fremden Landes zuwenden konnte, das er im August und September mehrfach durchreiste. Besonders interessierten ihn im Blick auf sein Sorgenkind, das Bergwerk zu Ilmenau, die Bergwerksverhältnisse, die er in Tarnowitz und, bis Galizien vordringend, in Wieliczka studierte.

An Knebel

[9. Juli 1790] Meinen Faust und das botanische Werkchen wirst Du erhalten haben, mit jenem habe ich die fast so mühsame als genialische Arbeit der Ausgabe meiner Schriften geendigt, mit diesem fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne Beschwerlichkeit wandeln werde. Mein Gemüt treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt. Mein Libellus Epigrammatum [die venetianischen Epigramme] ist zusammengeschrieben, Du sollst ihn dereinst sehen, aus der Hand kann ich ihn noch nicht geben.
Kaum habe ich mich von meiner venetianischen Reise erholt, so werde ich zu einer andern berufen, von der ich mir außer mancherlei Be-

schwerden viel Vergnügen und Nutzen verspreche. Der Herzog hat mich nach Schlesien berufen, wo ich einmal statt der Pflanzen und Steine die Felder mit Kriegern besät finden werde. Unterwegs denke ich Dresden zu sehen, im Rückweg Freyberg. Sollte ich irgendwo lange Stunden haben, so schreibe ich das zweite Stück über die Metamorphose der Pflanzen, und den Versuch über die Gestalt der Tiere; beides möchte ich künftige Ostern herausgeben ...

Freiherr von Schuckmann an Reichardt

[Schuckmann war Oberbergrichter in Breslau, später preußischer Minister.]

[Breslau, 17. August 1790] Goethe aß gestern mittag mit mir ... Ich hab ihn doch ganz anders, als meine Vorstellung war, gefunden. Daß es schwer ist, ihm näherzukommen, liegt nicht in seinem Willen, sondern in seiner Eigentümlichkeit, in der Sprachschwierigkeit, seine Gefühle und Ideen so, wie sie in ihm liegen, auszudrücken; in der Intension beider und in der Liebe, die diese ihm für sie abdringt. Bis er weiß, daß man ihn errät, fühlt, durch jede Öffnung, die er gibt, hineinsieht, kann er nicht reden.

[Etwas später, ohne Datum] Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt geworden und habe einen vortrefflichen Menschen an ihm gefunden. Was ich dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Konvention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden, und dazu will er sich mit Fremden zwingen, und das wohl aus guten Gründen. Vertraut, folgt er seiner Natur und wirft aus dem reichen Schatz die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen, er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen, und seine lebendige Darstellung ist nie Gaukelspiel der Phantasie, sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was die Natur dem Dinge gab, und führen den Hörer ihm zu, nicht ab ...

An Herder und Frau

[Grebischen vor Breslau, 10. August 1790] Nach geschlossenem Frieden macht nun die ganze Armee sachte Rückbewegungen. Die Brigade des Herzogs liegt auf Dörfern ohnweit Breslau. Heute war ich in der Stadt und habe nur den Minister Hoyen einen Augenblick gesprochen. Seit Anfang des Monats bin ich nun in diesem zehnfach interessanten

Lande, hab schon manchen Teil des Gebirgs und der Ebne durchstrichen und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht. Manche Unannehmlichkeit und Plage wird durch neue Begriffe und Ansichten vergütet. Ich werde viel zu erzählen haben, wenn es mir im Winter wieder erzählerlich wird. Schreiben kann ich nicht, das wißt Ihr.
Also nur, daß der Herzog wohl ist, stark und dick, auch der besten Laune. Aller Wahrscheinlichkeit nach bricht die Armee vor Ende des Monats aus Schlesien auf. Ich mache eine Reise durch die Grafschaft Glatz und kehre nach Dresden, dann über Freyberg zu Euch zurück ...
[Breslau, 11. September 1790] Ich habe lange von Dir nichts gehört, lieber Bruder, bin wieder hier in Breslau, nachdem wir von einer Reise nach Tarnowitz, Krakau, Wilitzka, Czenstochowa glücklich gestern zurückgekommen sind. Ich habe in diesen acht Tagen viel Merkwürdiges, wenn es auch nur meist negativ merkwürdig gewesen wäre, gesehen. An dem Grafen Reden, dem Direktor der schlesischen Bergwerke, haben wir einen sehr guten Gesellschafter gehabt. Nun sind wir wieder hier in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche. Noch will nichts rücken, von der Abreise des Königs wird gar nichts gesprochen, indessen wünscht sich alles nach Hause, weil doch kein Anschein ist, daß es zum Ernste kommen könnte. Ob der Kurier, der aus Petersburg jede Stunde erwartet wird, Epoche macht, wird sich zeigen.
Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab ich vorerst nichts weiter zu wünschen. Der Herzog ist sehr gut gegen mich und behagt sich in seinem Elemente.
Lebt wohl. Es erwähnt kein Brief, daß Eure Familienkette um ein Glied oder ein Paar vermehrt worden sei. Der neue Ankömmling wurde, deucht mich, früher erwartet.

Auf der Heimreise durchwanderte Goethe einen Teil des Riesen- und Isergebirges und verweilte acht Tage in dem geliebten Dresden, wo

er mit Schillers Freunde, dem Appellationsrat Körner, viel verkehrte, in dessen Gattin, Minna Stock, eine Freundin aus der Leipziger Studentenzeit wiederfindend. Anfang Oktober war Goethe wieder in Weimar. 1791 „ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr", brachte ihm in der „Oberdirektion" des neu zu begründenden Hoftheaters eine Aufgabe, der er sechsundzwanzig Jahre hindurch viel Zeit und Kraft zu widmen hatte. Dabei war sich Goethe bewußt: „Das Theater ist eines der Geschäfte, die am wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publikum sehen und hören will, dieses ist, was die Direktion tyrannisiert und wovon ihnen kein eigener Wille übrig bleibt." Es galt, mit geringen Mitteln und aus sehr bescheidenen Anfängen heraus ein Kunstinstitut zu entwickeln, das den höchsten Ansprüchen genügen sollte. Und wie es großer Umsicht und Klugheit bedurfte, um die künstlerischen und pekuniären Interessen in Einklang zu bringen, so erforderte die technische Erziehung der Schauspieler unermüdliche Geduld, persönliche Hingabe, Güte und Strenge. „Nie gab er" — erzählt der alte Schauspieler Genast — „seiner Unzufriedenheit strenge Worte; sein Tadel war immer so, besonders gegen die älteren Schauspieler, daß er nicht verletzen konnte; z. B. ‚Nun, das ist gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein.' Den jüngern gegenüber war er weniger rücksichtsvoll; hier hieß es oft. ‚Man mache das so, dann wird man seinen Zweck nicht verfehlen.'" Am 7. Mai 1791 ward das Theater mit Ifflands „Jägern" eröffnet, um bald darauf die erste von vielen im Interesse der Kasse alljährlich unternommenen sommerlichen Kunstreisen anzutreten, die zunächst wie später noch oft nach dem damals sehr beliebten Bade Lauchstädt bei Merseburg führte.

Schiller an seinen Freund Körner

[in Dresden, den Vater des Dichters der deutschen Befreiungskriege]. [Jena, 1. November 1790] Goethe hat uns viel von Dir erzählt und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir.

Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las, aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz, sie holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zuviel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.
Übrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zuliebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte. Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte, denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzusehen.

Caroline von Dacheröden an ihren Verlobten Wilhelm von Humboldt

[Erfurt, 19. Dezember 1790] Mit Goethen möcht ich viel leben. Er hat für mich etwas sehr Anziehendes, so eine Geistes- und Herzensverschwebung ist sein ganzes Wesen. Aber dann kann er auch wieder wunderbar sein, drückend und leer, wenn er spricht, da, wo er glaubt sprechen zu müssen. So ging es mir mit ihm, als er vor einigen Wochen mit der Herzogin hier war. Er ging mir fast nicht von der Seite, sprach offen, so geistvoll und herzlich, aber wenn ein Dritter dazu kam, sprach er das fadeste Zeug, das man denken mag ...

An den Herzog

[18. Mai 1791] Noch kann ich mit lebhafter Freude melden, daß ich seit gestern die Phänomene der Farben, wie sie das Prisma, der

Regenbogen, die Vergrößerungsgläser pp. zeigen, auf das einfachste Principium reduziert habe. Vorzüglich bin ich durch einen Widerspruch Herders dazu animiert worden, der diesen Funken herausschlug.

An J. F. Reichardt

[Weimar, 30. Mai 1791] Im ganzen macht mir unser Theater Vergnügen, es ist schon um vieles besser als das vorige, und es kommt nur darauf an, daß sie sich zusammenspielen, auf gewisse mechanische Vorteile aufmerksam werden und nach und nach aus dem abscheulichen Schlendrian, in dem die mehrsten deutschen Schauspieler bequem hinleiern, nach und nach herausgebracht werden. Ich werde selbst einige Stücke schreiben, mich darinne einigermaßen dem Geschmack des Augenblicks nähern und sehen, ob man sie nach und nach an ein gebundenes, kunstreicheres Spiel gewöhnen kann.
Mein optisches Wesen und Treiben empfehle ich Ihrer fortdauernden Aufmerksamkeit; es freut mich, wenn Sie die Art der Behandlung mehr als die Sache ergötzt hat. Sie werden in der Folge noch wunderbare Dinge zu sehen kriegen, und wenn ich mich nicht sehr irre, so wird die Newtonsche Hypothese von diverser Refrangibilität [Brechbarkeit] der Lichtstrahlen, von ihrer Spaltung in sieben oder Gott weiß wieviel bunte einfache Strahlen, wie eine alte Mauer zusammenfallen, wenn ich nur erst ihr Fundament werde untergraben haben. Denn einer so wohlverteidigten Festung ist bloß durch Minieren anzukommen. Ich werde Versuch an Versuch stellen und die Theorie nicht eher vortragen, bis sie jeder selbst aus den Versuchen nehmen kann und muß.

Außer vom Theater ward Goethes Interesse um diese Zeit hauptsächlich von den Studien zu einer neuen Lehre vom Licht und von den Farben in Anspruch genommen, die ihm ganz ungleich wichtiger erschienen als seine poetischen Arbeiten. Was davon in seinen Beiträgen zur Optik in die Öffentlichkeit trat, begegnete in den wissenschaftlichen Kreisen einer ebenso kühlen Ablehnung, wie etwa sein Tasso in den literarischen.

An den Verlagsbuchhändler Göschen in Leipzig

[4. Juli 1791] Ich danke für die mir übersandten Bücher und die mir in Ihrem Briefe gezeigten Gesinnungen und wünschte, daß ich da-

gegen etwas Gefälliges erzeigen könnte. Es tat mir leid, daß Sie den kleinen Versuch der Metamorphose ausschlugen, und ich war genötigt, mich nach einem andern Verleger umzusehen und Verbindungen einzugehen, die ich sogleich nicht lösen kann. Wahrscheinlich werd ich in der Folge ebensoviel in der Naturlehre als in der Dichtkunst arbeiten, ich habe von beiderlei Manuskripten manches vorrätig, das aber erst ausgeführt und nur zur rechten Zeit ausgegeben sein will. Auf Michael werde ich eine neue Theorie der Farben ins Publikum wagen. Ich kann Ihnen aufrichtig versichern, daß ich sehr gewünscht hätte, alles in Einer Hand zu sehen.

Ich habe einen größern Roman in der Arbeit und werde mehr Veranlassung finden, für das Theater zu arbeiten, als bisher.

Von meinen italienischen Reisen ist auch noch alles zurück. Ein Büchlein Elegien, die ich in Rom schrieb, desgl. Epigramme, die in Venedig entstanden, liegen auch noch da und warten auf den Zeitpunkt, in dem sie erscheinen können.

Da, wie Sie selbst sagen, meine Sachen nicht so kurrent sind als andere, an denen ein größer Publikum Geschmack findet, so muß ich denn freilich nach den Umständen zu Werke gehen und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird.

Meine ersteren habe ich nicht außer Augen gelassen und korrigiere ein Exemplar, wie es mir die Zeit erlaubt, um von meiner Seite bereit zu sein, wenn eine neue Ausgabe für nötig oder rätlich gehalten würde.

Goethe im Gelehrten-Verein

[Der weimarische Gymnasialdirektor Böttiger erzählt vom 4. November 1791] Die Ordnung der heutigen Sitzung war folgende. Der Präsident der Gesellschaft, der Geheimrat von Goethe, eröffnete sie mit fortgesetzten Betrachtungen über das Farbenprisma. Er wiederholte erst ganz kurz die Resultate dessen, was er im ersten Hefte seiner „Beiträge zur Optik" weitläufiger und durch 24 kleine illuminierte Kupfertäfelchen, die dazu angegeben werden, veranschaulicht hat.

Die Hauptsätze demonstrierte er an einer schwarzen Tafel, wo er die Figuren schon vorher angezeichnet hatte, so lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können. Goethe ist ebenso groß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, wie er's als Dichter, Schauspiel- und

Operndirektor, Naturforscher und Schriftsteller ist. Er erklärte sich hier im kleinen Zirkel geradezu gegen Newtons Farbentheorie, die durch seine Versuche ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an diesem Irrtum des großen Newton, dem nun ein Jahrhundert lang alles nachgebetet hat, sehr schön, wie Nachbeterei auch unter guten Köpfen so tief Wurzeln schlagen könne.

In Goethes amtlicher Tätigkeit, die sich nach der Rückkehr aus Italien auf die Leitung der wissenschaftlichen und Kunstinstitute des Landes beschränkte, herrscht neben den Bemühungen um das Theater die Sorge für die Universität Jena vor. Ihm selbst wird „das liebe närrische Nest" immer werter: „Hier bin ich fleißiger und gesammelter als in Weimar, ob es mir gleich auch dort an Einsamkeit nicht fehlt." Die akademische Luft, die wissenschaftlichen Sammlungen, der Verkehr mit einzelnen Professoren, alles dies zog ihn immer wieder nach Jena: „hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." In Jena hatte im Herbst 1791 eine Bewegung gegen die Duelle eingesetzt, die, ursprünglich aus den Kreisen der Studierenden selbst hervorgegangen und hauptsächlich gegen die Übergriffe und Gewaltsamkeiten einzelner Verbindungen gerichtet, von Goethe gutgeheißen wurde. Dagegen verwarf Goethe den ihm vorgelegten Ehrenkodex mit seinen „im Grund lächerlichen Abstufungen von der Ohrfeige bis zum Knittel und Hetzpeitsche". In einem Gutachten sagt er: „Mein Vorschlag zu einem ganz einfachen Gesetz wäre also: I. Jede wörtliche Beleidigung werde durch Abbitte in Gegenwart des Beleidigten und einiger von ihm erbetenen Freunde, II. das Schuppen und Stoßen, viel oder wenig, mit einer Karzerstrafe, III. jeder Schlag mit einer irremissiblen Relegation [unwiderruflichen Entfernung] bestraft.
Es braucht also der ganzen komplizierten Organisation, des ganzen Gerichts der Beisitzer und alle der Umstände nicht, jeder vernünftige Mensch ist in Ruhe und es wird ihm gleich Ruhe geschafft ... Wer schlägt, gehört dahin, wo man mit Schlägen unterrichtet, und hört auf, ein akademischer Bürger zu sein ... und der wie eine Krankheitsgeschichte merkwürdige Pursches-Comment verdiente von dieser Seite eines Kommentar und man würde sehen, wie man in diesem abenteuerlichen Gesetz gesucht hat, die Leidenschaften und das Betragen eines Bauern, eines Schülers und eines Edelmannes zu vereinigen."

In ihrem weiteren Verlauf führte die Bewegung zu ungewollten Verwicklungen und schließlich zu Tumulten. Eine Untersuchungskommission und ein Kommando von 16 Husaren und 50 Jägern wurden nach Jena entsendet, was einen an die Sezession der Plebejer im alten Rom erinnernden Auszug der Studenten zur Folge hatte. Etwa 450 von diesen zogen nach dem nahen, zu Kurmainz gehörigen Dorfe Nohra und drohten, zur Universität Erfurt überzugehen, um dann doch nach endlich erzielter Einigung mit der weimarischen Regierung wieder nach Jena zurückzukehren.

An Karl Theodor von Dalberg

[erzbischöflich-kurmainzischen Statthalter der Universitätsstadt Erfurt].
[19. Juli 1792] Es geht, wie man vernimmt, eine Anzahl in Jena Studierender, die mit den Anstalten, welche man dort zur Sicherung der öffentlichen Ruhe zu treffen für nötig gefunden, unzufrieden sind, mit dem Gedanken um: sich für den Augenblick von der Akademie zu entfernen und nach Erfurt und anderen Orten zu ziehen, um von dorther gleichsam als von einem Monte sacro mit den patribus zu kapitulieren und sich beliebige Kapitulationen zu machen. [vom Monte sacro aus verhandelten die altrömischen Plebejer mit den Patriziern.]

Man ist keineswegs gesonnen, diejenigen aufzuhalten, welche sich den Anordnungen, die man zum allgemeinen Besten rätlich glaubt, nicht fügen wollen, und wird sie in Frieden ziehen lassen, um so mehr, da die Akademie nur durch diese Krise gewinnen kann, indem sie rohe und unruhige Subjekte los wird, und so kann ihr dieser sonst unangenehme Vorfall zum Nutzen gereichen.

Ich werde durch die Herrn Geheimenräte veranlaßt, Ew. Erzbischöfliche Gnaden hievon einige Nachricht zu erteilen, und halte es selbst um so mehr für Pflicht, als ich vermuten kann, daß es Denenselben angenehm sein dürfte, die Ankunft dieser Emigranten zum voraus zu erfahren, wenn sich das Gerücht davon nicht schon verbreitet haben sollte.

Es scheint, daß wir in unsern Gegenden wenigstens das Bild jener größern Übel nicht entbehren sollen, es ist nur gut, daß es diesmal nur eine Kinderkrankheit, von der hoffentlich die größere Anzahl der Patienten genesen wird.

An den Herzog

[18. April 1792] Da ich wahrscheinlich der letzte von Ihren weimarischen Korrespondenten bin, so habe ich desto ehr eine Entschuldigung, wenn ich nichts von dem sage, was seit Ihrer Abreise geschehen ist, denn Sie wissen gewiß schon alles. Und was mich selbst betrifft, so geht es mit mir so einförmig und sachte, daß man wie an einem Stundenzeiger nicht sieht, daß ich mich bewege, und es Zeit braucht, um zu bemerken, daß ich mich bewegt habe ...
Das Licht- und Farbenwesen verschlingt immer mehr meine Gedankensfähigkeit, und ich darf mich wohl von dieser Seite ein Kind des Lichtes nennen. Leben Sie recht wohl, es gerate Ihnen, was Sie unternehmen, und hören Sie nicht auf, mich mit meinen Licht- und Schattenseiten zu lieben.

Inzwischen hatten die Ereignisse der Französischen Revolution, die Goethe mit äußerstem Unbehagen verfolgte, weil er ihre unberechenbaren Gewaltsamkeiten als eine widersinnige Auflehnung gegen das von ihm erkannte große Lebensgesetz der Entwicklung empfand, die Einmischung der deutschen Fürsten, und diese am 20. April 1792 die französische Kriegserklärung gegen Österreich herbeigeführt. Preußen war für diesen Fall mit Österreich verbündet. So hatte auch der Herzog Karl August an der Spitze seines preußischen Kürassierregiments an dem Feldzuge teilzunehmen, und Goethe sollte ihn begleiten. Der Entschluß war nicht leicht. Christiane, August, die Arbeit, die Einrichtung des ihm erst kurz zuvor vom Herzog geschenkten Hauses, der tägliche Verkehr mit dem kunstverständigen Hausgenossen J. H. Meyer aus Stäfa am Zürichsee, seinem römischen Freunde, der jetzt Lehrer an der Zeichenschule zu Weimar war und nebenbei die Umgestaltung von Goethes Haus am Frauenplan leitete — alles dies mußte aufgegeben werden. Er reiste über Frankfurt, Trier und Luxemburg und erreichte am 27. August auf französischem Boden das Regiment seines Herzogs, um nun seine ganze Existenz in die militärische einzupassen.

An Christiane

[Frankfurt, 12. August 1792] Ich melde Dir, meine Liebe, daß ich heute nachmittage glücklich hier angekommen bin, daß es in meinem Hause ganz ruhig ist und daß ich nur wünschte, Du wärest bei mir,

Du würdest es recht artig finden. Meine Mutter ist in Gesellschaft gegangen, ich sollte auch mit, mache es aber hier wie dort und bin am liebsten zu Hause. Nun wird zuerst an Dein Zettelchen gedacht und für das Krämchen gesorgt. Lebe wohl, küsse den Kleinen und schreibe mir, was er macht und wann Ihr von Jena zurückkehrt.

Meine Mutter hat mir einen sehr schönen Rock und Karako für Dich geschenkt, den ich Dir sogleich mitschicke, denn ich kann Dir, wie Du weißt, nichts zurückhalten. Dabei liegen Zwirn, Bänder, wie Du sie verlangtest. Das andre kommt nach und nach. Lebe wohl! meine Liebste.

NB. Es sind fünf Blätter zum Rock und ein Blatt zum Karako, von dem die grünen Streifchen abgeschnitten und aufgarniert werden. Wenn Du Dir's machen lässest, so frage jemand, der es versteht. Adieu! küsse den Kleinen.

Wie wär es, wenn Du Dir den Rock und das Karako auf Deine nächsten Umstände machen ließest, es ist ja Zeug genug, Du kannst's immer enger machen lassen. Ich schickte Dir noch einen großen Schal, und da wärst Du in der Krabskrälligkeit recht geputzt.

[Frankfurt, 17. August 1792] Heute habe ich Deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und schreibe Dir nun auch, um Dir wieder einmal zu sagen, daß ich Dich recht liebhabe und daß Du mir an allen Enden und Ecken fehlst.

Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt, und meine Freunde haben mich alle gar freundlich empfangen. Es gibt hier mancherlei zu sehen, und ich bin diese Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erste Sorge war das Judenkrämchen, das morgen eingepackt und die nächste Woche abgeschickt wird. Wenn es ankommt, wirst Du einen großen Festtag feiern, denn so etwas hast Du noch nicht erlebt. Hebe nur alles wohl auf, denn einen solchen Schatz findet man nicht alle Tage.

An Fritz Jacobi

[Frankfurt, 18. August 1792] Du hast einen Brief von mir vom gestrigen Dato, aus dem Du siehst, wie es mit mir steht. Ich gehe Montags den 20sten nach Mainz und von da gleich wieder zur Armee. Gegen mein mütterlich Haus, Bette, Küche und Keller wird Zelt und Marketenderei übel abstechen, besonders da mir weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen

ist. Meine alten Freunde und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen, nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften Langeweile habe, denn wo zwei oder drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied [von der Französischen Revolution] pro und contra wieder heraborgeln und nicht einmal mit Variationen, sondern das crude Thema. Deswegen wünschte ich mich wieder zwischen die Thüringer Hügel, wo ich das Haus und Garten zuschließen kann. Und darum würde ich Dir auch raten, zu Hause zu bleiben, denn man reist doch wahrlich nicht, um auf jeder Station einerlei zu sehen und zu hören. Wie es um Karlsruh aussieht, weiß ich nicht, aber nach den Dispositionen scheint es unmöglich, daß dorthin ein Feind kommen könne. Leider kommen die Zeitungen überallhin, das sind jetzt meine gefährlichsten Feinde. Ich hoffte, wenigstens einen Monat in dieser Gegend zu bleiben, und da wäre ich Dir gern bis Mainz, ja Koblenz entgegengegangen. Mein Rückzug wird später wahrscheinlich in die schlimme Zeit fallen. Wie gern hätte ich Dich gesehen, Dir Rechenschaft von meinem Haushalten gegeben und neues Interesse angeknüpft.

An Christiane

[Frankfurt, 21. August 1792] Heute geh ich, liebe Kleine, von Frankfurt ab und nach Mainz. Ich muß Dir nur sagen, daß mir's recht wohl gegangen ist, nur daß ich zuviel habe essen und trinken müssen. Es wird mir aber noch besser schmecken, wenn mein lieber Küchenschatz die Speisen zubereiten wird. Das Judenkrämchen geht auch heute ab und wird nicht lange nach diesem Briefe eintreffen. Ich wünschte, ein Mäuschen zu sein und beim Auspacken zuzusehen. Es hat mir recht viel Freude beim Einpacken gemacht. Hebe nur alles wohl auf. Adieu, mein liebes Kind. Augelchen hat es gar nicht gesetzt. Behalte mich nur so lieb, wie ich Dich. Adieu, grüße Herrn Meyer, küsse den Kleinen und schreibe mir bald.

Huber an Körner

[In Mainz verbrachte Goethe, „schon wieder in vaterländischer Luft, zwei muntere Abende" in einem Kreise, der aus dem Historiker Johannes Müller, dem Anatomen Sömmering, dem Naturwissenschaftler Forster und seiner Frau Therese, dem am kurmainzischen Hofe beglaubigten kursächsischen Legationsrat Huber und der Witwe

des Klausthaler Bergmedikus Böhmer bestand. Müller, Sömmering und Forster waren vordem Lehrer am Carolinum zu Kassel gewesen und hatten sich mit Goethe öfters berührt. Jetzt waren sie Zierden der kurmainzischen Universität. Frau Forsters Vater, den Archäologen Heyne in Göttingen, schätzte Goethe als den besten Kenner des klassischen Altertums. Madame Böhmer, die Tochter des Orientalisten Michaelis in Göttingen, die, nachdem sie noch die Namen Schlegel und Schelling getragen hatte, lediglich unter ihrem Vornamen „Caroline" in die Unsterblichkeit eingehen sollte, war gleichermaßen durch Reichtum und Anmut des Geistes wie des Herzens ausgezeichnet. Huber war ein naher Freund Schillers und des Appellationsrates Körner in Dresden, der später der Vater des Dichters der Befreiungskriege wurde.]

[Mainz, 25./26. August 1792] Endlich habe ich Goethe kennen gelernt; er war diese Woche zwei Tage hier in Mainz, und ich habe zwei Abende mit ihm zugebracht. Er war gesellschaftlich lustig, und ich bin in dieser Rücksicht sehr von ihm erbaut gewesen. Übrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgang bis zum Lächerlichen; es war z. B. zweimal durch einen höchst natürlichen Zusammenhang von Dir die Rede, ohne daß auch nur Eine Silbe von ihm herauskam ... Zugleich scheint er politica im Kopf zu haben ... Indessen freute mich, nachdem der erste Anfall von zurückstoßender Steifigkeit vorbei war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anspruchlosigkeit in seinem gesellschaftlichen Ton. Den ersten Abend wurden wir alle durch guten Wein gestimmt, er hatte Einfälle, mit Räsonnement vermischt, und war wirklich lebhaft; in Augenblicken machte es mir vielen Spaß, seine Mutter ganz in ihm wiederzufinden, und das war dann, wenn er launig und kräftig etwas auseinandersetzte, worin eben ihre Originalität vorzüglich liegt. Den zweiten Abend tranken wir Bier, wobei denn für die allgemeine Konversation viel verloren ging, aber er erzählte sehr niedlich und launig manches von Italien und war durchaus leicht und gutmütig.

Goethe über den Kreis in Mainz

Von politischen Dingen war nicht die Rede, man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe; denn wenn sie republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, so eilte ich offenbar, mit einer Armee

zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.

An Christiane

[Trier, 25. August 1792] Wo das Trier in der Welt liegt, kannst Du weder wissen noch Dir vorstellen; das schlimmste ist, daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von Dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. Ich habe meine Mutter, meine alten Freunde wiedergesehen, bin durch schöne Gegenden gereist, aber auch durch sehr garstige, und habe böse Wege und starke Donnerwetter ausgestanden. Ich bin hier, ohngefähr noch eine Tagreise von der Armee, in einem alten Pfaffennest, das in einer angenehmen Gegend liegt. Morgen gehe ich hier ab und werde wohl übermorgen im Lager sein. Sobald es möglich ist, schreibe ich Dir wieder. Du kannst um mich ganz unbesorgt sein. Ich hoffe, bald meinen Rückweg anzutreten. Mein einziger Wunsch ist, Dich und den Kleinen wiederzusehen; man weiß gar nicht, was man hat, wenn man zusammen ist. Das Judenkrämchen ist wohl angekommen und hat Dir Freude gemacht. Wenn ich wiederkomme, bringe ich Dir noch manches mit; ich wünsche, recht bald. Lebe wohl. Grüße Meyern und sei mir ein rechter Hausschatz.
Adieu, lieber Engel, ich bin ganz Dein.
[Praucourt, 28. August 1792] Gestern bin ich im Lager bei dem Herzoge angelangt, habe ihn recht wohl und munter gefunden, und schreibe Dir in seinem Zelte mitten unter dem Geräusch der Menschen, die an einer Seite Holz fällen und es an der andern verbrennen. Es ist fast anhaltender Regen, die Menschen werden weder Tag noch Nacht trocken, und ich kann sehr zufrieden sein, daß ich in des Herzogs Schlafwagen eine Stelle gefunden habe, wo ich die Nacht zubringe. Alle Lebensmittel sind rar und teuer, alles rührt und regt sich, um seine Existenz nur ein wenig leidlicher zu machen. Dabei sind die Menschen meist munter und ziehen bald aus diesem, bald aus jenem Vorfalle einen Spaß. Gestern kamen zwei erbeutete Fahnen, himmelblau, rosenrot und weiß, einige Pferde, zwei Kanonen und Flinten an, worüber man sogleich Regen und Kot vergaß.
Sei meinetwegen unbesorgt, ich habe Dich recht lieb und komme sobald als möglich wieder. Küsse den Kleinen, an den ich so oft denke.

Auch an alles, was um Dich ist, an unsre gepflanzten Kohlrüben und so weiter. Lebe wohl, mein Liebstes.

[Verdun, 2. September 1792] Du mußt, liebes Kind, bald wieder ein Briefchen von mir haben. Wir sind schon weiter in Frankreich, das Lager steht bei Verdun. Die Stadt wollte sich nicht ergeben und ist gestern nacht beschossen worden. Es ist ein schrecklicher Anblick, und man möchte sich nicht denken, daß man was Liebes darin hätte. Heute wird sie sich ergeben und die Armee weiter gegen Paris gehen. Es geht alles so geschwind, daß ich wahrscheinlich bald wieder bei Dir bin. Es war recht gut, daß ich bald ging. Ich befinde mich recht wohl, ob mir gleich manche Bequemlichkeit und besonders mein Liebchen fehlt. Behalte mich ja recht lieb, sorge für Haus und Garten, grüße Herrn Meyer, küsse den Kleinen und iß Deine Kohlrabi in Frieden. Um mich sei unbesorgt. Leb wohl, ich liebe Dich herzlich. Aus Paris bringe ich Dir ein Krämchen mit, das noch besser als ein Judenkrämchen sein soll.

Aus Goethes „Kampagne in Frankreich"

[Verdun, 3. September 1792] ... Am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republikanischer Charakter begegnen. Der Kommandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Übergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathaus in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er sein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen ... Der Kommandant Beaurepaire erhielt später ein Grabmal im Pantheon zu Paris ... Die Preußen zogen ein, und es fiel aus der französischen Volksmasse ein Flintenschuß, der niemand verletzte, dessen Wagestück aber ein französischer Grenadier nicht verleugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, hab ich ihn selbst gesehn: es war ein sehr schöner, wohlgebildeter junger Mann, festen Blicks und ruhigen Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeitlang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur tot aus dem Wasser herausgebracht ...

[Bei Verdun, 8. September 1792] Wir stehen noch bei Verdun, werden aber wohl bald vorwärtsgehen, ich befinde mich recht wohl und habe keine Zeit, hypochondrisch zu sein. Wäre es möglich, daß ich Dich um mich hätte, so wollte ich mir's nicht besser wünschen. Ich denke immer an Dich und den Kleinen und besuche Dich im Hause und im Garten und denke mir schon, wie hübsch alles sein wird, wenn ich wiederkomme. Du mußt mich aber nur liebbehalten und nicht mit den Augelchen zu verschwenderisch umgehen.

Eh wir hier abreisen, wird ein Körbchen abgehen mit Likör und Zuckerwerk; davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige hebe auf, ich schicke Dir noch allerlei in die Haushaltung. Wenn dieser Brief ankommt, bist Du vielleicht schon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite Dich, eine liebe kleine Köchin zu werden. Es ist doch nichts besser, als wenn man sich liebt und zusammen ist. Lebe recht wohl und bleibe mein. Ich habe Dich recht herzlich lieb.

[Bei Verdun, 10. September 1792] Ich habe Dir schon viele Briefchen geschrieben und weiß nicht, wann sie nach und nach bei Dir ankommen werden. Ich habe versäumt, die Blätter zu numerieren, und fange jetzt damit an. Du erfährst wieder, daß ich mich wohlbefinde, Du weißt, daß ich Dich herzlich liebhabe. Wärst Du nur jetzt bei mir! Es sind überall große breite Betten, und Du solltest Dich nicht beklagen, wie es manchmal zu Hause geschieht. Ach! mein Liebchen! Es ist nichts besser, als beisammen zu sein. Wir wollen es uns immer sagen, wenn wir uns wieder haben. Denke nur! Wir sind so nah an Champagne und finden kein gut Glas Wein. Auf dem Frauenplan soll's besser werden, wenn nur erst mein Liebchen Küche und Keller besorgt.

Sei ja ein guter Hausschatz und bereite mir eine hübsche Wohnung. Sorge für das Bübchen, und behalte mich lieb.

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor: daß Dir ein andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt Du aber nicht sehen, sondern Du mußt mich für den besten halten, weil ich Dich ganz entsetzlich liebhabe und mir außer Dir nichts gefällt. Ich träume oft von Dir, allerlei konfuses Zeug, doch immer, daß wir uns liebhaben. Und dabei mag es bleiben.

Bei meiner Mutter habe ich zwei Unterbetten und Kissen von Federn

bestellt und noch allerlei gute Sachen. Mache nur, daß unser Häuschen recht ordentlich wird, für das andre soll schon gesorgt werden. In Paris wird's allerlei geben, in Frankfurt gibt't noch ein zweites Judenkrämchen. Heute ist ein Körbchen mit Likör abgegangen und ein Päckchen mit Zuckerwerk. Es soll immer was in die Haushaltung kommen. Behalte mich nur lieb und sei ein treues Kind, das andre gibt sich. Solang ich Dein Herz nicht hatte, was half mir das übrige; jetzt, da ich's habe, möcht ich's gern behalten. Dafür bin ich auch Dein. Küsse das Kind, grüße Meyern und liebe mich.

[27. September 1792] Dein Briefchen mit dem großen Tintenklecks habe ich erhalten und freue mich, daß es Dir und dem Kleinen wohlgeht und daß Du im stillen der Bequemlichkeit und des Guten genießest, wie ich Dir es hinterlassen habe. Ich stelle mir vor, wie Du das Judenkrämchen in Stücken schneidest und verarbeitest. Die schönen Spitzen zerschneide nur nicht, denn es ist eben zu einer schönen Krause gerechnet. Wenn Du ein braver Hausschatz bist, so wirst Du Freude haben, wenn ich mit allerlei guten Sachen beladen wiederkomme. Ich hoffe, bald wieder in Frankfurt zu sein, und das ist alsdann, ob ich schon wieder bei Dir wäre.

Wir erleben viel Beschwerlichkeiten, besonders leiden wir vom bösen Wetter. Davon werde ich mich in Deinen Armen bald erholt haben. Recht wohl bin ich übrigens und munter. In meinem nächsten Brief kann ich Dir vielleicht mehr sagen. Lebe wohl. Küsse den Kleinen und liebe mich, und mache schön Ordnung, wenn Du nun hervorziehst.

[10. Oktober 1792] Du hast wohlgetan, mir nichts vom Übel des Kleinen zu schreiben, bis es vorbei war. Ich wünsche, Euch beide bald wiederzusehen und Euch an mein Herz zu drücken.

Wenn ich Dir etwas schrieb, das Dich betrüben konnte, so mußt Du mir verzeihen. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren. Du mußt mir wohl ein bißchen Eifersucht und Sorge vergeben ...

Weniger als das Kriegswesen konnte wohl nichts Goethes Natur entsprechen; aber der große Lebenskünstler fand sich sofort zurecht und war an Umsicht und Unerschrockenheit in Gefahren, Ausdauer in Strapazen nicht zu übertreffen. Der erfolgreich begonnene Feldzug nahm infolge der Unentschlossenheit der obersten Heeresleitung rasch

ein klägliches Ende. Mit der fruchtlosen Kanonade von Valmy, während welcher Goethe sich unter dem Protest der Offiziere wissentlich der größten Lebensgefahr aussetzte, nur um das Kanonenfieber kennen zu lernen, ward die Niederlage der deutschen Fürsten und der Sieg der französischen Revolutionsarmee besiegelt. Am Abend dieses denkwürdigen Tages von den Offizieren um seine Ansicht befragt, sagte Goethe: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabeigewesen." Die schon genommenen Festungen hatte man den verachteten Sansculotten ausliefern müssen, und bei anhaltend widrigstem Wetter ward der Rückzug nach der deutschen Grenze hin angetreten, während dessen Goethe sich auf die dringenden Vorstellungen des besorgten Herzogs von diesem und dem Regimente trennte, um sich in Luxemburg und Trier von den ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen. In Trier mietete Goethe „ein einmanniges Boot", das ihn in langer und stürmischer Fahrt nach Koblenz brachte. Inzwischen hatten die Franzosen, unter Custine von Landau aus vordringend, Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt besetzt. Schon dachte Goethe daran, lahnaufwärts nach Weimar heimzureisen, als angesichts des Rheines „eine Sehnsucht ins Weite statt ins Enge" in ihm erwachte. „Ich möchte dies ein umgekehrtes Heimweh nennen." Er mietete einen Nachen, der sich zwar bald als bedenklich leck erwies, ihn aber schließlich doch wohlbehalten nach Düsseldorf trug, wo ihn die durchgeistigte Behaglichkeit des Landsitzes Pempelfort über vier Wochen bei seinem alten Freunde Fritz Jacobi festhielt.

An den Regierungsrat Voigt in Weimar

[10. Oktober 1792] Wir haben in diesen sechs Wochen mehr Mühseligkeit, Not, Sorge, Elend, Gefahr ausgestanden und gesehen, als in unserm ganzen Leben. Der Herzog ist recht wohl, und ich habe mich auch gut gehalten ...

Dieser Feldzug wird als eine der unglücklichsten Unternehmungen in den Jahrbüchern der Geschichte eine traurige Gestalt machen ...

An Christiane

[Luxemburg, 15. Oktober 1792] Wie froh ich bin, zurückzukehren, kann ich Dir nicht ausdrücken, das Elend, das wir ausgestanden haben, läßt sich nicht beschreiben. Die Armee ist noch zurück, die Wege sind so

ruiniert, das Wetter ist so entsetzlich, daß ich nicht weiß, wie Menschen und Wagen aus Frankreich kommen sollen.
Wir wollen es uns recht wohl sein lassen, wenn wir nur erst wieder zusammen sind. Lebe recht wohl, liebe mich und küsse den Kleinen.

An Herder

[16. Oktober] Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamm erlöst hat, der mir bis an die Seele ging ...
Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Kot und Not, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Aasern und Scheißhaufen gefangenhielt ...

An Christiane

[Düsseldorf, 14. November 1792] Ich muß Dir wieder sagen, mein liebes Kind, wo ich bin und wie mir's geht. Von Koblenz eilte ich nach Düsseldorf, meinen alten Freund Jacobi zu besuchen, in dessen Umgange ich mich so wohl befinde als ich mich vor einem Monat übel befand. Er ist sehr schön eingerichtet und ist, mit den Seinigen, sehr gut gegen mich.
Wegen meiner Rückreise bin ich in Verlegenheit. Sehnlichst verlange ich Dich wiederzusehen und bin noch immer wie von Dir abgeschnitten. Frankfurt ist noch in den Händen der Franzosen, der Weg durch Hessen ist noch nicht sicher. Wenn es in acht Tagen nicht anders wird, gehe ich durch Westfalen. Die übeln Wege sollen mich nicht abhalten, wenn ich nur endlich einmal wieder bei Dir sein kann.
Ich hoffe, daß Du wohl bist, denn leider hab ich lange nichts von Dir gehört; ich denke immer an Dich und an den Kleinen und stelle mir vor, wie Du Dich immer artiger einrichtest, wie das Haus fertiger wird und wie hübsch es sein wird, wenn ich zu Dir komme.
Sei vergnügt, mein liebes Kind, genieße der Ruhe, indes so viele tausend Menschen von Haus und Hof und allen ihren Gütern vertrieben in der Welt herumirren und nicht wissen, wohin. Küsse den Kleinen und liebe mich. Mein einziger Wunsch ist, Dich bald wieder zu besitzen. Antworte mir nicht, denn eh Dein Brief ankommen könnte, bin ich schon hier weg. Eh ich abreise, schreibe ich Dir und melde Dir, wann ich bei Dir sein kann.

Helene Jacobi an Sophie Gräfin Stolberg

[Pempelfort bei Düsseldorf, Dezember 1792] Die Politik hat mir zuviel Greuel, als daß ich nur davon anfangen möchte, und Goethe zuviel Gutes und Schönes, als daß ich damit zu Ende kommen könnte. Er ist und bleibt der wahre Zauberer, und auch Sie werden ihn lieben und bewundern, sobald Sie ihn kennen. Was die Leute Sonderbares von ihm schwatzen und reden, ist, weil sie immer nur „die linke Seite" sehen; und das ist auch das Verkehrteste an ihm, daß er so gern das Verkehrte an sich herauswendet. Ich verglich ihn deswegen einmal, gegen ihn selbst, mit einer haute-lisse auf dem Gestell [hochkettiges Teppichgewebe mit senkrechter Kette auf dem Webstuhl]; wer sich nicht bückt, die untere Seite zu sehen, wird die schönen Farben darin nicht ahnden, noch die Ware für sich mögen. — Ihm ward unendlich wohl unter uns, und der Abschied kostete ihm viel. Fritz [Jacobi, Bruder der Briefschreiberin] und er haben sich tiefer durchdrungen und inniger erkannt wie je. Fritzens offnes, sanftes Wesen, seine fromme und doch so freie Seele haben Goethen sehr ergriffen, und so ergriffen, daß ich fast glaube, daß die Folgen davon in eigener Sinnesänderung bei ihm spürbar sein werden; denn Wahrheit ist ihm teuer, sobald er als Wahrheit sie erkennt; aber ihr falsches Bild ihm auch so verhaßt, daß sie eben deswegen die größte Gefahr bei ihm läuft; und indem er jenes rastlos verfolgt, stürzt er über diese oft hin und tritt sie mit Füßen: Um nicht betrogen zu werden von dem, was er scheut, betrügt er sich selbst um das, was er liebt, und je blühender die Schöne ihm entgegenkommt, desto vorsichtiger glaubt er an ihr nur die feine Schminke der Falschen zu erblicken ...
Goethe hat mir unendlich hohen Genuß gegeben, aber auch manchen tiefen Schmerz der Seele. Je mehr ich ihn liebte, desto ängstlicher hätte ich ihn schützen mögen, daß er sich selbst wenigstens nicht schade.

Die Heimreise führte Goethe über Münster, wo er im Hause der Fürstin Gallitzin verweilte, deren tiefe, leise Frömmigkeit ihm wohltat, so wenig er die religiösen Ansichten der zum Katholizismus übergetretenen Freundin Hamanns zu teilen vermochte. Diese begleitete den Weiterreisenden in seinem Wagen bis zur nächsten Station, indes der ihrige folgte. „... Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache: ich wiederholte mild und ruhig

mein gewöhnliches Kredo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seinen Weg nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche, mich wo nicht hier, doch dort wiederzusehen." Am 16. Dezember 1792 traf Goethe endlich wieder in Weimar ein.

An Goethe von seiner Mutter

[die ihm ins Kriegslager den Antrag einer Frankfurter Ratsherrnstelle übermittelt hatte].

[14. Dezember 1792] Lieber Sohn! Soeben erhalte einen Brief von Fritz Jacobi, wodurch ich erfahre, daß Du in der Mitte dieses Monats wieder in Deinem ruhigen Weimar einziehen willst — Du wirst einen Brief von mir vorfinden — worin der Herzog Dich |: der Dich aber noch in Düsseldorf glaubte :| hierher invitirte — ich gab Dir schon in dem Schreiben einen Wink, daß es jetzt hier gar kein Spaß ist — nun da Du gar 30 Meilen in dieser Witterung reisen sollst — um an einen Ort zu kommen — wo, wann zum Unglück Custine zurückkommen sollte — Du doch wieder fortmüßtest; so dächte ich, Du entschuldigest Dich so gut Du könntest. — Wir leben hier in täglicher Angst und Gefahr — und wenn ich einen Gran Furcht mehr hätte, als ich Gott sei Dank nicht habe, so ginge ich in die weite Welt — so aber soll und muß ich's abwarten. Willmer hat endlich der Ratsstelle entsagt — bei der Gelegenheit kam nun abermals die alte Frage an mich, ob ich denn noch keine entscheidende Antwort von Dir erhalten hätte — ich sagte, Du hättest herkommen wollen, aber die Kriegs-Unruhen wären die Ursach Deines Ausbleibens usw. Meine Gründe davor und dagegen habe ich Dir in einem Brief vorgelegt — auch glaube ich, wenn Du Lust gehabt hättest, würdest Du flinker geantwortet haben. Ich glaube allemal, daß Dir in Deiner jetzigen Verfassung nach Leib und Seele besser ist — als in einer neuen Laufbahn — denn Du bist in dem eigentlichen Sinn des Worts ein Freyherr. Doch verdiente die Achtung Deiner Freunde auf alle Fälle eine Rückantwort — auch habe ich sonst bei jedem Fall das Anfragen aufs neue. Vor diesmal ist der Canseley-Rat Metzler von der goldenen Kugel getroffen worden. Solange Mainz noch nicht wieder in deutschen Händen ist, schweben wir immer noch in Furcht und Unruhe — zumal, da auf unsere gute Stadt von Mainz und Straßburg aus so infame Lügen ausgestreut werden — — die Blessierten und Gefangenen muß man fragen, was die

Franckfurther an ihnen getan haben — das all zu erzählen, reichte kein Ries Papier aus — unterdessen sind die Franken jetzt erbost — und kämen sie zurück, Gott weiß, ob nicht diese Verleumdungen doch Unkraut unter den Weizen gesät hätten. Wollen Gott vertrauen und es abwarten. Ich habe einen Offizier und 2 Gemeine zur Einquartierung, es sind Hessen — gute Leute, aber |: unter uns gesagt |: sehr arm — ich muß sie füttern, — die Franzosen hatten die Hülle und die Fülle — daß das Füttern sehr incomdirt, kannst Du leicht denken — doch da es jeder tun muß, so ist's nicht anders. Lebe wohl! Behalte mich in liebevollem Andenken — und hiermit Gott befohlen.

N. S. Es ist eine Ewigkeit, daß ich kein Modejournal und keinen Merkur gesehen habe.

An die Mutter

[Weimar, 24. Dezember 1792] Die Hoffnung, Sie, geliebte Mutter, und meine werten Frankfurter Freunde bald wiederzusehen, ist mir nunmehr verschwunden, da mich die Umstände nötigten, von Düsseldorf über Paderborn und Kassel nach Weimar zurückzukehren.

Wieviel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt! wie sehr die Lage bedauert, in der sich meine Landsleute befinden! Wie sehr habe ich aber auch das Betragen derselben unter so kritischen Umständen bewundert! Gewiß hätte mir nichts schmeichelhafter sein können als die Anfrage: ob ich mich entschließen könne, eine Ratsherrnstelle anzunehmen, wenn das Los mich träfe? die in dem Augenblicke an mich gelangt, da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre ist, als Frankfurter Bürger geboren zu sein.

Die Freunde meiner Jugend, die ich immer zu schätzen so viele Ursache hatte, konnten mir kein schöneres Zeugnis ihres fortdauernden Andenkens geben, als indem sie mich in dieser wichtigen Epoche wert halten, an der Verwaltung des gemeinen Wesens teilzunehmen.

Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf, die ich zu durchleben hatte, und ich konnte nach den Umständen die Hoffnung fassen, in weniger Zeit meine geliebte Vaterstadt wiederzusehen.

Da war es meine Absicht, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken, die man mir erwies, zugleich aber die Lage, in der ich mich gegenwärtig befinde, umständlich und aufrichtig vorzulegen.

Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein

Vaterland empfindet, würde es mir eine schmerzliche Verleugnung sein, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht an der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären.
Des Herzogs Durchlaucht haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihnen so viel schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf.
Danken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen, versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit, und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten.
Sobald es die Umstände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge tun und mündlich und umständlich dasjenige vorlegen, was in diesem Briefe nur oberflächlich geschehen konnte. Möge alles, was meinen werten Landsleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben und uns allen der wünschenswerte Friede wieder erscheinen. Leben Sie wohl.

David Veit an Rahel Levin

[Der zweiundzwanzigjährige David Veit aus Breslau war Student der Medizin in Jena. Ihm gleichalterig war die später durch ihren schöngeistigen „Salon" berühmt gewordene Rahel Levin in Berlin, die nachmalige Frau des Diplomaten und Schriftstellers Varnhagen von Ense.]
[Gotha, den 30. März 1793] Ich hätte Ihnen schon in Weimar schreiben mögen; allein wir eilten zu sehr und mußten schnell über Erfurt hieher, wo ich in einem schönen Gasthofe äußerst bequem sitze.
Ich habe sie wirklich alle gesehen und einen jeden ziemlich umständlich gesprochen, wie sie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder.
Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um und sahen während dem Umkleiden die herzoglich-rudolstadtsche Familie, zierliche Prinzen und einige Prinzessinnen, davon die eine passiert, in demselben Gasthof ankommen.
Aus Furcht, er würde nun bei Hofe erscheinen müssen, nahmen wir uns keine Zeit, die Kleider abzubürsten, und verfügten uns, von einem

Lohnlakai begleitet, unter dem Jubelgeschrei der lauschenden Menge zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief von Hofrat Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehen in einer Art von Nischen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße mit ihren Attributen. Aus der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemälde, vorzüglich Köpfe hangen; aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Teil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch in der Antichambre waren, hereintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das erste, was mir an ihm auffiel und Sie zu wissen verlangen, war seine Figur.

Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe und dieser Größe proportioniert dick, breitschulterig. Wenn Sie meinen Onkel Salomon Veit kennen, so haben Sie die Ähnlichkeit der Figur, aber Goethe ist doch noch größer und stärker. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbraunen im Gemälde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeschnitten als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke, überhaupt sieht man ihm das Alter von vierundvierzig bis fünfundvierzig recht eigentlich an, und das Gemälde ist in der Tat zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seinem Aufenthalt in Italien merklich gealtert habe. Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtsnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. (Ich habe ihn, indes er meinem Onkel verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht starr angesehen.) Der Mund ist sehr schön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig; nur entstellen ihn, wenn er lächelt, seine äußerst krummen Zähne. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten müßte Aufgeblasenheit an einem Menschen

mißfallen, der in Sprache und Manier so ganz simpel wie jeder Geschäftsmann ist. [„Geschäftsmann" im Sprachgebrauch der Zeit gleich „Beamter".] Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhangenden Backen. Im ganzen ist das Gemälde wohl getroffen, aber es macht doch einen sehr falschen Begriff von ihm; Sie würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar ratzenkahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf, weiß gepudert. Die Binde im Porträt verstehe ich gar nicht. Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen dem übergelegten Hemdkragen wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Überrock mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch), eine schmalgestreifte Weste von Manchester oder ähnlichem Zeuge und — vermutlich Beinkleider; der Überrock bedeckte sie; kalblederne ordinäre Stiefel. Alles zusammengenommen kann er ein Minister, ein Kriegsrat, ein Geheimrat, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an; sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz, wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und spricht so fort.

Das Zimmer, in welchem wir standen (sitzen ließ er uns nicht), war mit grünen Tapeten ganz modern geziert; Gemälde und Köpfe rings umher; von der Größe wie das Studierzimmer der [schöngeistigen Gattin des Berliner Arztes] Herz, ein völliges Quadrat: zwei Mahagoni-Tische, ein Spiegel, sechs Lehnstühle, weiß, mit grün- und weißgestreiften seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf, machte dann eine bedeutend lächelnde Miene und — wir waren nicht dumm. Er begleitete uns aus der Antichambre und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber viel wärmer, als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie erwartet hätte, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte.

Goethe ist hier unter vielen Volksklassen (ich habe in den sechs Stunden viel Leute gesprochen) als sehr freundlich, gutmütig bekannt und hat die allgemeine Achtung und Liebe; die mittlern Stände nennen ihn den Genius des Orts; diese Benennung läßt auf Kraftgeniemäßigkeit schließen ... [Eine Wiedergabe des Gemäldes von Lips befindet sich in einem andern Bande der „Bücher der Rose": „Über allen Gipfeln." Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens. 100. Tausend 1922.]

In Frankreich dauerten unterdessen die Unruhen fort, und am 21. Januar 1793 ward der König Ludwig XVI. hingerichtet. „Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsbald eine treue Nachbildung ... Meine dieser unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blockade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte." Inzwischen war nämlich der „Reichskrieg" erklärt worden, so daß also außer Preußen und Österreichern auch Kontingente Kursachsens, Pfalzbayerns und beider Hessen mobil gemacht waren, zusammen 32 000 Mann, die Mainz auf beiden Rheinseiten eingeschlossen hielten. Zu dieser Belagerung von Mainz durch die deutschen Truppen reiste Goethe am 12. Mai 1793 ab, zunächst zehn Tage bei der Mutter in Frankfurt verweilend. Danach blieb er bei seinem Herzog im Lager bei Marienborn, an allen kriegerischen Aufregungen und Ereignissen lebhaften Anteil nehmend.

An Christiane

[Vor Mainz, 29. Mai 1793] Ich bin nun wieder, meine Beste, im Lager angelangt, und es sieht ein gut Teil besser aus als vor dem Jahre. Man muß nur alles Gute und Bequeme, was man zu Hause verließ, eine Zeitlang aus dem Sinne schlagen, so kann es wohl an-

gehen. Abwechslung gibt es genug und viel zu sehen und zu hören. Der Herzog ist recht wohl. Die Armee steht um eine große Stadt, über ein paar Flüsse weg, und man schießt Tag und Nacht. Ich wollte, Du wärst bei mir, so möchte das andre hingehn. Ich war in ein Dorf recht schön einquartiert, da haben mich die Wanzen wie gewöhnlich herausgejagt. Nun schlafe ich wieder im Zelte, angezogen, in einer Stroh-Bucht, und habe eine Decke, die uns, hoffe ich, bald wieder zusammen zudecken soll. Ich denke viel an Dich, küsse Dich und den Kleinen in Gedanken.

Du wirst nun das zweite Paket erhalten und Dich gefreut haben. In Frankfurt steht noch das Bügeleisen; die Schuhe und Pantoffeln waren noch nicht fertig. Bald gehe ich wieder hinein und packe Dir wieder ein Kästchen.

Heute nacht sind wir unsanft geweckt worden. Die Franzosen attakkierten das Hauptquartier, ein Dorf ohngefähr eine halbe Stunde von uns. Das Feuer war sehr lebhaft; sie wurden endlich zurückgetrieben.

Deiner Bitte eingedenk bin ich erst, da es Tag war und alles vorbei, hinuntergeritten. Da lagen die armen Verwundeten und Toten, und die Sonne ging hinter Mainz sehr prächtig auf.

Behalte mich lieb; ich werde mich um Deinetwillen schonen, denn Du bist mein Liebstes auf der Welt. Küsse den Kleinen. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Ich schreibe Dir von Zeit zu Zeit.

[Vor Mainz, 3. Juni 1793] Dein Brief hat mich sehr gefreut, und die Nachricht, daß Ihr wohl seid. Daß Dir das Kleid gefallen hat, kann ich denken. Du hast nun auch einen großen seidnen Schal, mit dem Du die pfui Teufelchen zudecken kannst. [Christiane war schwanger.] Wenn ich wieder nach Frankfurt komme, will ich Dir auch für etwas Weißes sorgen. Küsse den Kleinen, grüße Meyern! Mich betrübt's, daß er wieder krank ist. Ich bin recht wohl und wünsche bald wieder bei Dir zu sein. Lebe wohl. Behalte mich lieb und schreibe bald.

An Fritz Jacobi

[Im Lager vor Mainz, 7. Juni 1793] Dein lieber Brief trifft mich hier und gibt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von meinem Strohlager erhebe und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche Euch Glück zu dem schönen

Frühling in Pempelfort [Jacobis Landsitz bei Düsseldorf], da wir indes auf zertretenen, zu früh abgemähten Ähren uns herumtummeln, stündlich den Tod unsrer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet Ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und ihn auch dieser Gegend wiedergebe ...

An Herder und Frau

[Im Lager bei Marienborn vor Mainz, 7. Juni 1793] Eure Briefe, meine Lieben, mit dem zweiten Teile [von Herders „Briefen zur Beförderung der Humanität"] kamen eben an, als ich den ersten übergeben wollte. Der Herzog dankt und grüßt. Nach dem letzten Überfall und verändertem Lager haben wir uns wieder angebaut. Ich habe ein hübsches Zelt, gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet, bringe die einsamen Stunden des heißen Tages in einer großen mit Fichtenreis beschützten Laube zu, die der Herzog zum Speisesaal errichten ließ. Oft bin ich im Hauptquartier. Der [preußische] General [Graf] Kalkreuth [der Höchstkommandierende vor Mainz] setzt sein gütiges Betragen gegen mich ununterbrochen fort. Ich sehe viel Menschen, höre und sehe, was begegnet, und bin sehr zufrieden, hier zu sein und mich mit so vielen in Geduld zu fassen, da Ihr in der Ferne gewiß ungeduldiger seid. An Übergabe der Stadt wie an Belagerung ist noch nicht so bald zu denken ...

Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. — Die Welt ist groß; laßt ihn lügen drin! — Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man nimmer vorauswissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent pp. ist ihre Nase wie eine Wünschelrute gerichtet. Er hofiert der herrschenden Philosophie schon lange. Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei fudelhaften Vorurteilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen ...

[Mit dem „Propheten" meint Goethe seinen ehemaligen Freund, den Züricher Pfarrer, Philosophen, Philanthropen, Physiognomiker und

Dichter Lavater, den er einst für den vollkommensten aller Menschen gehalten hatte, mit dem er aber in Wirkung der in Lavaters vierbändigem Buche „Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen" zutage tretenden Gesinnung völlig zerfallen war. Lavater unternahm im Frühjahr 1793 eine Reise zu seinen dänischen Verehrern nach Kopenhagen, auf der er auch Weimar besucht hatte. — Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant, „der der Philosophie auf ein Jahrhundert den Weg vorgeschrieben", hatte 1791 in einer kleinen Schrift „Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee" die Frage nach der Herkunft des Bösen behandelt und nachgewiesen, daß es für den Philosophen unmöglich sei, die göttliche Vorsehung hinsichtlich des vielen Bösen in der Welt zu rechtfertigen. Jetzt hatte er in einer zweiten Schrift „Vom radikalen Bösen" seine positiven Ansichten über diese Fragen dargelegt.]

An Christiane

[Bei Marienborn, 14. Juni 1793] Du hast recht wohlgetan, an meine Mutter zu schreiben, sie wird es ja wohl lesen können. Sie ist Dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du so brav bist und mich so glücklich machst.

Ich wünsche, daß Dein Übel am Fuße bald vergehen möge, es ist mir recht betrübt, zu wissen, daß Du leidest. Küsse den Kleinen und halte ihn wohl; ich freue mich, Euch wiederzusehen. Schreibe mir auch etwas von den Gärten, ich höre gern, daß im Hause die Arbeit hintereinander weg geht. Wir haben hier ein unruhiges Leben und doch herzlich langweilig mitunter. Lebe wohl, ich habe Dich über alles lieb.

An die Herzogin Anna Amalia

[Lager Marienborn, 22. Juni 1793] ... Was die Unterhaltung selbst betrifft, ist solche sehr einfach. Ew. Durchlaucht wird bekannt sein, daß die Sprache der Batterien noch einsilbiger ist als die deutsche Sprache. Wir gewöhnen uns an den Lakonismus, der bisher für uns meist ohne Sinn geblieben ist, und sehen seit einigen Tagen mit Freuden, daß man die leidigen Franzen durch eine gezogene Parallele näher einschließt und will's Gott bald aus dem lieben deutschen Vaterlande gänzlich ausschließt, wo sie doch ein vor allemal nichts taugen, weder ihr Wesen, noch ihre Waffen, noch ihre Gesinnungen ...

Goethes Mutter an Christiane

[20. Juni 1793] Daß Ihnen die überschickten Sachen Freude gemacht haben, war mir sehr angenehm — tragen Sie dieselben als ein kleines Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie lieben und hochachten, und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient. Zehn kurze Tage war er nur bei mir und seinen Freunden — wir lebten herrlich und vergnügt — und trösten uns auf seine Wiederkunft — und hoffen, Ihn alsdann etwas länger zu genießen. Sie können nicht glauben, wie lange uns die Zeit wird, bis Mainz wieder in deutschen Händen ist — denn solange die Freiheits-Männer es im Besitz haben, dürfen wir noch nicht jubilieren — Doch Gott lebt noch! und es kann alles besser gehen, als viele jetzt glauben —: Ein einziger Augenblick kann alles umgestalten, sagt Gevatter Wieland — und Gevatter Wieland hat recht. Verzeihen Sie, daß Ihnen von Kriegs und Kriegsgeschrei so was vortragiere — wir sehen und hören aber tagtäglich nichts als Bomben — Kugeln — Pulver-Wägen — Blessierte — Kranke — Gefangene u. d. g. Tag und besonders nachts geht's Kanonieren beinahe an einem fort — da ist's nun freilich kein Wunder, daß im Reden und Schreiben immer von der Sache was herauskommt — da man freilich etwas Besseres und Interessanteres reden und schreiben könnte und sollte. Das soll auch jetzt sogleich geschehen — indem ich mich nach dem Befinden des kleinen lieben Augst erkundigen will — ich hoffe, er ist gesund und munter? Sagen Sie ihm, wenn er hübsch geschickt wäre und das Abc lernte, so wollte ich ihm herrliches Bonbon — und schöne Spielsachen schicken. Nun leben Sie wohl und vergnügt! Dieses wünscht von ganzem Herzen Ihre Freundin Goethe.

An C. G. Voigt

[seit 1791 Mitglied des Geheimen Konseils zu Weimar].

[Marienborn, 3. Juli 1793] Wie selig kann man seine Freunde preisen, die wenigstens das Unheil nicht mit Augen sehen, das in dieser Gegend und nun auch in dem unglücklichen Mainz angerichtet wird. Ihre gütigen Briefe zeigen mir Sie auf dem gewöhnlichen ruhigen, obgleich mitunter beschwerlichen Pfade der bürgerlichen Geschäfte und des häuslichen Lebens, möge ein gutes Geschick Sie lange drauf erhalten.

Mich wandelt in meiner jetzigen Lage eine Art Stupor an und ich

finde den trivialen Ausdruck: der Verstand steht mir still, trefflich, um die Lage meines Geistes auszudrücken.
Die Hälfte der schönen und wohlgelegenen Stadt mag nun wohl schon verbrannt sein; der Erfolg muß diesen grimmigen Entschluß rechtfertigen. Die Situation der emigrierten Mainzer ist die traurigste von der Welt ...
Seit dem Anfange der eigentlichen Belagrung haben unsre Jäger auf ihrem gewöhnlichen Posten weniger Gefahr, als vorher. Es wollte einigen gar nicht schmecken. Einer, der sich ziemlich gut gehalten hat, namens Blumenstein, hat um den Trauschein gebeten, er lebt schon lange mit einem Mädchen, die Güntherin heißt. Durchlaucht sind geneigt, ihm zu willfahren. Hätten Sie wohl die Gütigkeit, zu sorgen, daß dem Mädchen, das er schwanger zurückgelassen, bis zu seiner Rückkunft von Stadtrats wegen kein Leid geschehe? Es gehen jetzt so viel Weltbürger zugrunde, daß man den neu eintretenden wohl ihre Ankunft fazilitieren kann.
[Mainz, 27. Juli 1793] Endlich kann ich doch ein Wort aus Mainz sagen. Man ist so zerstört und zerstreut von den Szenen dieser letzten Tage, daß man vor einer Menge Ideen kaum einige zusammenbringt. Es sei uns indessen genug, daß wir die Franzosen los sind, eben zu einer Zeit, wo die Gefahr bei Zweibrücken sich erneuerte, und so früh, daß noch in diesem Feldzug manches geschehen kann. Von den Klubbisten [Mitgliedern des Mainzer Jakobinerklubs] sind einige entkommen, die meisten vom Volke selbst angehalten worden. Es waren noch bei 18 000 streitbare Männer in Mainz. Das Elend, das die Bürger ausgestanden, ist unbeschreiblich. Doch hat an Gebäuden die Stadt nicht soviel gelitten, als man glaubte. Jedermann behauptet, die Franzosen und Klubbisten hätten Pulver und andre brennbare Materialien in die Kirchen und adelige Häuser gelegt, deswegen sie auch, sobald nur eine Bombe hineingekommen, an allen Enden gebrannt, dahingegen die Bürger durch fleißiges Löschen ihre Häuser erhalten können. Mehr mag ich nicht sagen. Die Zeitungen und Journale werden uns schon alles nach und nach bringen. Es ist über viele Dinge nur Eine Stimme ...

An Fritz Jacobi

[Bei Marienborn, 7. Juli 1793] Wie gern käme ich wieder zu Euch!

Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abend bei dem Mäuseturm ans Land. Ich sah dem Fluß nach, der zwischen die dunklen Berge sich hineindrängt, und wünschte, mit ihm zu Euch zu gehen. Wenn nach dem billigen Wunsch der Königin Esther alles anders wäre, so möchte ich auch wohl schon wieder in dem belaubten Pempelfort spazieren. Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen, ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödlich krank, und es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweitenmal sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind.

Es ist mir lieb, daß Max [Jacobis jüngster Sohn, Student in Jena] auch in meiner Abwesenheit sich zu den Meinigen hält. Auf der kleinen Insel des festen Landes, die sie bewohnen, ist er gern gesehen und gut aufgehoben. Mein Knabe ist ein glückliches Wesen; ich wünsche, daß er mit seinen schönen Augen viel Schönes und Gutes in der Welt sehen möge. Georgen wünsche ich Glück zur Liebschaft; laß ihn bald heiraten, so ist für seine Erziehung gesorgt, wenn er einige Anlage hat, vernünftig zu werden.

Aus der „Belagerung von Mainz"

[25. Juli] Auf dem Chausseehause beschäftigte uns nun der fernere regelmäßige Auszug der Franzosen. Ich stand mit Herrn Gore daselbst am Fenster, unten versammelte sich eine große Menge; doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, muntere wohlgebildete Linientruppen kamen nun heran; Mainzer Mädchen zogen mit ihnen aus, teils nebenher, teils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten sie nun mit Kopfschütteln und Spottreden: „Ei, Jungfer Lieschen, will Sie sich auch in der Welt umsehen?" und dann: „Die Sohlen sind noch neu, sie werden bald durchgelaufen sein!" Ferner: „Hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? — Glück auf die Reise!" Und so ging es immerfort durch diese Zungenruten: die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost, einige wünschten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meisten waren still und sahen ihre Liebhaber an.

Indessen war das Volk sehr bewegt, Schimpfreden wurden ausgestoßen, von Drohungen heftig begleitet ... Die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in diesem gefährlichsten Momente erschien ein Zug, der sich gewiß schon weit hinweggewünscht hatte. Ohne sonderliche Bedeckung zeigte sich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte; an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer, hinter ihnen folgten einige vierspännige Wagen, mit Kisten und Kasten bepackt. Die Stille war ahnungsvoll. Auf einmal rauscht es im Volke und rief: „Haltet ihn an! Schlagt ihn tot! Das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Domdechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!" Es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und es war geschehen.

Ohne weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, ... sprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: „Halt!"

Schon hatte sich das Volk näher herangezogen; zwar den Schlag unterfing sich niemand herabzulassen, der Weg aber selbst war von der Menge versperrt. Ich wiederholte mein „Halt!" und die vollkommenste Stille trat ein. Ich fuhr darauf, stark und heftig sprechend, fort: hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Der König habe freien Auszug gestattet: wenn er diesen hätte bedingen und gewisse Personen ausnehmen wollen, so würde er Aufseher angestellt, die Schuldigen zurückgewiesen oder gefangen genommen haben; davon sei aber nichts bekannt, keine Patrouille zu sehen. Und sie, wer und wie sie hier auch seien, hätten mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein für allemal an dieser Stelle keine Gewalttätigkeit.

Nun staunte das Volk, war stumm, dann wogt es wieder, brummte, schalt; einzelne wurden heftig, ein paar Männer drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen ...

... Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten; der Mann ritt an mich heran und sagte, er wünschte meinen Namen zu wissen, zu wissen, wem er einen so großen Dienst schuldig sei; er werde es zeitlebens nicht vergessen und gern erwidern. Auch das schöne Kind näherte sich mir und sagte das Verbindlichste. Ich antwortete, daß

ich nichts als meine Schuldigkeit getan und die Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink, und sie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Rachesinn irre gemacht, sie blieb stehen; dreißig Schritte davor hätte sie niemand gehindert. So ist's aber in der Welt: wer nur erst über einen Anstoß hinaus ist, kommt über tausend ...

... Indessen konnte sich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich, mit eigener Gefahr, für einen unbekannten, vielleicht verbrecherischen Menschen so viel gewagt habe. Ich wies ihn immer scherzhaft auf den reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: „Es liegt nun einmal in meiner Natur: ich will lieber Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen."

Nach der Übergabe der Stadt Mainz beurlaubte sich Goethe vom Herzog und reiste nach Heidelberg, wo er im Hause seiner alten Freundin, der „Handelsjungfer" Delfs, zum letzten Male mit seinem Jugendfreunde und Schwager Schlosser zusammentraf. Seit dieser sich nach dem Tode Corneliens, der Schwester Goethes, mit Jacobis „Tantchen" Johanna Fahlmer verheiratet hatte, war eine starke Entfremdung zwischen den beiden Männern eingetreten. Jetzt hatte Schlosser seine und Corneliens Tochter Julie begraben müssen, und Goethe wünschte ihm Teilnahme zu bezeugen. Schlosser aber war nicht in der Verfassung, den wissenschaftlichen Problemen, die Goethe damals ganz erfüllten, besonders seiner Farbenlehre, Interesse zuzuwenden, und so blieb die von beiden ehrlich gesuchte innere Annäherung aus.

An Fritz Jacobi

[Frankfurt, 19. August 1793] Ich erhalte Deinen lieben Brief eben, als ich mich zur Abreise von Frankfurt bereite. Mein herumschweifendes Leben und die politische Stimmung aller Menschen treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts hereinkann ...

In die behagliche Stille des häuslichen Kreises zurückgekehrt, zu dem seit November 1791 auch sein römischer Freund Meyer gehörte — der „Kunschtmeyer", wie dieser Schweizer in Weimar hieß — fand Goethe reiche Beschäftigung in der Leitung des Theaters, in der Ausschmük-

kung der neuen Wohnung, in dem Abschluß des Reineke Fuchs und in dem Ausbau seiner Farbenlehre.

An Fritz Jacobi

[dessen jüngster Sohn Ostern 1793 als Achtzehnjähriger die Universität Jena bezogen hatte. Aus dem jungen Mann wurde einer der bedeutendsten Irrenärzte Deutschlands].

[Weimar, Sommer 1793] Auf Deine Anfrage wegen Max muß ich Dir eilig und nur vorläufig antworten. Ich habe mich genau nach ihm erkundigt, ihn selbst gesehen und gesprochen und finde, daß Du keine Ursache hast, besorgt zu sein.

Seine Studien treibt er, wie es zu Anfange zu geschehen pflegt, wo man noch nicht weiß, wo es hinaus soll. Was ihm einen Begriff gibt, interessiert ihn wie billig, weniger das, was eigentlich nur Vorbereitung auf ein Künftiges sein kann. Literargeschichte hat er mit Eifer und Freude gehört. Botanik anfangs auch, zuletzt wollte ihm das Vorzählen und Analysieren der Pflanzen nicht behagen; vielleicht hat der Lehrer einige Schuld, es ging mehr jungen Leuten ebenso. Osteologie [Knochenkunde] hat er gehört, wie man sie zum erstenmal hören kann. Von dem übrigen nächstens.

Sonst versichert man mir, er bereite sich auf seine künftigen Studien fleißig vor, im Gespräch und durch Lesen. Vielleicht verfällt er auch hier in den Fehler der meisten jungen Ärzte, daß er zu geschwind ans Ziel will. So hab ich ihn Gaubens Pathologie neulich lesen sehen, wie er bei mir war. [H. D. Gaub, geboren 1705 zu Heidelberg, gestorben 1780 als Professor der Medizin und Chemie zu Leyden: Institutiones pathologiae medicinales, zuerst 1758, deutsch zuletzt 1791 erschienen.] Doch das ist gewöhnlich, und ich sehe alles das als Lectiones cursorias an: ist der Kopf gut, so stellt sich alles zurecht. Hat er nur erst diesen Winter Anatomie und Physiologie durchgegangen, so wird schon mehr Richtung in seinen Fleiß kommen.

Seine Gesellschaft ist eingeschränkt. Reinhart, an dem er sehr hängt, soll ein edler, guter Mensch sein, der Kenntnisse besonders im literarischen Fach hat; ist er nicht so kühl und ausgebildet, wie es zu wünschen wäre, so ist das wohl die Eigenschaft der Jugend. Ich will mich näher nach ihm erkundigen. Max scheint [in dieser Freundschaft] den Pylades zu spielen, und das ist denn auch nicht so schlimm.

Das Reiseprojekt betreffend, finde ich's freilich weitschichtig, doch was die Reiselust betrifft, so hätte ich ihn an Deiner Stelle nicht so hart angelassen. Ein junger Mensch, der aus der Eltern Hause kommt und in die akademische Freiheit gerät, wird gewöhnlich in irgendein Extrem fallen. Die Reisepassion scheint mir die wenigst gefährliche. Sie zeigt, daß er im Orte keine leidenschaftliche Verbindung hat, daß er was sehen, was erfahren will usw. An Deiner Stelle hätte ich ihm daher zwar den weitläufigen Kreuzzug nicht statuiert, aber zu einem Teil, z. B. Schlossers in Frankfurt, zu finden, über Würzburg, Bamberg, Koburg usw. nach Jena zurückzukehren, die Mittel nicht versagt, ihm ein ander Jahr zu einer Reise nach Dresden Aussicht gelassen. So bliebe man im Besitz, seine Leidenschaften zu lenken. Man läßt ja so junge Leute reisen, wenn sie studiert haben, warum sollten sie es nicht dazwischen tun? und lieber ein Jahr länger auf Akademie bleiben? — Die Zerstreuung? soviel ich habe bemerken können, zerstreut eine leidenschaftliche Ordens- oder Liebesverbindung mehr als Reise, wo man doch immer etwas Nützliches sieht, auch als handelnder Mensch mehr geprüft wird.

Dazu kommt noch Maxens Hindernis am Gehör, das ihn verhindert, an größerer Geselligkeit teilzunehmen. Unter mehreren ist er stumm und zurückgezogen, da er mit wenigen gar frei, verständig, ja sogar munter ist. Wärst Du nicht abgeneigt, ihm noch einen Spaß auf die Ferien zu erlauben, so wollte ich, Du tätest es durch mich, daß ich durch mein Mittlerverdienst mir noch mehr sein Vertrauen erwürbe. Ich werde nicht unterlassen, ihn zu beobachten, und schreibe nur flüchtig, Dich zu beruhigen ...

An Fritz von Stein

[den einundzwanzigjährigen Sohn der Frau Charlotte von Stein, der schon in seiner Kindheit der besonderen Fürsorge und Förderung Goethes sich zu erfreuen gehabt hatte und jetzt, nachdem er einige Semester in Jena studiert, die Handelsakademie des ehemaligen Theologen und Mathematikprofessors Büsch zu Hamburg besuchte. Der zweiundvierzigjährige hervorragende Hamburger Kaufherr Georg Heinrich Sieveking, mit Büsch nahe verwandt, war allen aufklärerischen und freiheitlichen Bestrebungen der Zeit begeistert zugetan. So hielt er auch die Französische Revolution für ein weltbeglückendes Ereignis.]

[Weimar, 23. Oktober 1793] Ich habe mich sehr gefreut, einen Brief von Dir zu sehen, um so mehr, als mir Deine Mutter sagte, Du seiest unterwegs krank geworden; ich wünsche, daß Du bald völlig mögest von dem Anfall geheilt sein, und hoffe, daß Du einen geschickten Arzt gebrauchst.

Schreibe mir, wie Du Deinen Hamburger Aufenthalt benutzest, da die Einrichtung der Hamburger Akademie nicht soviel gewährt, als die Ankündigung hoffen ließ. Das große Leben und Treiben um Dich herum wird Dich bei aufmerksamer Betrachtung über tausend Dinge am besten belehren.

Versäume nicht die mancherlei Rechnungsarten kennen zu lernen und sie zu üben, daß Du sie bequem übersehen und beurteilen kannst. Schreibe mir, wie Du vorwärts kommst. Das relle Verhältnis, das große Kaufleute als kleine Puissances [„Mächte"] zu den Welthändeln haben, wird Dir auch die politischen Begebenheiten interessanter machen, wenn Du den unmittelbaren Einfluß in die Kontore und Kassen Deiner Freunde und Bekannten sehen wirst.

Herr Sieveking mag ein reicher und gescheuter Mann sein, soweit ist er aber doch noch nicht gekommen, einzusehen, daß das Lied Allons, enfants etc. in keiner Sprache wohlhabenden Leuten ansteht, sondern bloß zum Trost und Aufmunterung der armen Teufel geschrieben und komponiert ist ...

Frau von Stein an ihren Sohn Fritz

[Dezember 1793] Die Herzogin erzählte mir, der Geheimrat Goethe habe den Herzog erinnert, für Dich zu sorgen. So dann und wann kommt doch ein Funke von Anhänglichkeit an Dich ...

An Fritz von Stein

[Weimar, 16. März 1794] Ich wünsche Dir, mein Lieber, Glück zu dem Entschlusse, den Du genommen, die merkwürdige Insel zu besuchen; Du hast Vorkenntnisse genug, eine so wichtige Reise zu nutzen, und der Anblick einer so großen tätigen Nation wird Dich auf tausend Dinge aufmerksam machen, die Du noch zu lernen hast. Du hast recht, solange man jung und außer Verhältnissen ist, soll man reisen; an dem fremden Orte, wohin man kommt, soll man sehen, was möglich ist, denn man kommt so selten wieder an den Platz, den man verläßt, als man von Hause wegkommt, wenn sich einmal der Kreis um uns

geschlossen hat. Mache Dir Bekanntschaften, damit man manchmal ein Buch verschreiben kann, womit es bei uns so langsam geht ...

An Johann Gottlieb Fichte

[den zweiunddreißigjährigen Philosophen, der im Mai seine Lehrtätigkeit als Professor in Jena begonnen hatte und der 1807 durch seine „Reden an die deutsche Nation" die nationale Befreiung vorbereitete].

[24. Juni 1794] Für die übersendeten ersten Bogen der Wissenschaftslehre danke ich zum besten; ich sehe darin schon die Hoffnung erfüllt, welche mich die Einleitung fassen ließ. Das Übersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse.

Nach meiner Überzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohltat erweisen und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte.

Ich erwarte mit Verlangen die weitere Fortsetzung Ihrer Arbeit, um manches bei mir zu berichtigen und zu befestigen, und hoffe, wenn Sie erst freier von dringender Arbeit sind, mit Ihnen über verschiedene Gegenstände zu sprechen, deren Bearbeitung ich aufschiebe, bis ich deutlich einsehe, wie sich dasjenige, was ich zu leisten mir noch zutraue, an dasjenige anschließt, was wir von Ihnen zu hoffen haben. Da ich mit Freuden teil an der Zeitschrift nehme, die Sie in Gesellschaft würdiger Freunde herauszugeben gedenken, so wird auch dadurch eine wechselseitige Erklärung und Verbindung beschleunigt werden, von der ich mir sehr viel verspreche. Leben Sie recht wohl.

Aber wie stark und unablässig Goethe auch von den verschiedensten Pflichten und Aufgaben, Neigungen und Interessen in Anspruch genommen war, es fehlte seinem tätigen Leben in diesen Jahren doch noch das beste und gerade für ihn notwendigste: die Interessengemeinschaft mit einer anders gearteten aber gleich starken Persönlichkeit, ein geistiger Austausch, bei dem er in dem Maße, wie er gab, auch nehmen konnte. Denn: „Noch war der Zwiespalt, den das wissen-

schaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, keineswegs ausgeglichen: denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämtlich für sich zu fordern. In diesem Drange und Widerstreit übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller ..."

Die Jahre mit Schiller

Unbeeinflußt von beider Willen, ja fast gegen beider Willen, hat das Schicksal, wie von einer Naturnotwendigkeit geleitet, Goethe und Schiller zusammengeführt, deren Namen wir heute so gern in Einem Atem nennen, wie ihr Erbe ja auch in dem geistigen Besitz der Nation längst zu einer Einheit verschmolzen ist.

Die erste Begegnung konnte nur von Schiller als solche empfunden werden, der am 14. Dezember 1779, selber noch Eleve der Militärakademie zu Stuttgart, den um zehn Jahre älteren, gefeierten Dichter des „Götz" und des „Werther" als Gast des Herzogs Karl Eugen von Württemberg gesehen hatte, ohne von ihm beachtet worden zu sein. Die Jahre, in denen Schiller sich alsdann emporrang und durch leidenschaftliche Dramen die deutschen Herzen eroberte, verbrachte Goethe in ausschließlicher Hingabe an die Pflichten, die er als Freund und Beamter seines jungen Herzogs übernommen hatte, scheinbar ohne künstlerische Weiterentwicklung. Er weilte in Italien, als Schiller zum ersten Male nach Weimar kam und in Goethes Garten den Geburtstag des Abwesenden mitfeierte. Was dieser in Rom gewonnen hatte: die neue Auffassung der Kunst, ihrer Formen, Maße und Ziele und ihres Verhältnisses zur Natur — das mußte ihn nach seiner Rückkehr die Gegensätzlichkeit zwischen sich und dem, was Schiller war und wollte, nur um so peinlicher empfinden lassen. Ja, bei Schillers Begabung, Ruhm und wachsendem Einfluß mußte Goethe die eigene Arbeit durch den „Räuberdichter" geradezu für gefährdet halten, ihm der überwundene „Sturm und Drang" von neuem hereinzubrechen scheinen.

Goethe fühlte sich immer reiner als Kind der Welt, der Natur, deren Betrachtung ihn beglückte, wie sie ihn auch künstlerisch das Erschaute gestalten ließ. Schillers Leidenschaft war der Gedanke, die philo-

sophische Spekulation, die ihn als Herrn der Welt sich fühlen und künstlerisch nach der Verkörperung des Gedachten streben ließ.
Ein am 17. September 1788 von den Freunden zustande gebrachtes Zusammentreffen in dem Kreise der Frau von Lengefeld zu Rudolstadt verlief gezwungen: Goethe war durch die Anwesenheit der Frau von Stein, durch die Absichtlichkeit der Situation und die noch nicht geklärte Veränderung aller seiner Verhältnisse beengt, Schiller in dem erstarkten Gefühl des eigenen Wertes nicht gewillt, sich unterzuordnen, wenn er auch „die große Idee", die er von Goethe hatte, bestätigt fand.
Vielleicht war damals ihr Verhältnis so, daß Goethe sich durch den Menschen Schiller wider Willen angezogen fühlte, während ihn der Dichter abstieß, und daß umgekehrt Schiller dem Menschen Goethe — auch wohl im Blick auf „die ominöse Liäson mit dem Bertuchschen Blumenmädchen" Christiane Vulpius — mißtraute, während er den Dichter bewunderte.
Ihre Stunde war noch nicht gekommen. Gleichwohl bemühte sich Goethe alsbald um Schillers Ernennung zum Geschichtsprofessor an der Universität Jena, wenn er auch in den fünf Monaten, die Schiller jetzt in Weimar zubrachte, keine Notiz von ihm nahm. Je härter Schiller unter einem widrigen Schicksal und der stumpfen Welt gelitten hatte, um so mehr mußte ihn die Gleichgültigkeit gerade Goethes verletzen, der seinerseits hier, wie so oft, wenn er hart und egoistisch erscheint, nur dem unbewußten Gebot der unbedingten Erhaltung seiner Persönlichkeit gehorchte.
Bei Goethes nahen Beziehungen zur Universität Jena konnten zufällige Begegnungen mit Schiller nach dessen Amtsantritt nicht ausbleiben, doch sollten noch Jahre vergehen, ehe die beiden Großen sich fanden, die sich inzwischen jeder seiner Leidenschaft hingaben: Schiller der Philosophie und Ästhetik, Goethe der Naturwissenschaft. Äußerlich dann und scheinbar zufällig in Naturwissenschaft und Philosophie sich findend, haben sie einander von aller Einseitigkeit befreit und zu neuem dichterischen Schaffen angeregt.
Der 14. Juli 1794 brachte die entscheidende Wendung. Kurz zuvor war Schiller aus einem langen, in seiner schwäbischen Heimat verbrachten Erholungsurlaub zurückgekehrt und hatte den Plan zu einer neuen Monatschrift „Die Horen" mitgebracht, die bei Cotta in Stuttgart er-

scheinen sollte. Die Zeitschrift sollte „sowohl philosophischen Untersuchungen als historischen und poetischen Darstellungen" offenstehen. Alles, „was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann", besonders aber auch alles auf Staatsreligion und Verfassung Bezügliche sollte ausgeschlossen bleiben. Schiller hatte unter anderen auch Goethe zur Mitarbeit eingeladen, und dieser hatte zustimmend geantwortet, das Nähere mündlicher Besprechung vorbehaltend. Im Juli kam Goethe wieder nach Jena und wohnte am 14. seiner Gewohnheit gemäß einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft bei. Beim Hinausgehen trifft er mit Schiller zusammen, ein Gespräch knüpft sich an, und Schiller äußert im Rückblick auf das Gehörte, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien keineswegs anmuten könne. Goethe erwidert, daß es vielleicht noch eine andere Weise gebe, die Natur wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Schiller wünscht hierüber mehr zu hören. Sie gelangen zu seinem Hause, das Gespräch lockt Goethe mit hinein. Er trägt seine Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und läßt mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schillers Augen entstehen. Dieser hört und sieht alles mit entschiedener Fassungskraft, schüttelt dann den Kopf und sagt: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Goethe stutzt. Der Punkt, der sie trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Eine lange philosophische Debatte schließt sich an, und am Ende kann sich keiner für den Sieger halten, hält sich jeder für unüberwindlich. „Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute bewirkt hat.

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

[Jena, 23. August 1794] Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Teil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativistischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der

Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in der ersten Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht

habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Oppositа geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

An Schiller

[Ettersburg, 27. August 1794] Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können, als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen

gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unsrer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

An Goethe von Schiller

[Jena, 31. August 1794] Bei meiner Zurückkunft aus Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zusammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war. Denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete, und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel. Unsre späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft tut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerm Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Danach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so

habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.
Sie wollten, daß ich von mir selbst reden sollte, und ich machte von dieser Erlaubnis Gebrauch. Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin, und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen...

An Schiller

[Anfang September 1794] Die mir übersandten Manuskripte sowohl als das Bruchstück der Entwicklung des Erhabnen habe mit viel Vergnügen gelesen und mich daraus aufs neue überzeugt, daß uns nicht allein dieselben Gegenstände interessieren, sondern daß wir auch in der Art, sie anzusehen, meistens übereinkommen. Über alle Hauptpunkte, sehe ich, sind wir einig, und was die Abweichungen der Standpunkte, der Verbindungsart, des Ausdrucks betrifft, so zeugen diese von dem Reichtum des Objekts und der ihm korrespondierenden Mannigfaltigkeit der Subjekte. Ich würde Sie nun ersuchen: mir nach und nach alles, was Sie über diese Materie schon geschrieben und drucken lassen, mitzuteilen, damit man ohne Zeitverlust das Vergangene nachholte.
Dabei hätte ich Ihnen einen Vorschlag zu tun: Nächste Woche geht der Hof nach Eisenach, und ich werde vierzehn Tage so allein und unabhängig sein, als ich sobald nicht wieder vor mir sehe. Wollen Sie mich nicht in dieser Zeit besuchen? bei mir wohnen und bleiben? Sie würden jede Art von Arbeit ruhig vornehmen können. Wir besprächen uns in bequemen Stunden, sähen Freunde, die uns am ähnlichsten gesinnt wären und würden nicht ohne Nutzen scheiden. Sie sollten ganz nach Ihrer Art und Weise leben und sich wie zu Hause möglichst einrichten. Dadurch würde ich in den Stand gesetzt, Ihnen von meinen Sammlungen das wichtigste zu zeigen, und mehrere Fäden würden sich zwischen uns anknüpfen. Vom vierzehnten an würden Sie mich zu Ihrer Aufnahme bereit und ledig finden. Bis dahin verspare ich so manches, das ich zu sagen habe, und wünsche recht wohl zu leben.

Schiller an seine Frau

[Weimar, 14./20. September 1794] Ich bringe die meiste Zeit des Tages mit Goethen zu, so daß ich bei meinem langen Schlafen kaum für die nötigsten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen

waren wir von 1/2 12 Uhr, wo ich angezogen war, bis nachts um 11 Uhr ununterbrochen beisammen. Er las mir seine [Römischen] Elegien vor, die zwar schlüpfrig und nicht sehr dezent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonst sprachen wir sehr viel von seinen und meinen Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerspielen u. dgl. Ich habe ihm meinen Plan zu den Maltheſern gesagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der regierenden Herzogin, wo er ihn spielen lassen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut Rat dazu werden, denn er hat mir viel Lust dazu gemacht, und dieses Stück ist noch einmal so leicht als Wallenstein. Er hat mich gebeten, seinen Egmont für das Weimarer Theater zu korrigieren, weil er es selbst nicht wagt, und ich werde es auch tun. Meinen Fiesko und Kabale und Liebe rät er mir auch nur ein wenig zu retouchieren, daß diese Stücke ein bleibendes Eigentum des Theaters werden. Was seinen Anteil an den Horen betrifft, so hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorrätige Arbeit. Seine Elegien gibt er uns, und zwar gleich für die ersten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeschlagen, einen Briefwechsel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide interessieren, und dieser Briefwechsel soll dann in den Horen gedruckt werden.

Schiller an Friedrich Wilhelm von Hoven

[Hofmedikus in Ludwigsburg, ihm von der Karlsschule her befreundet].

[Oktober 1794] In diesem Sommer bin ich endlich mit Goethen genau zusammengekommen, und es vergeht keine Woche, daß wir einander nicht sehen oder schreiben. Vor einiger Zeit habe ich mehrere Wochen in Weimar bei ihm gewohnt und ihn ganz in seinem Wesen kennen lernen. Er ist ein höchst interessanter Charakter in jedem Betracht, und seine Sphäre ist so weit ausgebreitet. In naturhistorischen Dingen ist er trefflich bewandert und voll großer Blicke, die auf die Ökonomie des organischen Körpers ein herrliches Licht werfen. Sein Dichtergeist ist noch ganz und gar nicht ausgelöscht, nur hat er sich seit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelassen, davon Du in den ersten Stücken des Journals [Die Horen] Proben finden wirst. Über die Theorie der Kunst hat er viel gedacht und ist auf einem ganz andern Weg als ich zu den nämlichen Resultaten mit mir gekommen.

An Schiller

[26. Oktober 1794] Das mir übersandte Manuskript [Schillers für das erste Heft der „Horen" bestimmte „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen"] habe sogleich mit großem Vergnügen gelesen, ich schlurfte es auf Einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig, und wie sollte es anders sein? da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand. Auch Meyer hat seine große Freude daran, und sein reiner, unbestechlicher Blick war mir eine gute Gewähr.

An Fritz Jacobi

[29. Dezember 1794] Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nie beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Übung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixieren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem ersten so aufmerksam, bei dem zweiten so genau als möglich zu sein, beim dritten vollständig zu werden und beim vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit nur auch ich sonst keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntnis nimmt man leider bei dieser Gelegenheit auch zu. O! mein Freund, wer sind die Gelehrten und was sind sie!

Hölderlin an Neuffer

[Der vierundzwanzigjährige Dichter Friedrich Hölderlin aus Lauffen in Württemberg studierte bei Fichte in Jena Philosophie. Sein etwa gleichalteriger Landsmann Ludwig Neuffer, ein heute vergessener Dichter, war Hilfsprediger in Stuttgart.]

[Jena, November 1794] Auch bei Schiller war ich schon einige Male, das erstemal eben nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich

begrüßt, und bemerkte im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas Besonderes ahnen ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn, begrüßt ich ihn und war einzig im Innern und Außern mit Schillern beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht An das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fühlt es, daß ich über und über rot wurde. Hätt ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich drauf zu mir, erkundigte sich nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unsres Dorfes; und ich beantwortete das alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Meyer aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt sich über manches mit ihm. Aber ich ahndete nichts.

Ich ging und erfuhr an demselben Tage im Klub, daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglück und meine dummen Streiche gutzumachen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speist ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich soviel wie möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit und seine Unterhaltung, worin sein ganzer kolossalischer Geist erschien, mich das Unglück, das mir das erstemal begegnete, vergessen ließ.

[Jena, 19. Januar 1795] Auch mit Goethen wurd ich bekannt. Mit Herzpochen ging ich über seine Schwelle. Das kannst Du Dir denken. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause, aber nachher bei der Majorin [von Kalb]. Ruhig, viel Majestät im Blick und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe auf die Torheit um ihn, und ebenso bitterm Zuge im Gesichte — und dann wieder von einem Funken seines noch lang nicht erloschenen Genies gewürzt wird — so fand ich ihn. Man sagte sonst, er sei stolz; wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückstoßende im Benehmen gegen unsereinen verstand, so log man. Man glaubt oft,

einen recht herzguten Vater vor sich zu haben. Noch gestern sprach ich ihn hier im Klub.

An Schiller

[Neujahr 1795] Viel Glück zum neuen Jahre. Lassen Sie uns dieses zubringen, wie wir das vorige geendet haben, mit wechselseitiger Teilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Wenn sich die Gleichgesinnten nicht anfassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden. Ich freue mich in der Hoffnung, daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden ...
Lassen Sie uns nur unsern Gang unverrückt fortgehen, wir wissen, was wir geben können und wen wir vor uns haben. Ich kenne das Possenspiel des deutschen Autorwesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen ...

An Christiane

[Karlsbad, 7. Juli 1795] Nachdem ich leidliche und böse Wege zurückgelegt, bin ich glücklich in Karlsbad angekommen. Die ersten Tage waren sehr regnicht, jetzt fängt's an besser zu werden. Ich habe angefangen den Brunnen zu trinken und habe viel Bekanntschaft gemacht. Augelchen setzt's auch genug, dabei wünsche ich mir, daß ich Dir die Felsen und Gegenden zeigen könnte. Einige Spaziergänge sind sehr schön. Hier schicke ich Euch eine Schachtel getrocknetes Obst. Grüße den Kleinen. Ich freue mich schon, das Haus wieder recht ordentlich zu finden. Lebe wohl und behalte mich lieb.
[Karlsbad, 15. Juli 1795] Dem Fuhrmann, der Herrn von Oppels Küch und Keller hergebracht hat, gebe ich dies Blatt an Dich mit. Es ist mir bisher recht wohl gegangen, der Brunnen bekommt mir gut und fegt alles Böse aus; ich hoffe, recht ausgespült zu Dir zu kommen. Die Gesellschaft ist sehr zahlreich und angenehm, es gibt manchen Spaß und Augelchen die Menge, wobei ich mich immer mehr überzeuge:
Von Osten nach Westen / Zu Hause am besten.
Ein schöner Taft wird meinen kleinen Schatz erfreuen, sie sind so schön hier, daß einem die Wahl weh tut. Und noch was, das Du gerne hast. Lebe wohl, grüße und küsse Gusteln. Adieu. Liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts Besseres sehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben.

Aus dem Tagebuche der Friederike Brun

[Die vierzigjährige Schriftstellerin Friederike Brun, Tochter eines deutschen Pfarrers zu Kopenhagen, Gattin eines dänischen Konsuls zu St. Petersburg, weilte gleichzeitig mit Goethe in Karlsbad.]

Abends brachte mir die brave Goechhausen den Goethe. Anspruchsloser, wie er es ist in seinem Reden und Schweigen, in seinem Gehen und Stehen, ist es unmöglich zu sein. Sein Gesicht ist edel gebildet, ohne gleich einen innern Adel entgegenzustrahlen, eine bittere Apathie ruht wie eine Wolke auf seiner Stirn. Bei einem schönen männlichen Wuchs fehlt es ihm an Eleganz und seinem ganzen Wesen an Gewandtheit; ist das der Günstling der Musen und Grazien? dies der Schöpfer des Tasso, des Egmont und der Iphigenia, des Werthers und Götz, des Faust, und ach, der Sänger jener herzempörenden und herzstillenden Lieder? Ich sah nur den Verfasser des Wilhelm Meister diesen Abend, und auch der ist aller Ehren wert. — Da faßte mich bei einem Gedanken, aus dem der seinige zurückstrahlte, plötzlich sein Flammenauge, und ich sah Fausts Schöpfer. Ich sehe ihn seitdem täglich und versäume keine Gelegenheit, ihn zu sehen. Anfangs quälten mich seine Blicke, die ich immer auf mir und an mir empfand, wenn ich ihn nicht ansah, und die dann die des forschenden Beobachters waren, und des Beobachters ohne Hoffnung und Glauben an reinen Menschenwert, der nur neue Gestalten zu seinen lebenvollen Gemälden sucht und in die Welt sieht wie in einen Guckkasten. Gestern und heute ist er sehr liebenswürdig und traulich gewesen, und ich habe zuweilen den Werther und Egmont hervorleuchten sehen — ob ich den Tasso und Iphigenia erblicken werde? Das Glück hat ihn verzogen und die Weiber. Er hat geschwelgt ohne zu genießen, genommen ohne zu geben; ob je in seinem Herzen der reine Ton der Liebe wieder erklingen wird? ...

Heute sah er zuweilen leibhaftig aus wie sein Faust. Bald glaubte ich ihn auf dem Fasse zu sehen, und dann glaubte ich wieder, der Gottseibeiuns würde ihn auf der Stelle holen.

Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus. „Er habe seinen Zweck während seines zweijährigen Aufenthalts doch nicht erreicht, und warum? Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit ins Anschauen der

Schönheit übergegangen wäre, er sozusagen sein Selbst darin verloren hätte."
Heute redete ich viel mit ihm über seine häuslichen Verhältnisse, seine Freunde, seinen Knaben. Wie er aus Scheu vor einer genauen Verbindung nach und nach mit einem Wesen, das Gleichheit der Denkart und Handlungsweise ihm liebgemacht habe, in die genaueste geraten sei. Ich sagte ihm meine Freude an seiner Wahrhaftigkeit und Billigkeit. „Das erste ist man, weil man muß, das zweite soviel man kann", sagte er sehr bescheiden.
Er scheint sehr kinderlieb zu sein ... Er hat soviel Kindlichkeit und Einfalt in seinem Wesen, wie alle erhabenen Geister ...
Kleine Polin, mit der Goethe viel sprach. Ein stilles, liebes Wesen. Goethe liebt die Leidenden und gesellt sich sanft und teilend zu ihnen. Wir redeten über das große unerschöpfliche Sujet, „den Menschen". Wie kein Mensch die ganze hehre Form und Würde der Menschheit ausfülle und erreiche. Wie jeder Mensch in seinem Innern eine ganze Weltgeschichte erlebe. Über Kinder: man muß ihren Begierden entgegenkommen. Je lebhafter sie sind, um desto mehr, weil nur aus innerer Begierde und äußerm Widerstand Unwahrheit geboren wird ...
Seine Kinderliebe ist charakteristisch. Die meinigen hängen mit Leidenschaft an ihm, und ich würde ihm mit Freuden ein Mädchen anvertrauen. Denn seine Überzeugung von weiblicher Bestimmung und weiblicher Würde ist äußerst edel und zart. Seit fünfzehn Jahren studiert er ausschließend Naturgeschichte ...

An Christiane

[Ilmenau, 2. September 1795] Nun, mein Liebchen, werde ich bald wieder bei Dir sein, Sonntag früh gehe ich hier ab. Es ist mir und dem Kleinen recht wohl gegangen. Wir haben gutes Wetter und mitunter recht schönes gehabt, heut ist ein herrlicher Tag. Der Kleine ist gar zu artig und freut sich über die Sachen und Arbeiten, die er sieht, er behält alles recht gut und fragt gar vernünftig. Er hält sich mit allen Leuten. Ich hab ihm einen Berghabit machen lassen, und morgen, da die Bergleute einen Aufzug haben, soll er mitgehen. Das macht ihm großen Spaß, aber in die Kirche will er nicht mit hinein. Er bringt Dir eine Tasse mit, die man ihm geschenkt hat, und füttert sich über-

haupt aufs beste. Des Morgens um 5 Uhr sind wir wach, abends aber geht's auch bald zu Bette. Lebe wohl, ich hoffe Dich wohl und das Haus in guter Ordnung zu finden. Ich bringe einen Wildbretsbraten mit und will nächste Woche Gäste darauf bitten.

Wilhelm von Humboldt an seine Frau

[1795] Als wir gestern ankamen, kam der August Goethen entgegengesprungen, und Du hättest nur sehen sollen, wie der Junge so lieb tat mit seiner heftigen Zärtlichkeit, und der alte Goethe so herzlich froh dabei war ...

Hatte Goethe als junger Student in Herder die Sonne gesehen, deren Planet zu werden ihm genug sein sollte, hatte er ihm unendliche Förderung zu verdanken gehabt, mochte ihm gering erscheinen, was er selber für den im Leben schwer sich Zurechtfindenden äußerlich getan hatte — so war das Verhältnis zu Herder für Goethe doch alle die Jahre hindurch keine leichte Schule gewesen. Jetzt sollte es gänzlich erschüttert werden.

Im Jahre 1788 während Herders italienischer Reise hatte der Herzog auf Goethes Verwendung versprochen, die Sorge für die Zukunft der Herderschen Kinder mit zu übernehmen, um Herder, an den ein Ruf der Universität Göttingen ergangen war, in Weimar zu halten. Inzwischen waren Herders Söhne herangewachsen, und ohne Rücksprache mit dem Herzog hatten die Eltern längst über ihre Ausbildung verfügt. Jetzt erschraken sie über die großen Kosten und verlangten vom Herzog nachträglich eine namhafte Summe Erziehungsgelder. Karl August bestritt sein Versprechen nicht, wollte sich aber zur Anerkennung dieser Eigenmächtigkeiten nicht zwingen lassen. Vergeblich suchte Goethe zu vermitteln. Da wandte Karoline Herder sich in einem maßlosen Briefe an ihn. Er antwortete:

An Frau Caroline Herder

[30. Oktober 1795] Nicht um Ihre Meinung zu lenken, sondern um Ihnen die meinige vorzulegen, ergreife ich die Feder und erspare dadurch dem guten Knebel die Unannehmlichkeit, an einer Sache teilzunehmen, in der er so wenig als ich raten und helfen kann. Mit Ihnen zu sprechen, möchte in diesen leidenschaftlichen Augenblicken nicht rätlich sein; wir werden einander nicht überzeugen. Sie haben mir schon geschrieben, was ich nicht lesen sollte; ich müßte erwarten zu hören,

was ich nicht hören darf. [Hier folgen eingehende Ausführungen, die sich auf viele Einzelheiten der Erziehungskosten der Herderschen Kinder beziehen und für den heutigen Leser keine Bedeutung haben.]
So denke ich und so werde ich denken, wenn nicht ein Wunder oder eine Krankheit meine Organe verändert. Wie Sie denken, sehe ich aus Ihren Briefen; meine Absicht ist nicht, auf Sie zu wirken. Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen und von dem Vergangnen kein Wort mehr sprechen.
Können Sie sich in Absicht auf die Unterhaltung und Versorgung der Kinder dem Herzog nähern, können Sie wegen der Zukunft und wegen des Vergangnen billige Vorschläge tun, so lassen Sie mich sie durch Knebeln wissen. Ich weiß wohl, daß man dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat; aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu tun, was ich tun kann.
[Goethe hat sein Versprechen gehalten. Er hat den aufgebrachten Herzog besänftigt und die Geldangelegenheit zufriedenstellend geordnet. Aber das Band zu Herder war zerrissen, sie gingen ohnehin nicht mehr nebeneinander. Goethes Leben hatte sich auf neuen Wegen neuen Zielen zugewandt, Herder verbrachte den kurzen Rest des seinen in immer neuen Enttäuschungen und Aufregungen, und, trotz anfänglicher Mitarbeit an den Horen, innerlich außerstande, mit Goethe und Schiller zu gehen.]

An Schiller

[Weimar, 1. November 1795] Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zur Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichtrischen Familie für ein Mädchen zu sorgen. Ich komme nun bald und bedarf wirklich eines Gesprächs, wie ich es mit Ihnen führen kann; ich habe Ihnen viel zu sagen. Noch immer bin ich nicht auf den Pfaden der Dichtung. Durch äußre Veranlassung habe ich in der Baukunst mich wieder umgesehen und habe einiges bei dieser Gelegenheit zusammengestellt, das Urteil über solche Kunstwerke zu erleichtern und zu fixieren.

An Christiane

[Jena, 9. November 1795] Ich bin hier recht vergnügt und fleißig,

wenn ich nur auch wüßte, daß Du und der Kleine recht wohl bist. Laß mir doch sobald als möglich ein Wort schreiben. Vielleicht bleibe ich bis zu Ende der Woche hier, denn im stillen Schloß läßt sich's recht gut denken und arbeiten. Abends bin ich bei Schillern, und da wird bis tief in die Nacht geschwätzt. Ich wünsche Dich recht wohl zu wissen, und daß der Kleine brav trinkt, ißt und zunimmt. Lebe recht wohl und behalte mich lieb.

An Schiller

[Weimar, 21. November 1795] Ich erhalte Ihren lieben Brief und danke für den Anteil, dessen ich schon versichert war. Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser tut, sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfen, die uns die Kultur anbietet, zusammenzunehmen. Entschließt man sich zu dem letzten, wie ich es immer tue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet. [Der Knabe, dessen Geburt Goethe am 1. November gemeldet hatte, war inzwischen schon gestorben.]

Waren Goethes letzte unter den italienischen Eindrücken gereifte Dichtungen sehr kühl aufgenommen worden, so stieß auch Schillers Monatsschrift „Die Horen" in den literarischen Kreisen auf so viel Verständnislosigkeit und Übelwollen, daß die beiden Dichter den Plan eines gemeinsamen großen Strafgerichts faßten, das keineswegs auf die zufälligen persönlichen Widersacher beschränkt blieb. Die kleinen scharfen, teils von Goethe, teils von Schiller verfaßten Spottgedichte: „Xenien" (Gastgeschenke) genannt, deren jedes sich gegen eine literarische, theologische, politische, künstlerische Verkehrtheit, Halbheit oder Plattheit und den, der sie begangen, wandte, erschienen in Schillers Musenalmanach für 1797 und erregten das ärgerlichste und zornigste Aufsehen, mehr ihren Urhebern Feindschaft eintragend, als sachlich irgend etwas bessernd. Nachdem sie ihrem Zorn einmal kräftig Luft gemacht, haben die beiden Dichter sich später nicht mehr um die neidischen oder verständnislosen „Zunftgenossen" bekümmert. Was besonders Goethes Mutter anerkannte, indem sie ihm am 9. April 1804 schrieb: „... Auch macht Schiller und Du mir eine unaussprechliche Freude, daß Ihr auf allen den Schnick — Schnack — von Rezenzieren — gewäsche — Frau Basengeträtsche nicht ein Wort ant-

wortet; da mögten die Herrn sich dem sei bei ergeben — das ist prächtig von Euch. Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort — Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit — und diese armselige Wische zerreißen einem in der Hand — sind das Planieren nicht wert, Punktum."

An Schiller

[23. Dezember 1795] Mit Verlangen warte ich aufs neue Jahr und suche mancherlei kleine Geschäfte abzutun, um Sie wieder mit Freiheit auf einige Zeit besuchen zu können. Ich wünsche nur, daß ich Sie wohl und poetisch antreffen möge, denn es ist das nun einmal der beste Zustand, den Gott den Menschen hat gönnen wollen. Mein Roman ruht nun nicht, bis er sich fertig macht, worüber ich sehr vergnügt bin, denn mitten unter allen Zerstreuungen treibt er sein Wesen immer fort ...

Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Distichо, zu machen, wie die Xenia des Martials sind, der mir dieser Tage gekommen ist, müssen wir cultivieren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein paar zur Probe. Daß Cotta über die Subskription der Horen nicht herauswill, gefällt mir nicht ganz; wo ich hinhöre, spricht man von vermehrter Subskription.

Wird sich denn dieser edle Sosias [Buchhändler im alten Rom] mit seinem Gold und Silber auf das Fest Epiphaniae einfinden? Weihrauch und Myrrhen wollen wir ihm erlassen.

Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andern so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat.

An Goethe von Schiller

[25. Dezember 1795] Was Sie von der vermehrten Subskription auf die Horen schreiben, überraschte mich, und es möchte wohl nur sehr partikulär sein, denn daß die Summe im ganzen abnehmen muß, ist nach dem erstaunlichen Geschrei, nach den Klagen so vieler Buchhändler selbst, wie z. B. Ungers in Berlin und andrer, keine Frage. Auf

Cottas Aufrichtigkeit dürfen wir uns, bis auf einen gewissen Punkt wenigstens, ganz sicher verlassen. Er hat mehr Eitelkeit als Eigennutz, und er fürchtet sich zu sehr, daß mein Eifer erkalten möchte, als daß er dasjenige verschweigen könnte, was ihn beleben kann.

Was die Goldlieferung anbetrifft, so vergaßen Sie, daß die Zahlung von einer Ostermesse zur andern ist ausgemacht worden. Etliche Tage vor Jubilate erscheint Cotta mit einer Geldkatze um den Leib, und zwar pünktlich wie „eine wohlberechnete Sonnenfinsternis", um das Honorar für das ganze Jahr abzutragen. Früher wollte ich ihm nicht gern eine starke Zahlung zumuten, da er sich einmal auf die Abrede verläßt, ob er gleich, sobald man es fordert, damit parat sein wird.

Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister, u. dgl. dar!

An Schiller

[30. Dezember 1795] Ich freue mich sehr, daß die Xenien bei Ihnen Eingang und Beifall gefunden haben, und ich bin völlig der Meinung, daß wir weiter um uns greifen müssen.

Ich verlange recht, Sie wiederzusehen und in dem stillen Schlosse zu arbeiten; mein Leben ist, diese vier Wochen her, ein solches Quodlibet, in welchem sich hunderterlei Arten von Geschäftigkeiten mit hunderterlei Arten von Müßiggang kreuzen, mein Roman gleicht indessen einem Strickstrumpf, der bei langsamer Arbeit schmutzig wird. Indessen wird er im Kopfe überreif, und das ist das beste.

Von Meyern habe ich einen Brief aus Rom, er ist glücklich daselbst angelangt und sitzt nun freilich im Rohre; aber er beschwert sich bitterlich über die andern Gesellen, die auch da sitzen, Pfeifen schneiden und ihm die Ohren volldudeln. Deutschland kann sich nicht entlaufen und

wenn es nach Rom liefe; überall wird es von der Platitude begleitet, wie der Engländer von seinem Teekessel. Er hofft, bald von sich und Hirt etwas für die Horen zu schicken.

An J. H. Meyer in Rom

[30. Dezember 1795] Ihren Brief, mein Wertester, aus Rom vom 22. November habe ich erst gestern erhalten, da meine Mutter ihn nicht sogleich spediert hatte. Schreiben Sie mir künftig nur gerade hierher. Es ist einer von meinen lebhaftesten Wünschen erfüllt, Sie gesund in Rom zu wissen; wenn Sie nur wieder an jenes Leben gewohnt sind, so werden Sie gewiß in einem hohen Grade glücklich sein, und wenn Sie erst wieder etwas unternehmen und arbeiten, so wird wenig an Ihrer Zufriedenheit fehlen.

Das Deraisonnement der Deutschen in Rom mag sich noch widerlicher ausnehmen, als wenn man es in Deutschland hören muß, und doch ist das Gespräch überall nichts als ein Austausch von Irrtümern und ein Kreislauf von beschränkten Eigenheiten. Wir wollen unsern Weg recht still, aber auch recht eigensinnig verfolgen. Lassen Sie nur ja niemand nichts von unsern Hypothesen, Theorien und Absichten merken, wenn die Leute von uns noch einige gute Meinung behalten sollen. Es ist bloß mit der Masse unserer vereinigten Kräfte und mit der Ausführung des Ganzen, daß wir ihnen in der Folge imponieren können, und doch werden sie auszusetzen genug finden ...

An Schiller

[27. Januar 1796] Mit der ganzen Sammlung unserer kleinen Gedichte bin ich noch nicht zustande, hier kommt einstweilen mein Beitrag von dieser Woche. Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über, und dann ist es eine herrliche Gelegenheit, die Sachen aus der Studierstube und Rezensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wo dann einer oder der andere gewiß Feuer fängt, der sonst die Sache hätte vor sich vorbeistreichen lassen.

Mir fangen diese Tage nun an, recht bunt zu werden; man übernimmt immer mehr, als man ausführen kann.

Schiller an Wilhelm von Humboldt

[Januar 1796] Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben

sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so ineinander verschränken, daß uns niemand ganz auseinanderscheiden und absondern soll. Bei einem solchen gemeinschaftlichen Werk ist natürlicherweise keine strenge Form möglich; alles, was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen. Eine angenehme und zum Teil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen sein wird, wird der Charakter davon sein. Unter sechshundert Monodistichen tun wir es nicht, aber womöglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal unmöglich sein, unsern Anteil an dem Werke zu sortieren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch wegen der Freiheit der Satiren zuträglich ist. Sammeln wir unsre Gedichte, so läßt jeder diese Xenien ganz abdrucken ...

Aus Jugenderinnerungen Gustav Parthey's

[Nach der Erzählung von Theodor Körners Mutter. Aber der „Ort der Handlung" ist nicht das Körnersche Weinberghaus bei Dresden, sondern Schillers Haus zu Jena gewesen, wo Chr. G. Körner mit seiner Frau und deren Schwester 1796 einige Zeit zu Besuch war.]

Die beiden Schwestern waren zusammen unten in der Wohnstube und hörten über sich die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren um zwölf Uhr zum Mittagessen herunterkamen, waren sie äußerst aufgeräumt und sagten mehr als einmal: „Heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert worden."

Frau Caroline Schlegel an Frau Luise Gotter

[Caroline, die dreiunddreißigjährige Tochter des Orientalisten Michaelis zu Göttingen, die Witwe des Bergmedikus Böhmer zu Klausthal, war um diese Zeit mit dem Professor August Wilhelm Schlegel zu Jena, dem Shakespeare-Übersetzer, verheiratet. Sie starb 1809 zu Würzburg als Frau des Philosophen Schelling. Die Adressatin war die Frau des von Wetzlar her mit Goethe befreundeten Dichters und herzoglichen Geheimsekretärs Friedrich Wilhelm Gotter zu Gotha.]

[17. Juli 1796] Gestern nachmittag, da ich allein war, meldete man mir den Herrn Geheimenrat. Ohngemeldet hätte ich ihn nicht erkannt, so stark ist er seit drei Jahren geworden. Er war gar freundlich, freute sich, mich in so angenehmen Verhältnissen zu treffen, sagte viel Schönes von Schlegel, bis dieser selbst kam. Er hat mir gedroht, oft, auf seinem Weg ins Paradies [Partie bei Jena] bei uns einzusprechen. Diesmal wird er nicht lange bleiben, er hat nur das Ende von Wilhelm Meister herübergebracht, um mit Schiller darüber zu sprechen.

[Ende August] Goethe ist jetzt wieder hier in Jena und läßt das Theater arrangieren; sonst gibt er sich diesmal viel mit Raupen ab, die er totmacht und wieder auferweckt.

Jean Paul an Christian Otto

[Johann Paul Friedrich Richter, der einunddreißigjährige Lehrerssohn aus Wunsiedel, der sich als Schriftsteller Jean Paul nannte und dessen Romane bald Gemeingut der weitesten Kreise wurden, hatte zu jener Zeit noch nichts Durchschlagendes geschrieben. Sein begüterter Jugendfreund Christian Otto in Hof war sein verständnisvoll-kritischer Berater.]

[Weimar, 18. Juni 1796] Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurteil für große Autores ab, als wären's andere Leute ... Auch werd ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, bloß vor dem tugendhaftesten. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Ostheim und jeder malte ihn ganz kalt für Menschen und Sachen auf der Erde. Ostheim sagte, er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich, jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse, er habe etwas steifes reichsstädtisch Stolzes, bloß Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an, daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifizieren und zu inkru-

stieren, damit ich mich ihm etwan im vorteilhaften Lichte einer Statue zeigen könnte. — Ostheim rät mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an.
Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappiert. Es ist das einzige in Weimar in italienischem Geschmack, mit solcher Treppe, ein Pantheon voll Bilder und Statuen, eine Kühle der Angst presset die Brust — endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Akzent. Sagt Knebel z. B. „Die Franzosen ziehen in Rom ein." — „Hm!" sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht, aber ohne angenehme Farbe.
Aber endlich schürete ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum etc. an, und, — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharf-bestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns, d. h. er spielte uns — sein Vorlesen ist nichts als ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisen Regengelispel, es gibt nichts Ähnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Beleges wegen) die Hand drückte. Beim Abschied tat er's wieder und hieß mich wiederkommen...

Seit 1793 ließ Herder, der seinen Einfluß auf Goethe durch den Schillers überholt sah, seine „Briefe zur Beförderung der Humanität" erscheinen, in die er angesichts der blutigen Ereignisse des zu Ende gehenden Jahrhunderts für den Völkerfrieden eintretend und in voller Freiheit an Vergangenes und Gegenwärtiges anknüpfend, „das Beste legen wollte, was er in Herz und Seele trage". Im soeben erschienenen siebenten und achten Bande setzte er gleichsam seine „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" fort. Vom Verfall der Poesie der Griechen und Römer ausgehend und bis in die Gegenwart fortschreitend, gab er ein Bild der Entwicklung der europäischen Kultur und ihrer Beeinflussung durch die Dichtkunst. Wenn er dabei urteilt, daß Goethe „durch eine teilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine tätige Darstellung seiner Charaktere sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genaht habe", so bezeugt auch das, daß ihm Goethe fremd geworden war, daß die beiden seit einem

Vierteljahrhundert befreundeten Männer nicht mehr in dem alten nahen Verhältnis zueinander standen.

An Schiller

[14. Juni 1796] Herders zwei neue Bände habe ich auch mit großem Anteil gelesen. Der siebente besonders scheint mir vortrefflich gesehen, gedacht und geschrieben; der achte, soviel Treffliches er enthält, macht einem nicht wohl, und es ist dem Verfasser auch nicht wohl gewesen, da er ihn schrieb. Eine gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Vorsicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignorieren, ein kärgliches Verteilen von Lob und Tadel macht besonders das, was er von deutscher Literatur sagt, äußerst mager. Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Teilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht wert ist. Lust, Freude, Teilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur . . .

Herzlich danke ich Ihnen für Ihren erquickenden Brief und für die Mitteilung dessen, was Sie bei dem Roman [Wilhelm Meister], besonders bei dem achten Buche, empfunden und gedacht. Wenn dieses nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß: ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustandebringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein paar in die Augen fallenden Mängeln, bei einigen Ihrer Bemerkungen habe ich das sogleich gefunden, wie zu helfen sei und werde bei der neuen Abschrift davon Gebrauch machen.

Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des allgemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen; denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist es doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt.

Und was wäre nicht noch alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.

[9. Juli 1796] Indem ich Ihnen auf einem besondern Blatt die einzelnen Stellen bezeichne, die ich, nach Ihren Bemerkungen, zu ändern und zu suplieren gedenke, so habe ich Ihnen für Ihren heutigen Brief den höchsten Dank zu sagen, indem Sie mich durch die in demselben enthaltenen Erinnerungen nötigen, auf die eigentliche Vollendung des Ganzen aufmerksam zu sein. Ich bitte Sie, nicht abzulassen, um, ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eignen Grenzen hinauszutreiben. Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne inkognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen und in der Unterhaltung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen als ich bin, und mich so, ich möchte sagen: zwischen mich selbst und meine eigne Erscheinung stellen. Sie wissen recht gut, teils wie es ist, teils wie es zusammenhängt ... An das letzte Stück der Horen dieses Jahres wie an die ersten des folgenden habe ich auch schon gedacht, es ist mir aber leider noch kein Rat erschienen. Was ich von alten Sachen habe, hat keine rechte Gestalt und ist eigentlich verlegene Ware. Das Tagebuch meiner Reise von Weimar bis Rom, meine Briefe von dorther und was sonst allenfalls unter meinen Papieren liegt, könnte nur durch mich redigiert werden, und dann hat alles, was ich in dieser Epoche aufgeschrieben, mehr den Charakter eines Menschen, der einem Druck entgeht, als der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und nach gewahr wird, daß er den Gegenständen, die er sich zuzueignen gedenkt, nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn erst fühlt, daß er jetzt fähig wäre, von vorn anzufangen.

[Weimar, 17. August 1796] Ob wir gleich mehr als jemals vom Augenblick abhängen, so hoffe ich doch, es soll mich nichts hindern, morgen abend bei Ihnen zu sein. Die Tabulas votivas bringe ich morgen wieder mit. Ihre Distichen sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl sein kann, ohne

gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.

Von so vielem andern mündlich. Ich hoffe, wir wollen diesmal wieder zusammen eine gute Strecke vorwärts kommen. Da ich den Roman los bin, so habe ich schon wieder zu tausend andern Dingen Lust.

[Weimar, 19. November 1796] Ich hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus unsern Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen denn doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu sein, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird.

Das Angenehmste, was Sie mir melden können, ist Ihre Beharrlichkeit an Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.

[Weimar, 7. Dezember 1796] Wenn ich aber aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidnen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Untätigkeit, Schmeichelei und Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebärde.

Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Tätigkeit erhalten sollen, wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu sein

glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern.

An Christiane

[Jena, 7. März 1796] Da das Wetter so hübsch und leidlich ist und ich noch einige Zeit hier verweilen werde, so wünsche ich Dich mit dem Kleinen einmal bei mir zu sehen. Du kannst Deinen Bruder und Erneſtinen mitnehmen, Ihr steigt im Bären ab, wo ich eine warme Stube bestellen werde, Du kommst zu mir herüber, und die andern können drüben zu Mittage essen. Sorge dafür, daß Du abends den Kleinen gut einpacken kannst.

Ich habe so viel gearbeitet, daß ich es ganz satt habe, und mir auch wieder einmal mit Dir und dem Kleinen was zugute tun möchte. Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen. Du mußt mir aber Geld mitbringen. Nimm nur den eingesiegelten Schlüssel und bringe mir das Silbergeld, das in der kleinen Schublade linker Hand auf meinem Schreibtische sich befindet.

Lebe wohl. Ich muß Dich einmal wieder an mein Herz drücken und Dir sagen, daß ich Dich recht liebhabe.

[Jena, 1. Mai 1796] Ich bitte Dich recht herzlich, mein liebes Kind, die schönen, guten Tage zu genießen, die Du vor so vielen andern haben kannst, und Dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen; vielleicht gelingt mir es auch hier nicht, und ich muß doch nach Ilmenau. Lebe recht wohl, grüße und küsse das Bübchen, Ihr sollt mich bald besuchen.

[Jena, 4. Mai 1796] So mag ich es gerne sehen, wenn Du vergnügt bist in guter Gesellschaft, und dann wieder zu Hause fleißig und sorgfältig bist. Genieße ja der guten Tage und behalte mich lieb.

Da Herr Cotta sich in verschiedenen Geldsorten wohl gehalten hat, so schicke ich Dir auch etwas davon.

Lebe wohl! Grüße und küsse den Kleinen. Karl läßt ihn schön grüßen. Mir geht es auch recht gut, nur daß der Roman nicht rücken will.

An den Verlagsbuchhändler Unger in Berlin

[Jena, im März 1796] Es war mir angenehm, werter Herr Unger, wieder einmal etwas von Ihnen zu hören. Ich kann denken, daß Sie das Manuskript zu dem letzten Band des Romans [Wilhelm Meister]

bald zu erhalten wünschen, und ich kann dagegen versichern, daß es mir eine sehr vergnügte Stunde sein wird, in der ich ihn abschicken werde. Ihre und des Publikums Erwartung ist gewiß nicht größer als mein Wunsch, meine Sache gut zu machen und in diesem Falle keinen Fleiß zu sparen. Es ist unter allen meinen Arbeiten, die ich jemals gemacht habe, die obligateste und in mehr als Einem Sinn die schwerste, und doch muß sie, wenn sie gelingen soll, mit der größten Freiheit und Leichtigkeit gemacht werden. Dazu bedarf es denn freilich Zeit und Stimmung. Noch ein Umstand kommt dazu, der die Aufgabe künstlicher macht: mehrere Personen und sogar genaue Freunde und Bekannte schwören und wetten, daß ich das Werk nach seiner Anlage mit Einem Bande nicht endigen könne. Ich habe dieses Jahr schon fünf Wochen in Jena zugebracht, um in der nötigen Ruhe und Sammlung an dieses Werk die letzte Hand legen zu können; erlauben Sie mir, daß ich es nicht eher absende, als bis ich für diesmal weiter nichts daran zu machen weiß.

An J. H. Meyer in Rom

[18. April 1796] Iffland spielt schon seit drei Wochen hier, und durch ihn wird der gleichsam verlorene Begriff von dramatischer Kunst wieder lebendig. Es ist das an ihm zu rühmen, was einen echten Künstler eigentlich bezeichnet: er sondert seine Rollen so voneinander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erscheint. Dieses Absondern ist der Grund von allem übrigen, eine jede Figur erhält durch diesen scharfen Umriß ihren Charakter, und ebenso wie es dem Schauspieler dadurch gelingt, bei der einen Rolle die andre völlig vergessen zu machen, so gelingt es ihm auch, sich von seiner eigenen Individualität, sooft er will, zu separieren und sie nur da, wo ihn die Nachahmung verläßt, bei gemütlichen, herzlichen und würdigen Stellen hervortreten zu lassen. Der Vorteil: durch die schwächsten Nuancen bedeutend und mannigfaltig zu werden, liegt auch gleich zur Hand, und alles übrige, was zur Erscheinung kommt, entspringt aus dieser tiefen Quelle. Er hat eine große Gewandtheit seines Körpers und ist Herr über alle seine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja sogar zu benutzen weiß.

Die große Fähigkeit seines Geistes, auf die Eigenheiten der Menschen aufzumerken und sie in ihren charakteristischen Zügen wieder darzu-

stellen, erregt Verwunderung, sowie die Weite seiner Vorstellungskraft und die Geschwindigkeit seiner Darstellungsgabe. Schließlich aber so wie anfänglich ist der große Verstand bewundernswert, durch den er die einzelnen Kennzeichen des Charakteristischen auffaßt und so zusammenstellt, daß sie ein von allen andern unterschiedenes Ganze ausmachen.

[Juni 1796] Durch meine Idylle [„Alexis und Dora"], über welche mir Ihr Beifall sehr wohltätig ist, bin ich in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größeren ausgedehnt hat, das sich völlig in der epischen Form darstellt [„Hermann und Dorothea"] und sechs Gesänge und etwa zweitausend Hexameter erreichen wird. Zwei Drittel sind schon fertig, und ich hoffe nach dem neuen Jahre die Stimmung für den Überrest zu finden. Ich habe das reine Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden versucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August, und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowohl als die prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt, was in diesen letzten Zeiten bei Gelegenheit der Voßischen Arbeiten mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Punkte praktisch zu entscheiden gesucht; wenigstens kann ich meine Überzeugung nicht besser ausdrücken als auf diese Weise.

Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar. So ist wieder des zerbröckelten Urteils nach der Vollendung meines Romans kein Maß noch Ziel. Man glaubt manchmal, man höre den Sand am Meere reden, so daß ich selbst, der ich nun nicht mehr darüber denken mag, beinah verworren werden könnte. Gar schön weiß Schiller gleichsam wie ein Präsident diese Vota mit Leichtigkeit zusammenzustellen und seine Meinung dazwischen hinein zu setzen, wobei es denn zu mancher angenehmen Unterhaltung Gelegenheit gibt.

An Fritz Jacobi

[26. Dezember 1796] Du meldest mir, daß Du den vierten Band

meines Romans mit Einem Ohre und nicht ganz zu Deiner Zufriedenheit vernommen hast. Gebe der Himmel, daß er eine bessere Aufnahme erfahre, wenn Du gelegentlich ihn vor beiden Ohren oder vielleicht vor beiden Augen auftreten lässest, sollte es aber auch da nicht gehen, so wollen wir ihn beiseite legen und etwas anders vornehmen. Die unartige Rezension Deines Woldemars [ein zuerst 1779 erschienener und von Goethe selber entschieden abgelehnter Roman Jacobis] habe ich nicht lesen können. Wenn einer, anstatt eine vernünftige Silhouette zu machen, das Licht so schief stellt, daß eine Fratze sich an der Wand bilden muß, und derartige Darstellungen unter dem Motto Fiat justitia et pereat mundus [Das Recht geschehe und wenn die Welt darüber zugrunde gehe] im Publico ausbietet, so kann man eben nichts weiter tun, als es geschehen lassen. Du scheinst mir auch für einen zwanzigjährigen Autor noch nicht abgehärtet genug. Das ganze Schriftsteller- und Rezensentenwesen ist doch immer nur dem fabelhaften Geisterstreite gleich, wo die gebeinlosen Heroen sich zur Lust in der Mitte voneinanderhauen und alle, sogleich wiederhergestellt, sich mit Vater Odin wieder zu Tische setzen ...

Seit Goethes innere Entwicklung und seine Gewissensehe mit Christiane den Herzensbund zwischen ihm und Frau Charlotte von Stein gelöst, hatten beide nur in unvermeidlichen gesellschaftlichen Begegnungen einander berührt. In Fritz von Stein allenfalls, Charlottens Sohn (geb. 1772), dessen Kindheit Goethe väterlich behütet und dessen Werdegang er mit ungemindertem Interesse verfolgt hatte, bestand noch eine lose Verbindung zwischen ihnen, und eine jenem bevorstehende Lebenswendung brachte sie einander wieder näher. Fritz von Stein, der, vom Herzog unterstützt, seine Studien abgeschlossen und sich in der Welt umgesehen hatte, wollte in den preußischen Verwaltungsdienst eintreten, womit Karl August keineswegs einverstanden war. Die Mutter bat Goethe um Vermittlung, und schließlich erlangte der junge Mann die Einwilligung seines Fürsten. Freilich: „Der Herzog sagte meiner Mutter, ich sei ein Egoist und habe diesen Zug meines Charakters dem Goethe zu danken. Die Herzogin meinte, ich könne kein rechtes Glück mehr haben in meinem Leben, nachdem ich ihre Hoffnungen sehr getäuscht hätte."

An Frau von Stein

[Jena, 7. September 1796] Sie erhalten, liebe Freundin, ein ostensibles Blatt, um es allenfalls der Herzogin zu zeigen; ich habe, wie Sie sehen werden, in Absicht auf die Stelle meine Meinung geändert, und der Vorschlag hat so mehr Gestalt. Ich glaube aber nicht, daß etwas zu wirken ist, der Herzog hat vor solchen Planen einen natürlichen und räsonnierten Abscheu. Indessen muß die Sache zur Sprache kommen, und man tut wenigstens einen Vorschlag zum Gegengewicht gegen jene Anträge.

Man wird sich weigern, etwas festzusetzen, der Assessor wird in preußische Dienste gehen, und die Sache wird mit einigen kleinen Unannehmlichkeiten abgetan sein.

Bei mir ist Fritz ganz entschuldigt; wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Konsequenz, wodurch sie die Gestalt einer so großen Haushaltung annehmen, interessant werden.

Hierbei liegt auch ein Brief an Fritz; ich weiß ihm nichts weiter zu sagen, denn, wie ich Ihnen schon eröffnet habe, glaube ich, daß die Sache gemacht ist.

Leben Sie recht wohl, erlauben Sie, wenn ich zurückkomme, daß ich weiter hierüber spreche. Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen.

An die Schauspielerin Henriette Beck

in Simili An den Schauspieler Heinrich Becker. [Henriette geb. Zietheim, gewöhnlich „Madame", später „Die alte Beck" genannt, war die Frau des Komikers Johann Beck (in Weimar 1793—1800). Sie füllte an der Weimarer Bühne von 1794 bis 1823 „das Fach gutartiger und bösartiger Mütter, Schwestern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus". Heinrich Becker, eigentlich von Blumenthal, erfreute sich im allgemeinen der besondern Gunst Goethes. Er war der erste Antonio im Tasso.]

[16. Februar 1796] Da der Schauspieler Herr Becker wegen des wäh-

rend der Vorstellung begangenen Exzesses, durch seinen Arrest auf der Hauptwache, die verdiente Korrektion erlitten hat, so ist nunmehr der Schauspielerin Madame Beck, wegen der geständigen Schimpfrede, wodurch sie den Ausbruch der Tathandlung verursacht hat, eine wöchentliche Gage innezubehalten, wodurch der Vorgang, soweit er in die Aufsicht der Oberdirektion des Theaters einschlägt, erledigt wird.

Sollte übrigens Madame Beck, wegen allenfallsiger Privatsatisfaktion, Herrn Becker in Anspruch nehmen wollen, so wird sie damit an die ordentliche Obrigkeit verwiesen.

An C. G. Voigt

[Jena, 30. September 1796] Ich werde wohl noch einige Zeit hier bleiben, denn ich habe nicht Mut, den guten Schiller in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen: sein Vater ist vor kurzem gestorben, und sein jüngster Knabe scheint auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen; er trägt das alles mit gesetztem Gemüte, aber seine körperliche Leiden regen sich nur um desto stärker, und ich fürchte sehr, daß diese Epoche ihn äußerst schwächen wird, um so mehr, da er wie immer nicht aus dem Hause zu bringen ist, dadurch außer aller Konnexion kommt und ihn wenig Menschen wieder besuchen. Ich sage Ihnen das im Vertrauen, weil ich nicht gerade gerne öffentlich von diesem Zustande spreche. Sie erwähnen ja wohl gelegentlich ein Wort gegen Serenissimum über die Ursache meines längeren Außenbleibens ...

Wieland an Reinhold

[Karl Leonhard Reinhold war als katholischer Priester aus Österreich geflohen, Protestant und vor zwölf Jahren Wielands Schwiegersohn geworden. Er war dann zuerst Professor der Philosophie zu Jena und gehörte jetzt in gleicher Eigenschaft der Universität zu Kiel an.]

[Weimar, 2. Dezember 1796] Goethe, der beinahe fünf Monate in Jena lebte, ist seit fünf bis sechs Wochen wieder hier und fährt fort, ein mir sehr angenehmes Verhältnis mit mir zu unterhalten, wirklich das reinste und einzige, das zwischen uns bestehen kann und soll. Er ist ein sonder- und wunderbarer Sterblicher, aber bei allem dem so sehr aus Einem Stück, so sehr bona fide alles, was er ist, mit allem seinem Egoismus so wenig übeltätig, oder vielmehr im Grunde so gutartig und mit allen Anomalien seiner produktiven Kraft ein Mann

von so mächtigem Geist und unerschöpflichen Talenten, daß es mir unmöglich ist, ihn nicht liebzuhaben, wie oft ich auch im Fall bin zu wünschen, daß dies oder jenes anders an ihm wäre.

Caroline Schlegel an Luise Gotter

[Jena, 25. Dezember 1796] Den Mittag darauf waren wir bei Goethe, und Herder auch, wo ich bei ihm und Knebeln saß, allein ich hatte den Kopf immer nur nach Einer Seite. Goethe gab ein allerliebstes Diner, sehr nett, ohne Überladung, legte alles selbst vor, und so gewandt, daß er immer dazwischen noch Zeit fand, uns irgendein schönes Bild mit Worten hinzustellen oder sonst hübsche Sachen zu sagen. Beim süßen Wein zum Dessert sagte ihm Schlegel gerade ein Epigramm vor, das Klopstock kürzlich auf ihn gemacht, weil Goethe die deutsche Sprache verachtet habe, und darauf stießen wir alle an, jedoch nicht Klopstock zum Hohn; im Gegenteil, Goethe sprach so brav, wie sich's geziemt, von ihm. Gern wär ich noch länger dageblieben, um bei Goethe nicht allein zu hören, sondern auch zu sehn, und daneben freilich auch zu hören, aber das muß auf den Sommer verspart bleiben. Was ich sah, paßte alles zum Besitzer — seine Umgebungen hat er sich mit dem künstlerischen Sinn geordnet, den er in alles bringt, nur nicht in seine dermalige Liebschaft, wenn die Verbindung mit der Vulpius (die ich flüchtig in der Komödie sah) so zu nennen ist. Ich sprach noch heute mit der Schillern davon, warum er sich nur nicht eine schöne Italienerin mitgebracht hat? Jetzt tut es ihm freilich auch wohl nur weh, die Vulpius zu verstoßen, und nicht wohl, sie zu behalten.

J. D. Falk an Professor Morgenstern in Halle

[Der späterhin durch praktische soziale Fürsorge-Arbeit um Weimar hochverdiente Danziger J. D. Falk, auf dessen satirische Begabung Wieland große Hoffnungen setzte, studierte um diese Zeit als Achtundzwanzigjähriger nach harter Jugend in Halle Schöne Literatur.]

[Dezember 1796] Neulich im Klub geriet Wieland in einen liebenswürdigen, mit etwas Possierlichkeit untermischten Eifer, daß die jungen Leute soviel Tee tränken, da doch Tee offenbar schwäche.

Goethe (mit aufgehobenem Rockschoß am Ofen stehend und mit vorstrebender Brust sich hin und her bewegend): Da irrst du, Herr Bruder, Tee stärkt.

Wieland: Wieder ein Paradoxon!
Goethe: O, ich habe Gründe dafür genug und satt.
Wieland: Um nur mit meinem schwächsten Argument anzufangen —
Goethe: Das tue ja nicht, Herr Bruder, ums Himmels willen nicht! Immer die stärksten voraus! Ich habe mich verzweifelt ausgerüstet.
Wieland: Also erstlich wirst du doch nicht leugnen können, daß trotz aller deiner Sophisterei aufgekochte Kräuter von schädlicher Natur und laues Wasser —
Goethe: Also der Tee schwächt, willst du sagen?
Wieland: Ja, doch ich —
Goethe: Also der Tee stärkt, sag ich.
Wieland: Und schwächt nicht?
Goethe: Stärkt und schwächt.
Wieland: Stärkt und schwächt?
Goethe: Wie jedes Corroborans zu häufig genommen; man stärkt sich zu sehr.
Wieland: Aber das Gift darin —
Goethe: Es gibt kein Gift.
Wieland: Ein neues Paradoxon?
Goethe: Alles kommt auf die Dosis an. Auch Champagner kann Gift werden.
Wieland: Am Ende wird der Sophist noch gar behaupten, wir stürben nicht.
Goethe: Ei, das lassen wir so bleiben.
Wieland (weggehend): Das wird zu toll!
Goethe (ihm nachrufend): Geh nur, Alter! Sonst provoziere ich auf unsre Unsterblichkeit, und du hast verloren.

K. W. F. von Funk an C. G. Körner

[17. Januar 1797] Schiller lebt ein sonderbares Leben. Ausgemacht scheint es mir indessen, daß gerade diese Art von Existenz ihm nötig war, um das zu leisten, was er in den letzten drei Jahren geleistet hat; aber ich fürchte, er wird dabei zugrunde gehen. Ganz abgesondert von aller Gesellschaft lebt er in seiner eigenen Welt. Er kommt oft in mehreren Monaten nicht aus dem Zimmer; natürlich macht ihm nun schon die bloße Luft einen unangenehmen Eindruck. Doch würde ihn das nicht abhalten, zum Genuß der wirklichen Natur und des geselligen

Lebens zurückzukehren, wenn er da irgendeinen Ersatz für den hohen Genuß, den ihm seine Abgezogenheit gewährt, finden könnte. Sein niedlicher wilder Junge macht seine einzige Unterhaltung mit der Welt ...

Goethe ist der einzige, der die Zeit, wo er in Jena ist, viel mit Schillern lebt; er kommt alle Nachmittage um 4 Uhr und bleibt bis nach dem Abendessen. Gewöhnlich tritt er schweigend herein, setzt sich nieder, stützt den Kopf auf, nimmt auch wohl ein Buch oder einen Bleistift und Tusche und zeichnet. Diese stille Szene unterbricht etwa der wilde Junge einmal, der Goethen mit der Peitsche ins Gesicht schlägt, dann springt dieser auf, zaust und schüttelt das Kind, schwört, daß er ihn einmal wurzeln oder mit seinem Kopf Kegel schieben müsse, und ist nun, ohne zu wissen wie, in Bewegung gekommen. Auf alle Fälle taut er beim Tee auf, wo er eine Zitrone und ein Glas Arrak bekommt und sich Punsch macht.

Schiller selbst wandelt, ja, man möchte sagen, rennt unaufhörlich im Zimmer herum, setzen darf er sich gar nicht. Oft sieht man ihm sein körperliches Leiden an ...

An Goethe von Schiller

[Jena, 17. Januar 1797] Ich mache eben Feierabend mit meinem Geschäft und sage Ihnen noch einen guten Abend, eh ich die Feder weglege. Ihr letzter Besuch, so kurz er auch war, hat eine gewisse Stagnation bei mir gehoben und meinen Mut erhöht. Sie haben mich durch Ihre Beschreibungen wieder in die Welt geführt, von der ich mich ganz abgetrennt fühlte.

Besonders aber erfreut mich Ihre lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Tätigkeit. Ein neueres, schöneres Leben tut sich dadurch vor Ihnen auf, es wird sich auch mir nicht nur in dem Werke, es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mitteilen und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wissen; es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwicklungen Ihres Wesens nicht ein gewisser notwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müssen eine gewisse, nicht sehr kurze, Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Teilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zer-

fallen war und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte. Jetzt, deucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüte verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese ...

An Schiller

[Weimar, 18. Januar 1797] Die wenigen Stunden, die ich neulich mit Ihnen zugebracht habe, haben mich auf eine Reihe von Zeit nach unserer alten Art wieder recht lüstern gemacht; sobald ich nur einigermaßen hier verschiedenes ausgeführt und manches eingerichtet habe, bringe ich wieder eine Zeit mit Ihnen zu, die, wie ich hoffe, in mehr als Einem Sinn für uns beide fruchtbar sein wird. Benutzen Sie ja Ihre besten Stunden, um die Tragödie weiterzubringen, damit wir anfangen können, uns zusammen darüber zu unterhalten.

Ich empfange soeben Ihren lieben Brief und leugne nicht, daß mir die wunderbare Epoche, in die ich eintrete, selbst sehr merkwürdig ist. Ich bin darüber leider noch nicht ganz beruhigt, denn ich schleppe von der analytischen Zeit noch so vieles mit, das ich nicht los werden und kaum verarbeiten kann. Indessen bleibt mir nichts übrig, als auf diesem Strom mein Fahrzeug so gut zu lenken, als es nur gehen will ...

An Karl Ludwig von Knebel

[(1744—1834), ursprünglich Jurist, dann Offizier anfangs in preußischen, seit 1774 in weimarischen Diensten, wo er zunächst Gouverneur des Prinzen Konstantin war. Durch Knebel war Goethe mit diesem und seinem Bruder Karl August in Frankfurt bekannt geworden. Nach seiner Pensionierung lebte Knebel meist in seiner Heimat Ansbach.]

[Jena, 2. März 1797] Es ist übrigens hier meist in allen Fächern ein so schnelles literarisches Treiben, daß einem der Kopf ganz drehend wird, wenn man drauf horcht. Es ist aber sehr merkwürdig, zu sehen, wie in unserer Zeit nichts, auch nur einen Augenblick, an seiner Stelle bleiben kann und alles sich, wo nicht verbessert, doch immer verändert. Die literarische Welt hat das Eigne, daß in ihr nichts zerstört wird, ohne daß etwas Neues daraus entsteht, und zwar etwas Neues derselben Art. Es bleibt in ihr dadurch ein ewiges Leben, sie ist immer Greis, Mann, Jüngling und Kind zugleich, und da, wo nicht alles, doch das meiste bei der Zerstörung auch noch erhalten wird, so kommt

ihr kein anderer Zustand gleich. Das macht auch, daß alle, die rein darinne leben, eine Art von Seligkeit und Selbstgenügsamkeit genießen, von der man auswärts keinen Begriff hat.
Diese Bemerkung, die sich mir aufdringt und die ich nur so hinwerfe, verdiente besser gesagt und abgehandelt zu werden.

An J. H. Meyer in Rom

[Jena, 18. März 1797] Ich hoffte noch manches hinzuzufügen, ich will aber nur machen, daß heute der Brief fortkommt, denn er ist schon acht Tage angefangen. Mein Gedicht [Hermann und Dorothea] und dessen letzte Ausarbeitung erfordert viel Aufmerksamkeit, anfangs April geht die erste Hälfte ab. Dann ist noch der jüngere Herr von Humboldt hier [Alexander, geboren 1769, der nachmalige Forschungsreisende], dessen großer Rotation in physikalischen und chemischen Dingen man auch nicht widerstehen kann. Sodann gibt Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre stückweise in einem philosophischen Journal heraus, die wir denn abends zusammen durchgehen, und so überschlägt sich die Zeit wie ein Stein vom Berge herunter, und man weiß nicht, wo sie hinkommt und wo man ist. Bei manchen dieser Verhandlungen werden Sie recht lebhaft gewünscht, wie noch Schiller gestern abend tat, indessen ich mich herzlich zu Ihnen sehne, um durch Anschauung so mancher herrlichen Formen mich wieder zu beleben. Denn für uns andere, die wir doch eigentlich zu Künstlern geboren sind, bleiben doch immer die Spekulation sowie das Studium der elementaren Naturlehre falsche Tendenzen, denen man freilich nicht ausweichen kann, weil alles, was einen umgibt, sich dahin neigt und gewaltsam dahin strebt. Leben Sie wohl. Nächstens mehr.

An Schiller

[Weimar, 8. April 1797] Diejenigen Vorteile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt. Denn bei einem gleichzeitigen, sinnlich vor Augen stehenden Werke ist das Überflüssige weit auffallender als bei einem, das in der Sukzession vor den Augen des Geistes vorbeigeht. Auf dem Theater würde man große Vorteile davon spüren. So fiel mir neulich auf, daß man auf unserm Theater, wenn man an Gruppen denkt, immer nur sentimentale oder pathetische hervorbringt, da doch noch hundert andere denkbar sind. So erschienen mir diese Tage einige Szenen im Aristophanes

völlig wie antike Basreliefen und sind gewiß auch in diesem Sinne dargestellt worden. Es kommt im Ganzen und im Einzelnen alles darauf an: daß alles voneinander abgesondert, daß kein Moment dem andern gleich sei; sowie bei den Charakteren, daß sie zwar bedeutend voneinander abstehn, aber doch immer unter Ein Geschlecht gehören ...

An J. H. Meyer in Rom

[28. April 1797] Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeitlang hinhalten. Mein Gedicht ist fertig, es besteht aus zweitausend Hexametern und ist in neun Gesänge geteilt, und ich sehe darin wenigstens einen Teil meiner Wünsche erfüllt; meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich noch darauf an: ob es auch von Ihnen die Probe aushält? denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahren echten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet. Wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen. In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr teilzunehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht, wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat, an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des penelopeischen Schleiers erlebt; denn leider in allen übrigen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück tun muß ...

Wilhelm von Humboldt an seine Frau

[Weimar, 7. April 1797] Goethe ist unendlich gut und freundschaftlich, und es lebt sich sehr schön so nah und allein mit ihm. Zwar allein seh ich ihn gewöhnlich nur die Abende, aber die sind auch überaus hübsch. Er ist so vertraulich, spricht so leicht über die Dinge, die ihm die liebsten

sind, wird so schön davon erwärmt und erscheint ganz zugleich in der eignen Zuversicht und Bescheidenheit, die ihm so ausschließend eigen sind. Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zusammenleben mit Schiller gibt, kommt er sehr oft zurück. Nie vorher, sagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er sich über ästhetische Grundsätze hätte vereinigen können; die einzigen wären noch Merck in Darmstadt und Moritz gewesen; allein obgleich beide mit ihm in Absicht des Takts übereingekommen wären, so hätte er sich wenig mit ihnen verständigen können. Zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre hätte er so ganz über sich allein gelebt, und daher sei es mit gekommen, daß er in einer ganzen langen Zeit so wenig gearbeitet habe. Desto rüstiger scheint er jetzt.

An Joh. Erichson

[stud. theol. zu Jena, später Professor der Ästhetik zu Erlangen].
[Weimar, 28. April 1797] Indem ich die mir anvertrauten Gedichte zurückschicke, füge ich nach Ihrem Wunsch einige Betrachtungen bei. Sie scheinen mir in dem Irrtum zu stehen, den ich schon bei mehrern Jünglingen bemerkt habe, daß man einer Neigung zur Poesie, die man fühlt, sich ausschließlich überlassen müsse, da doch selbst dem Dichter, den die Natur entschieden dazu bestimmt haben mag, erst Leben und Wissenschaft den Stoff geben, ohne welchen seine Arbeiten immer leer bleiben müßten. Nach meiner Ansicht versäumen Sie vielmehr gar nichts, wenn Sie sich dem tätigen Leben oder den Wissenschaften widmen, denn erst alsdann, wenn Sie in einem dieser Kreise eine weite Bahn durchlaufen haben, werden Sie Ihres Talents gewiß werden. Bemächtigt es sich aller Erfahrungen und Kenntnisse, die Sie gesammelt haben, mit Gewalt, weiß es alle die fremdesten Elemente in eine Einheit zu verbinden, so ist das Phänomen da, welches Sie zu wünschen scheinen, das aber auf keinem andern Wege hervorgebracht werden kann. Sollte sich im Gegenteil zeigen, daß diese Neigung zur Dichtkunst jene Probe nicht aushielte, so würden Sie doch den andern Gewinn rein besitzen. Auch kann es niemand gereuen, selbst wenn er zu ganz andern Dingen bestimmt ist, sich wenigstens mit den äußern Formen der Dichtkunst bekannt gemacht zu haben.

An den Herzog im Bade Teplitz

[Jena, 12. Juni 1797] Der Vorwurf meiner Schreibefaulheit, den Sie

mir, bester Fürst, durch Geheimrat Voigt machen lassen, ist leider nicht unverdient; meine Tinten- und Papierscheue nimmt gleichsam mit jedem Tage zu, um so mehr, als ich einen Geist [sein Sekretär hieß so] zur rechten Hand habe, der mit der größten Leichtigkeit meine Gesinnungen und Einfälle zu Papier bringt. Indessen wird ein Brief, der den sechsten hier abging, meinem sinkenden Kredit wieder ein wenig aufgeholfen haben, in welchem ich die Abreise der Chemiker nach Osten und Westen ankündigte.

Vorgestern abend hatte ich eine sonderbare Unterhaltung: Lord Bristol ging, von Karlsbad, hier durch, und da er mich zu sehen verlangte, ging ich zu ihm. Er empfing mich gleich mit ein paar solennen Grobheiten und setzte mich dadurch völlig à mon aise. Glücklicherweise hatte ich guten Humor und meinen französischen Tag, so daß ich ihm nichts schuldig blieb, und wir, nachdem wir eine Stunde lang disseriert, disputiert, etwas grob gescherzt und mitunter verständig gesprochen hatten, mit aller Höflichkeit und Zufriedenheit auseinander schieden. Es ist mir sehr angenehm, dieses wunderliche Original, von dem man so viel gehört hat, endlich einmal mit Augen gesehen zu haben, denn ohne unmittelbare Anschauung des Individuums kann man sich von der seltsamen Zusammensetzung keinen Begriff machen. [Lord Bristol, Bischof von Derby, „Typus des englischen Lords, des englischen Prälaten, der englischen Prüderie und pharisäischen Moral".]

So mancherlei Wünsche ich auch in dieser an mancherlei Schicksalen schwangeren Zeit hege, so steht doch der Wunsch für Ihr Wohl immer obenan, und so waren die Nachrichten, die ich von Weimar erhalte: daß die Kur gute Wirkung tut, mir höchst erfreulich; indessen kommt auch die Zeit heran, wo mir die Freude bevorsteht, Sie wiederzusehen und von mancherlei mündliche Nachricht und Rechenschaft zu geben.

Da alles hier seinen gewöhnlichen Gang geht, so ist nicht viel zu sagen. Kempelens Sprachmaschine, welche Hofrat Loder besitzt, und die zwar nicht sehr beredt ist, doch aber verschiedne kindische Worte und Töne ganz artig hervorbringt, ist hier durch einen Tischler Schreiber recht gut nachgemacht worden. — Die Opale sind noch nachher von Kennern bewundert worden und werden lange eine der ersten Zierden des Kabinetts bleiben ...

Schiller an Körner

[Mai 1797] Goethe ist seit mehreren Wochen hier in Jena, den ich vor seiner italienischen Reise jetzt wohl zum letztenmal sehe. Er ist beinah entschlossen, sich in zwei Monaten auf den Weg zu machen ...

Frau von Stein an ihren Sohn Fritz

[Mitte Juni 1797] Über seine italienische Reise scheint er unentschlossen, indessen will er nach der Schweiz. Vielleicht will er's mir nicht sagen, daß er dahin will, denn es ist in seiner Art, unnötig Geheimnisse zu machen.

An Schiller

[Mit einer Steinsammlung. 13. Juni 1797]

Dem Herren in der Wüste bracht / Der Satan einen Stein,
Und sagte: Herr, durch deine Macht / Laß es ein Brötchen sein!
Von vielen Steinen sendet Dir / Der Freund ein Musterstück:
Ideen gibst Du bald dafür / Ihm tausendfach zurück.

An den Herzog

[Jena, 6. Juni 1797] Auch mir kommt, indem ich andre sich fortbewegen sehe, die Lust wieder an, in die Welt wieder einmal hinauszublicken. Ich hoffe dazu Ihre Erlaubnis. Zu Anfangs Juli möchte ich meine Mutter besuchen, um doch einmal die Lage unsres Vermögens näher kennen zu lernen. Sie hat sich, durch höhere Prozente und Vorteile gereizt, bewegen lassen, manche Kapitalien in die auswärtigen Anleihen zu geben, und ich wünschte nicht, daß ein großer Teil unsrer Besitzungen auf solchem Boden ruhte. Meyer ist in Florenz nicht wohl, ich erwarte, daß er nach der Schweiz zurückgeht, wo er schon einmal wieder genas. Vielleicht würde ich einige Zeit mit ihm am Züricher See zubringen, dessen Atmosphäre Wielanden so wohl bekommen ist.

An Schiller

[22. Juni 1797] Da es höchst nötig ist, daß ich mir in meinem jetzigen unruhigen Zustande etwas zu tun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiterzubringen, indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse, und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in großen Massen disponiere und so die Ausführung des

Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen, und so mir meine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten. Da die verschiednen Teile dieses Gedichts in Absicht auf die Stimmung verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordinieren, da übrigens die ganze Arbeit subjektiv ist, so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten imstande. Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände raten mir, in mehr als Einem Sinne, eine Zeitlang darauf herumzuirren.

An J. H. Meyer in Stäfa am Zürichsee

[Weimar, 7. Juli 1797] Seien Sie mir bestens auf vaterländischem Grund und Boden gegrüßt. Ihr Brief vom 26. Juni, den ich heute erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Zwar konnte ich hoffen, daß Sie auf meinen Brief vom 8. Mai gleich zurückkehren würden, allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gefühl des Wertes, den ich auf unser einziges Verhältnis lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unseres Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüt ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, trotz der Umstände, nicht früher gegangen sei, Sie aufzusuchen, ich stellte mir Ihr einsames Verhältnis und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher alles eine bessere Gestalt gewinnen wird, aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden was will. Sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben. Alles, was Sie tun, ist gut, denn alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Unser Herzog ist schon einige Monate abwesend; er will mich vor meiner Abreise noch über manches sprechen, und ich

erwarte ihn. Indessen habe ich alles geordnet und bin so los und ledig, als ich jemals war. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich jene zurück und komme, Sie am schönen See zu finden. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen.

An Schiller

[Weimar, 19. Juli 1797] Sie hätten mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich diesmal unser Zusammensein wieder für sehr fruchtbar halte, es hat sich so manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht tätig zu sein hoffe und bei meiner Rückkunft Ihrer Teilnehmung wieder entgegensehe. Wenn wir so fortfahren, verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen, und, indem wir die größeren sachte fortleiten, uns durch kleinere immer aufmuntern und unterhalten, so kann noch manches zustande kommen.

Hier ist der Polykrates zurück; ich wünsche, daß die Kraniche mir bald nachziehen mögen, auf den Sonnabend erfahren Sie das Nähere von meiner Abreise. Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau.

An C. G. Körner

[Weimar, 20. Juli 1797] Ich freue mich, daß Sie die Humboldtischen Gebrüder haben kennen lernen: sie geben eine Idee von Fähigkeiten und Talenten, die sehr ergötzend und aufmunternd ist.

Freund Meyer ist in der Schweiz, und ich gehe ihn zu besuchen. Was weiter aus uns werden wird, weiß ich nicht. Leben Sie indessen recht vergnügt und lassen sich mein idyllisch-episches Gedicht [Hermann und Dorothea] gefallen. Leider ist auch dieses wie die meisten meiner Sachen beinah nur aus dem Stegreife; meine Tage rollen sich gar zu geschwinde auf, und ich möchte mir die Ehre antun, mich mit der Leier des Orpheus zu vergleichen, die nur noch zufällige Töne von sich gibt, indem sie von den Wellen eilig dem großen Meere zugeschaukelt wird.

Sie haben durch Schillern erfahren, daß wir uns jetzt im Balladenwesen und -unwesen herumtreiben. Die seinigen sind ihm, wie Sie

schon wissen, sehr geglückt; ich wünsche, daß die meinigen einigermaßen danebenstehen dürfen: er ist zu dieser Dichtart in jedem Sinne mehr berufen als ich.
Was mir diese Reise nehmen und geben wird, muß ich nun abwarten; ich kenne mich hierüber und weiß, daß alles, was von außen an mich gelangt, sehr späte Früchte bringt.

Schon seit langer Zeit hatte Goethe sich mit dem Plan einer neuen italienischen Reise getragen. Sein römischer Freund und mehrjähriger Weimarer Hausgenosse, der Johann Heinrich Meyer aus Stäfa, war schon im Herbst 1795 wieder nach Italien gegangen, wohin Goethe bald nachfolgen wollte. Als Goethe dann im Sommer 1797 die Reise endlich antreten konnte, faßte er zunächst als deren Ziel nur die Schweiz ins Auge, wo er mit Meyer, der in Italien erkrankt war, zusammentreffen wollte. Christiane und August sollten ihn bis Frankfurt begleiten. Goethe blieb dann bis zum 25. August bei der Mutter, die schon 1795 wegen der kriegerischen Unruhen ihr Haus verkauft und ein heiteres Quartier am Roßmarkt bezogen hatte. Es war das letzte Mal, daß Mutter und Sohn beisammen waren.

Schiller an J. H. Meyer in Stäfa

[Jena, 21. Juli 1797] Auch wir waren indes nicht untätig, wie Sie wissen, und am wenigsten unser Freund, der sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen hat. Sein episches Gedicht [Hermann und Dorothea] haben Sie gelesen: Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist. Ich hab es entstehen sehen und mich fast ebensosehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt selbst und können sich von allem dem mit eignen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr dar-

auf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. — Ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei einem längern Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren scheinen würde. Also bewegen Sie ihn auch schon deswegen, lieber Freund, recht bald zurückzukommen, und das, was er zu Hause hat, nicht zu weit zu suchen.

Ich habe die angenehme Hoffnung, vielleicht Sie beide diesen Winter wieder in der Nähe zu wissen und so das alte schöne Leben der Mitteilung wieder fortzusetzen. Meine Gesundheit hat sich zwar nicht viel gebessert, doch auch nicht verschlimmert, und das ist ein gutes Zeichen; der Mut und die Lust sind geblieben, und der Übergang von der Spekulation zur Produktion hat mich erfrischt und verjüngt.

An Johann Friedrich von Koppenfels

[Regierungsbeamter, später Geheimrat und Kanzler zu Weimar].

[Weimar, 27. Juli 1797] Indem ich Ew. Hochwohlgeboren für die gütige Leitung meines kleines Privatgeschäftes gehorsamsten Dank sage, bin ich in dem Falle, eine abermalige Gefälligkeit mir von Denselben zu erbitten.

Zu meiner Reise nach Frankfurt und in die Schweiz wünsche ich einen Paß für mich von Fürstl. Regierung zu erhalten, bei welchem kein weiteres Bedenken obwaltet. Da ich aber auch meine kleine Familie bis Frankfurt mitzunehmen denke, und sie besonders auf dem Rückwege, den sie allein zurücklegen, sich selbst überlassen muß, so hätte ich auch für Mutter und Sohn um einen besonderen Paß zu bitten. Ich überlasse Ew. Hochwohlgeboren, ob Sie unbedenklich finden, etwa einen dergleichen auf Frau Vulpius und Sohn ausfertigen zu lassen, oder was Sie sonst schicklich und zweckmäßig finden. Es ist ohnehin nur auf allen Fall, indem Reisende, besonders auf dieser Route, sehr selten um Pässe gefragt werden.

Dürfte ich bitten, die zu Abholung meines Testamentes verfügte Deputation heute um 11 Uhr bei mir eintreten zu lassen? [In diesem Testamente setzte Goethe seinen Sohn August zum Universalerben ein mit der Beschränkung, daß dessen Mutter, seine „Freundin und vieljährige Hausgenossin" Christiane Vulpius, den lebenslänglichen Nießbrauch alles dessen, was der Erblasser zur Zeit seines Todes in weimarischen Landen besitzen würde, haben sollte. Zum Testamentsvollstrecker und Vormund ernannte Goethe den Juristen und späteren Minister C. G. Voigt, der ihm in der Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunstanstalten beigegeben war.]

An Schiller

[Frankfurt a. M., 9. August 1797] Ohne den mindesten Anstoß bin ich vergnügt und gesund nach Frankfurt gelangt und überlege in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erst: was es heiße, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurteilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessiert uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hilfe käme. Ich will nun alles, was mir in diesen acht Tagen vorgekommen ist, so gut als möglich zurechtstellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probieren und mich dann zu einer weiteren Reise vorbereiten.

Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publico einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mitteilen. Alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen, oder wenigstens insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie ver-

langt, ja sie gebietet Sammlung, sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin. Ich gewöhne mich nun, alles, wie mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke, aufzuschreiben, ohne die genaueste Beobachtung und das reifste Urteil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Übersicht das Vorrätige immer wieder als Stoff gebrauchen.

An Christiane

[die mit ihrem Sohn am 7. August die Heimreise angetreten hatte].
[Frankfurt, 9. August 1797] Ich bin Euch immer in Gedanken nachgefolgt, und gestern abend in der Müllerin, die mir nur teilweise Vergnügen gemacht hat, dachte ich oft, daß Ihr nun ruhig in Schlüchtern sitzen würdet. Ich verlange recht sehr zu hören, wie Ihr Eure Reise zurücklegt, und hoffe das Beste. Eure Briefchen von Hanau haben mir viel Freude gemacht; sage dem Kleinen, daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will, wie er nun immer besser schreibt. Ich habe angefangen, einiges zu überlegen und zu diktieren; aber es wird ganz unmöglich sein, in dieser Wohnung etwas zu arbeiten, ich will noch etwa acht Tage zusehen und dann irgendeinen Entschluß fassen. Wenn Du wieder stille zu Hause bist, so wirst Du erst recht gewahr werden, was für eine Menge Gegenstände Du gesehen hast.
[Frankfurt, 15. August 1797] Du hast mir sehr viel Vergnügen gemacht, daß Du mir gleich den Tag Deiner Ankunft geschrieben und Dein Tagebuch geschickt hast; fahre ja fort, mir fleißig zu schreiben, damit ich wisse, wie es Dir geht und was bei Euch vorfällt ...
Von Hamburg wird ein kleines Fäßchen an mich kommen, worin Seeschnecken sich in Brandewein befinden werden. Denke nicht etwa, daß es eine Eßware ist, sondern tu die Geschöpfe in ein Zuckerglas und halte sie mit Brandewein bedeckt, bis ich wiederkomme. Sonst weiß ich nichts zu erinnern, denn das übrige haben wir ja alles abgeredet.
Schreibe mir ja, wie das schwarzseidne Kleid geraten ist und wann Du es zum erstenmal angehabt hast, sage dem guten August, daß der Säbel, den ich mitbringe, da er sich so gut auf der Reise aufgeführt

hat und gewiß auch in meiner Abwesenheit ein gutes Kind bleiben wird [Schluß des Satzes fehlt; bis hierhin Diktat.]
Und nun, zum Lebewohl, noch ein paar Worte von meiner Hand. Ich liebe Dich recht herzlich und einzig, Du glaubst nicht, wie ich Dich vermisse. Nur jetzt wünschte ich reicher zu sein, als ich bin, daß ich Dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte. Künftig, meine Beste, wollen wir noch manchen Weg zusammen machen.
Meine Mutter hat Dich recht lieb und lobt Dich und erfreut sich des Kleinen. In acht Tagen will ich hier weggehen, denn an eine Arbeit ist nicht zu denken, Du hast selbst die Lage gesehen, und so will ich die Zeit wenigstens anwenden, um viel zu sehen. Lebe recht wohl, halte alles in Ordnung, denke an mich und behalte mich recht lieb. Eh ich weggehe, schreibe ich Dir noch einmal. Küsse das Kind.

An Knebel

[Frankfurt, 10. August 1797] Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr, als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das gleiche tut, so wird es in der Stadt und im Hause wohlstehen. Die wenigen Tage, die ich hier bin, hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstände schon sehr vergnügt und unterhalten, und ich habe für die nächste Zeit noch genug vor mir ...

An C. G. Voigt

[Frankfurt, 17. August 1797] Die hiesige Stadt, mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich täglich erneuern, sowie die mannigfaltige Gesellschaft, geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung; ein jeder hat zu erzählen, wie es ihm in jenen gefährlichen und kritischen Tagen ergangen, wobei denn manche lustige und abenteuerliche Geschichten vorkommen. Am liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen, die, ihrer Geschäfte und Verhältnisse wegen, viele der Hauptpersonen des gegenwärtigen Kriegsdramas kennengelernt, auch besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt haben und das Betragen dieses sonderbaren Volkes, von mehr als einer Seite, kennenlernten. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt und in einem Dorfe immer größere Anzahl zu sehen glaubt als sich darin befinden, anstatt daß der Österreicher still, ruhig und ohne Äußerung irgendeiner Leidenschaft gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen, sie erlauben sich alsdann manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich gleich als bons enfants und setzen sehr selten Unart und Brutalität fort; dagegen erzählt man von ihnen manche Erpressungsgeschichten unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahlen solle. Als man sich dessen geweigert, so setzten sie so viel Wagen in Requisition, als nötig sei, um diesen Mist nach Frankreich zu führen, da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man: der abreisende General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden. Besonders ist jetzt der gemeine Mann sehr aufs Geld begierig, weil er keins erhält, ob er gleich genährt wird, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Fasson zu erpressen und zu erschleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jede ausgestellte Post die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenkliche Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt, man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputieren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowohl das erste als zweitemal gutes Lob, dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen alles, was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generale wird die große Ordnung und Tätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach Einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Unter-

gebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben das Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten, sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nötig sei. Zu Wiesbaden forderte ein Trierischer Offizier einen französischen General heraus; dieser ließ ihn sogleich arretieren und über die Grenze bringen.

Hüsgen an Gerning

[Der hessen-homburgische Hofrat Hüsgen war ein Schulfreund Goethes. Der um zwanzig Jahre jüngere Freiherr von Gerning aus Frankfurt, ein Sprachgenie und angehender Diplomat, weilte in Italien.]

[Frankfurt, 12. August 1797] Letzt abgewichenen Freitag morgen erschien ganz unerwartet ein Fremder in meinem Zimmer, den ich vor seinem wohlgemästeten Bauch nicht erkannte, bis ihn seine Stimme bei der Frage verriet: „Kennen Sie denn Ihren alten Freund nicht mehr?" Und siehe da, es war Goethe in eigener hoher Person, und ungeachtet er eine geraume Zeit bei mir blieb, so bliebe er doch erbärmlich steif und zurückhaltend. Das einzige, was er mir durch seine Zunge mitteilte, war, daß er gesonnen sei, in die Schweiz zu reisen. Als ich ihn am andern Tage besuchte, war er redsprächiger und gefühlvoller. — Was halten Sie aber von dem sonderbaren Verfahren Goethens, der vor seiner Abreise etwas tat, was er in seinem ganzen achtundvierzigjährigen Leben nicht getan hat, nämlich alte Briefe durch Feuer vernichten, darunter ihn diejenigen des Selbsttöters Merck wegen ihres Geistesinhalts zwei Tage Überwindung kosteten.

An Christiane

[Frankfurt, 24. August 1797] Vor allen Dingen muß ich Dich bitten, mein liebes Kind, daß Du Dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und Dir nicht die guten Tage verdirbst, die Du haben kannst. Du hast Dich mit Deinen eignen Augen überzeugt, daß ich in meiner hiesigen Lage nicht würde arbeiten können, und was sollte ich sonst hier tun, da das Allgemeine der Stadt bald beobachtet ist und ich kein besonderes Verhältnis weder habe noch haben mag. Die Jahreszeit ist so schön, daß man schon den täglich beneidet, den man zum Tor hinausfahren sieht.

Du weißt überhaupt und hast auch auf der letzten Reise gesehen, daß ich bei solchen Unternehmungen sorgfältig und vorsichtig bin, Du

kannst leicht denken, daß ich mich nicht von heiler Haut in Gefahr begeben werde, und ich kann Dir wohl gewiß versichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für Dich und laß die Menschen reden was sie wollen, Du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt, als tröstet und aufrichtet. Halte gut Haus und richte Dich so ein, daß Du mich entweder empfangen oder auch vielleicht wieder zu mir kommen kannst. Du hast bei Deiner kurzen Abwesenheit gesehen, wie sich Deine Leute betragen haben und was Du allenfalls für Einrichtungen machen müßtest, wenn Du länger wegbleiben solltest. Sorge ja für das Kind und rede mit dem Doktor ab, was man allenfalls künftig auf der Reise tut, wenn das Übel wiederkommen sollte.

Ich bin recht wohl zufrieden, daß Du Dir die goldnen Schnuren anschaffst und Dich recht hübsch herauspußest, auch liegt ein Blättchen an Herrn Zapf bei; laß es von Deinem Bruder ordentlich siegeln und überschreiben ...

Die gute Mama schickt Dir eine sehr schöne Tasse und noch einiges Zuckerwerk fürs Kind und Dich, laß dagegen sogleich (durch Deinen Bruder, wenn Du es selbst nicht finden kannst) Hufelands Buch über das lange Leben, in zwei Bänden, in meiner Bibliothek suchen, und schicke es ihr mit einem dankbaren, heitern Briefe. Laß auch den Kleinen schreiben, denn sie ist gar zu gut gegen Euch gesinnt.

An Christiane von Goethes Mutter

[Frankfurt, 23. September 1797] Liebe Freundin! Zwei- ja dreifachen Dank bin ich Ihnen schuldig — vor die Huflandischen Bücher — vor die außerordentlichen schönen und wohlgeratenen Strümpfe — die mir wie angegossen sind — und mich diesen Winter vor der Kälte wohl beschützen sollen — und endlich, daß Sie mir doch ein klein Fünkchen Licht von meinem Sohn angezündet haben — vermutlich wissen Sie also, wo er ist? Gestern waren es vier Wochen, daß er von hier weggereist ist, und ich habe noch keine Zeile von ihm gesehen — die Briefe, die nach seiner Abreise bei mir eingelaufen sind — liegen ruhig auf meinem Tisch — da ich nicht weiß, wo er ist — und ich sie also ohnmöglich ihm nachschicken kann. Da ich von Ihnen, liebe Freundin, höre, daß er wohl und vergnügt ist — so bin ich ruhig — und will alles andre geduldig abwarten. Unsere Messe ist diesmal außerordentlich

brilliant — Königliche Braûte, zukünftige Kurfürstinnen — Prinzen — dito Prinzessinnen — Grafen — Baronen — mit und ohne Stern usw. Es ist ein Fahren — Reiten — Gehen durcheinander — das spaßhaft anzuschauen ist — mittlerweile wir nun hier gaffen, klaffen und ein wahres Schlaraffen-Leben führen — Sind Sie, meine Liebe, arbeitsam, — sorgsam — wirtschaftlich — damit, wenn der Hätschelhans zurückkommt — er Kammern und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird. — Nehmen Sie auch davor meinen besten Dank — denn ein wirtschaftliches Weib — ist das edelste Geschenk vor einen Biedermann — da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie verbreitet — Bleiben Sie bei denen Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen — und Gott! und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben — auch wird die Ernte die Mühe reichlich belohnen. Grüßen Sie den lieben Augst und danken ihm durch einen Kuß vor seinen lieben Brief — Gott! erhalte ihn zu unser aller Freude gesund — und lasse ihn in die Fußtappen seinen Vaters treten, Amen. Behalten Sie mich indessen in gutem liebevollen Andenken — und sein versichert, daß ich bis ans Ende meiner Tage sein werde dero treue Mutter — und Freundin Goethe.

An den Herzog

[Tübingen, 11. September 1797] Von hier denke ich nun auch bald aufzubrechen; sobald ich am Zürcher See angelangt bin, melde ich mich wieder. Wahrscheinlich wird mich alsdann das Heimweh wieder ergreifen, und ich werde vor eintretendem Winter wieder suchen, mein ruhiges und bequemes Haus zu erreichen. Durch Natur und Neigung, Gewohnheit und Überzeugung bin ich nur in dem Ihrigen zu Hause. Von Frankfurt fühlte ich mich bald wieder abgelöst, und seitdem habe ich in einer fremden Stadt nur gesucht, Fäden anzuknüpfen, durch die wir künftig mit mancherlei Nützlichem zusammenhängen können.

An Christiane

[Tübingen, 11. September 1797] Ob ich mich gleich langsam von Dir nur immer entferne, so will ich Dir doch um so geschwinder wieder schreiben, damit Du niemals an meinen Nachrichten Mangel habest, denn der Brief, wenn er nur einmal abgeschickt ist, geht doch immer seinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, Dir zu sagen, daß ich immerfort an Dich denke. Je mehr ich neue Gegenstände sehe, desto

mehr wünsche ich, sie Dir zu zeigen; Du würdest finden, daß überall gerader Verstand, gute Wirtschaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuständen ausmacht; und Du würdest noch einmal so gern mit mir und in dem Meinigen leben, wenn Du die Art zu sein so vieler andern Menschen gesehen hättest.

[Stäfa am Züricher See, 26. September 1797] Nun muß ich Dir noch mit eigener Hand einiges hinzufügen und Dir sagen: daß ich Dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe, und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß Deine Liebe zu mir sich immer gleichbleiben möge. Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich Dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt schon möchte ich lieber bei Dir zurück sein, Dir im grünen Alkoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühstück aus Deiner Hand empfangen. Auch ist unser Plan gemacht, bald zurückzukehren, und wo nicht Ende Oktober, doch Anfang November in Frankfurt zu sein. Diese Nachricht wird Dich gewiß erfreuen, und noch mehr wirst Du Dich vergnügen, wenn Du uns wieder bei der guten Mutter weißt, von da aus wir in wenigen Tagen bei Dir sein können. Sage aber niemanden noch davon und laß die Leute im Ungewissen, ob und wann ich komme. Denke meiner, und mache nicht zu viel Augelchen; am besten wäre es, Du machtest gar keine, denn es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges vorgekommen. Dagegen wird nur an Dich gedacht, und ein schönes Musselin-Kleid ist im Handel. Lebe wohl. Küsse den Kleinen, den ich wieder recht wohl anzutreffen hoffe.

An Frau Barbara Schultheß geb. Wolf

[Schon auf seiner ersten Schweizerreise 1775 hatte Goethe eine nahe Freundschaft mit der um vier Jahre älteren Frau Bäbe Schultheß, der Gattin eines Fabrikanten in Zürich, geschlossen, die seiner Mutter wesensverwandt war. 1779 hatte er sich noch enger an sie angeschlossen, 1788 auf der Rückreise aus Italien acht glückliche Tage mit ihr in Konstanz verlebt. Jetzt war er ein anderer geworden, während „die Herzliche", wie er, „die Immergleiche", wie Lavater sie nannte, dieselbe geblieben war. So wollte sich der rechte Kontakt nicht wiederherstellen lassen, und der vertraute Briefwechsel schlief ein.]

[Stäfa am Züricher See, 27. September 1797] Du hast wohl recht: es kann niemand wissen, wie eigentlich dem andern zumute sei; wenn

aber gleich, und dafür sei der bildenden Natur gedankt, kein Fensterchen unsere Brust wider unsern Willen durchsichtig macht, so sind doch die Worte dem Menschen gegeben, daß er, wenn er vertraut, zu seiner eignen Zufriedenheit und mit Genuß sich offenbaren kann. Wir waren zu karg, ein paar hundert Worte mehr hätten uns beiden drei Wochen Unbehaglichkeit erspart, da sie uns ebensolange Zeit ein entschiedenes Vergnügen hätten verschaffen können. — Alles ist mir bisher über meine Wünsche geglückt, außer das, was ich so lebhaft wünschte: mich mit Dir gleich und unmittelbar auf dem alten Punkte wiederzufinden. Vor der Hälfte Oktobers werde ich kaum nach Zürch zurückkommen und erwarte manche gute und besondere Stunde von meiner Bergreise. Meyern habe ich gefunden wie einen Steuermann, der aus Ophyr zurückkehrt — [Ophir nennt das Alte Testament die nicht feststellbare afrikanische Landschaft, aus der der König Salomo auf Schiffen, die drei Jahre unterwegs waren, unerhörte Kostbarkeiten bezog] — es ist eine herrliche Empfindung, mit einer so bedeutenden Natur nach einerlei Schätzen zu streben und sie nach einerlei Sinn zu bewahren und zu verarbeiten. Hätte ich doch auch, meine Liebe, die Überzeugung mitnehmen können, daß wir uns beide noch in demselben Falle befinden. Prüfe Du diese Zweifel indessen an meiner letzten Arbeit, wovon ich Dir die erste Hälfte überschickte; ich habe dahinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag meines Daseins verwendet. Sollte dieses Gedicht ein Mittler zwischen uns werden, so würde mich seine Existenz um so mehr freuen.

An Schiller

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zustande sprechen soll, so kann ich sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe zufrieden zu sein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff inkommodiert mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzustellen. Von den unfruchtbaren Gipfeln des Gotthardts bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durchs unmittelbare An-

schauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen und sich dann durch eine alte Chronik die vergangenen Zeiten näherzubringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, gibt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung, und die Übersicht sowohl des Ganzen als die Einsicht ins Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt...

An Karl August Böttiger

[In den Schweizer Bergen erhielt Goethe die Nachricht vom Tode der neunzehnjährigen Schauspielerin Christiane Becker, geborene Neumann, die vielleicht das größte und vielseitigste Talent des Weimarer Theaters gewesen ist. Seitdem sie, dreizehnjährig, zuerst die Bühne betrat, war Goethe mit besonderer Freude um ihre Ausbildung bemüht gewesen. Gleich im ersten Jahre seiner Amtsführung bei einer Probe von Shakespeares „König Johann" war die junge Künstlerin ihm lieb geworden: Sie spielt den Prinzen Arthur, der geblendet werden soll. Die Angst, das Entsetzen vor dem glühenden Eisen stellt sie ihm nicht lebhaft genug dar. Da entreißt Goethe dem Kämmerer das Eisen und dringt mit so schrecklicher Gebärde auf sie ein, daß sie erschrocken zurückweicht und ohnmächtig wird. Goethe kniet nieder und nimmt sie in die Arme. Erwacht, küßt sie ihm die Hand und bietet ihm den Mund.]

[Zürich, 25. Oktober 1797] Das gute Zeugnis, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt, denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich war. Sie war mir in mehr als Einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbne Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Tränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge...

[Noch auf der Reise begann Goethe die Elegie „Euphrosyne" zum Ge-

dächtnis der Verstorbenen, die er zuletzt in einer Rolle dieses Namens im Mai spielen gesehen hatte. Tief in den Bergen begegnete dem Dichter ihr verklärtes Bild:]

... Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
eingeschrieben und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, schon sagt es die Träne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf,
sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands:
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß ...

Conrad Ferdinand Meyer erzählt:

Auf der rechten Seite der untern Hälfte des Zürichsees liegen nebeneinander zwei Landhäuser: Mariahalde, wo Graf Benzel-Sternau [Schriftsteller, geboren 1767 zu Mainz] 1849 sein Leben beendigte, und Die Schipf, welche Jakob Escher, ein genialer Maschinenfabrikant, besaß. Diesen kannte ich noch in seinen letzten Lebensjahren — er überschritt die Achtziger. Als mich der greise Escher einst durch den Schipfsaal führte, erzählte er mir, Goethe habe, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, auf einem Besuche in der Schipf, von seinem Freunde Meyer, dem Kunschtmeyer, wie ihn später die Weimarer hießen, gebracht, diesen Saal, in dessen Hintergrund er eine Orgel erblickte, mit den lustigen Worten: „Hier muß man tanzen", betreten und dann den ganzen großen Raum im Tanzschritte durchmessen.

Natürlich wollte ich nun mehr von Eschers Beziehungen zu Goethe wissen. Der alte Herr hatte aber — den Eindruck der imponierenden Erscheinung seines Gastes ausgenommen — nicht viel zu erzählen; nur ein Geschichtchen hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis gegraben. Ich lasse ihn selbst reden in der vagen Form, deren sich der Greis bediente, die ich aber Wort um Wort verbürgen kann.

Wir machten, berichtete er, einen Ausflug von Zürich nach der gute zwei Stunden entfernten Albishöhe. Vor dem Tore der Stadt — damals war Zürich noch befestigt — betraute Goethe einen jungen Mann, der ihn begleitete, mit einem Fernrohre. Tragen Sie dazu Sorge! schärfte er ihm ein. Als wir auf dem Rückwege wieder vor dem Tore anlangten, fragte Goethe den jungen Herrn: Wo haben Sie das Perspektiv? Dieser befühlte seine Taschen, nirgends war es zu finden. — Es liegt auf dem Tischchen vor dem Spiegel im Eßsaale des Albishauses. — Gehen Sie gleich zurück und bringen Sie es. Der junge Mann ging.

Das fand ich etwas hart, schloß Escher sein Geschichtchen, aber Goethe wollte seinem jungen Begleiter eben eine tüchtige Lehre geben.

An Christiane

[Zürich, 25. Oktober 1797] Nun ich weiß, daß Du mit dem Kinde wohl bist, bin ich ruhig und habe mich recht gefreut, wieder etwas von Deiner Hand zu sehen. Habe jetzt nur noch ein wenig Geduld, denn ich komme bald wieder, auch mir ist es in der Entfernung von Dir nie recht wohl geworden, wir wollen uns nunmehr desto lebhafter des Zusammenseins freuen. Der Gefahr wegen hätte ich wohl nach Italien gehen können, denn mit einiger Unbequemlichkeit kommt man überall durch; aber ich konnte mich nicht so weit von Euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird, Euch mitzunehmen, so werd ich es wohl nicht wiedersehen. Grüße den Kleinen und danke ihm für seine Briefe, sie machen mir viel Freude. Da ich nicht über Frankfurt gehe, weiß ich noch nicht, was ich ihm mitbringe; wenn ich über Nürnberg komme, so finde ich gewiß etwas Nützliches und Erfreuliches. Dafür ist schon für die weibliche Welt besser gesorgt. Einen genähten Musselin für Dich von besonderer Schönheit, ein mit Blümchen gewirkter, für Ernestinen, und Halstücher mit allerlei Kanten, damit von der Tante an die übrigen Hausgenossen erfreut werden können. Ich habe mir auch

kleine Tücher um den Hals gekauft, fürchte aber, Du wirst mir sie wegkrapseln, denn sie werden auch um den Kopf artig stehen. Alles zusammen ist nach der neusten Mode, besonders ist Dein Kleid sehr schön; es ist aber auch nicht wohlfeil. Ich habe es noch nicht, denn ich habe es nach dem Muster aus der ersten Hand gekauft und erwarte es von St. Gallen, wo die Fabrik ist. Bei den Mustern tat einem die Wahl weh, aber Meyer und ich waren doch zuletzt einig ...

[Tübingen, 30. Oktober 1797] Wir haben, meine Liebe, die Baseler Tour aufgegeben und sind von Zürch gerade nach Tübingen gegangen. Wir haben auch recht wohlgetan, denn die Jahreszeit ist äußerst verdrießlich, die Wege schlecht und alles unglaublich teuer. Nun weiß ich nicht, ob wir über Frankfurt oder Nürnberg gehen, auf beiden Seiten brauchen wir acht Tage Reise; wenn ich nun noch einigen Aufenthalt hier und da dazurechne, so können wir in der Mitte Novembers wohl bei Dir sein. Das ist Dir ja wohl ganz recht, Deinen Freund so bald wiederzusehen. Ich kann aber auch wohl sagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich so lieb, wie ich Dich. Ich freue mich unaussprechlich, Dich wiederzusehen.

An Schiller

[Weimar, 9. Dezember 1797] Die Nachricht, daß Sie diesen Winter nicht zu uns kommen würden, hat unsere Schauspieler betrübt. Es scheint, daß sie sich vorgesetzt hatten, sich vor Ihnen Ehre zu machen; ich habe sie mit der Hoffnung getröstet, daß Sie uns aufs Frühjahr wohl besuchen würden. Sehr nötig tut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem, der zu befehlen hat, und dem, der einem solchen Institute eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll aufs Gemüt wirken und muß also auch Gemüt zeigen; jener muß sich verschließen, um die politische und ökonomische Form zusammenzuhalten. Ob es möglich ist, freie Wechselwirkung und mechanische Kausalität zu verbinden, weiß ich nicht; mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen.

Ich kann mir den Zustand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen, irgendeine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher

lieber vermieden, als aufgesucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, daß das höchste pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen? Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.

Noch habe ich vierzehn Tage zu tun, um manches einzuleiten, die neuen Theaterkontrakte in Ordnung zu bringen, und was andere Dinge mehr sind. Dann will ich aber auch gleich zu meiner Tageseinsamkeit des jenaischen Schlosses und zu unsern Abendgesprächen eilen. Meyern werde ich wohl nicht mitbringen, denn ich habe die Erfahrung wieder erneuert: daß ich nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten kann, und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon die häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetische Quellen gänzlich ableitet. Ich würde jetzt in einer Art von Verzweiflung sein, weil auch jede Spur eines produktiven Interesses bei mir verschwunden ist, wenn ich nicht gewiß wäre, es in den ersten acht Tagen in Jena wiederzufinden ...

An Goethe von Knebel

[der sich zum Entsetzen seiner Schwester und der ganzen weimarischen Damenwelt entschlossen hatte, seine Geliebte, die Sängerin Luise Rudorff, zu heiraten].

[5. Januar 1798] Schrecklich ist das Betragen der Weiber und Närrinnen in Weimar, die bei der Nachgiebigkeit und der schwachen Repräsentation unsers Geschlechts, zumalen bei Hofe, in W. in den närrischsten Dünkel verfallen, wodurch sie die Tage eines rechtschaffenen Mannes betrüben können. Diese lächerlichen, gebieterischen Hagestolzinnen scheinen es zum Gesetz machen zu wollen, daß man ohne sie nicht leben dürfe, ob sie gleich nichts zum eigentlichen Glücke des Lebens beitragen, und wie die alten Tanten im Tom Jones verdammen sie jedes junge gefällige Mädchen mit einer abscheulichen Richtersprache und möchten in ihrer Wut den Keim alles Lebens zernichten. Der schwache und zweideutige Charakter der meisten Herren in Weimar unterstützt noch ihre Bosheit. Sogar Herder und seine

Frau haben sich bei dieser Sache schwach, zweideutig und heuchlerisch bezeigt.

An Knebel

[den der weimarische Klatsch nach Ilmenau verscheucht hatte, von wo er noch im Laufe des Jahres nach Jena übersiedelte].

[Weimar, 12. Januar 1798] Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Entschluß, denn in solchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig, als sich zu einer oder der anderen Aufopferung zu entschließen, und zu einer solchen Wahl kann sich der, den es trifft, doch immer nur zuletzt selbst bestimmen. Nimm es daher mit denen nicht zu genau, die als bloße Zuschauer Dir teils zu heftig widerstrebten, teils zweifelhaft waren, was und wie sie mitwirken sollten; bei noch so verschiedner Überzeugung hat doch jeder nur Dein Bestes, freilich auf seine Art und Weise, gewünscht, und nichts kann Deinen Entschluß besser rechtfertigen als Dein künftiges Glück.

[Weimar, 1. Februar 1798] Sei mir schönstens in dem Ilmenauer Schnee gegrüßt, in dessen Nähe ich Dir heitere Tage wünsche, bis das Frühjahr uns alle wieder erquickt. Möge der feste Knoten, den Du in Dein Schicksal knüpfest, Dir alles wünschbare Gute herbeiführen.

Laß mich von Zeit zu Zeit hören, wie Du Dich befindest und womit man Dir einiges Vergnügen machen könnte. Kommt mir irgend was merkwürdig Neues zur Hand, so soll es Dir mitgeteilt werden.

An Goethe von Schiller

[Jena, 5. Januar 1798] Jetzt, da ich meine Arbeit [Wallenstein] von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir habe und sie mir fremder ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuierliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben danach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Grenzen so weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren.

Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine andre als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisieren, als das Ideale zu realisieren, und letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fiktionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht.

An Schiller

[Weimar, 6. Januar 1798] Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Zufriedenheit mit dem fertigen Teil Ihres Werkes. Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen übersehen, die Sie an sich zu machen haben, zweifle ich nicht an der völligen Gültigkeit Ihres Zeugnisses. Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vorteil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältnis wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt, Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.

Sehr sonderbar spüre ich noch immer den Effekt meiner Reise. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, irgend etwas zu tun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit ebensolcher Wirkungen, und es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt: daß Eindrücke bei mir sehr lange im stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauch sich willig finden lassen. Ich habe auch deswegen ganz pausiert und erwarte nur, was mir mein erster Aufenthalt in Jena bringen wird ...

Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyssee, es ist aber nur der sittliche Teil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt, dem ganzen beschreibenden Teil hilft unsre Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gesänge desselben in Neapel und Sizilien las!

Es war, als wenn man ein eingeschlagnes Bild mit Firnis überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein; es schien die Natur selbst, was auch bei jenen Alten um so notwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden. Wie viele von unsern Gedichten würden aushalten, auf dem Markte oder sonst unter freiem Himmel gelesen zu werden?

[Weimar, 3. März 1798] Zu dem Bürgerdekrete, das Ihnen aus dem Reiche der Toten zugesendet worden, kann ich nur insofern Glück wünschen, als es Sie noch unter den Lebendigen angetroffen hat; warten Sie ja noch eine Weile, ehe Sie Ihre verewigten großen Mitbürger besuchen. [In Anerkennung seiner „Räuber" war Schiller 1792 zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt worden. Die Urkunde, die ihm jetzt erst zuging, war von Danton und Claviere unterschrieben, der begleitende Brief von Roland. Die Besorgung hatte Custine übernommen. Von diesen allen war keiner mehr am Leben.] Das schöne Wetter ruft mich jeden Tag zu Ihnen, und ich benutze mein Hiersein, so gut ich kann. Ich habe die Insekten wieder vorgenommen und auch meine Mineralien geordnet. Wenn man so viel zusammenschleppt und nur eine Zeitlang ansteht, das Eingebrachte einzurangieren, so weiß man bald nicht, wo man sich lassen soll ...

An Wieland

[Oberroßla, 22. Juni 1798] Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genossen in Ceres vermelde hierdurch freundlichst, daß ich in Oberroßla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. [Goethe hatte das Gut Oberroßla gekauft, Wieland lebte auf seinem Landsitz Oßmannstedt.] Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlich erfreut, so wollte ich hiermit höflichst gebeten haben: morgen, gegen Mittagszeit, Sich aus Euro Palästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen, frugalen Mahl vorliebzunehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiedersehen zu verschaffen. Ebenso ist die liebe Frau und wer uns noch von der Familie durch seine Gegenwart erfreuen möchte, bestens eingeladen.

An Kestner

[Goethes Freund aus dem am Reichskammergericht zu Wetzlar verlebten Sommer 1772, der seit einem Vierteljahrhundert mit Charlotte

Buff, dem Urbild der Lotte in Goethes „Leiden des jungen Werthers", verheiratet und von ihr mit zwölf Kindern beschenkt, als Archivbeamter in Hannover lebte, wo er 1800 gestorben ist.]

[Weimar, 16. Juli 1798] Wenn Ihr, mein lieber alter Freund, gelegentlich wieder ein Wort hättet von Euch hören lassen, so würdet Ihr wohl auch von mir früher etwas vernommen haben. Denn daß ich einmal auf einen Brief nicht antworte und lange schweige, ist bei mir von keiner Konsequenz. Die Tage und Jahre fliehen mit einer so reißenden Lebhaftigkeit, daß man sich kaum besinnen kann, und bergab scheint es noch immer schneller zu gehen. Wenn wir uns wiedersähen, so hoffte ich, Ihr solltet mich dem Innern nach wohl wiedererkennen; was das Äußere betrifft, so sagen die Leute, ich sei nach und nach dick geworden. Ich lege Euch eine Schnur bei als das Maß meines Umfangs, damit Ihr messen könnt, ob ich mich von dieser Seite besser gehalten habe als Ihr, denn sonst waren wir ziemlich von einerlei Taille. Ich befinde mich wohl und tätig und so glücklich, als man es auf diesem Erdenrunde verlangen kann ...

An Schiller

[Weimar, 21. Juli 1798] Es ist mein recht herzlicher Wunsch, daß sich die Stimmung zu einer poetischen Arbeit recht bald wieder bei Ihnen finden möchte. Leider ist Ihre Lage im Garten von einer Seite so ungünstig, als sie von der andern günstig ist, besonders, da Sie sich mit dem Bauen eingelassen haben. Ich kenne leider aus frühern Zeiten diese wunderbare Ableitung nur allzusehr und habe unglaublich viel Zeit dadurch verdorben. Die mechanische Beschäftigung der Menschen, das handwerksmäßige Entstehen eines neuen Gegenstandes unterhält uns angenehm, indem unsere Tätigkeit dabei Null wird. Es ist beinahe wie das Tabakrauchen. Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren wie die Herzoge von Sachsen mit Luthern, uns auf der Straße wegnehmen und auf ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte diese Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Tell fertig sein. [Goethe hatte bei seinem letzten Aufenthalt in der Schweiz den Plan zu einer epischen Bearbeitung der Tellsage gefaßt. Er überließ die Idee seinem Freunde zu dramatischer Ausführung.]

An Christiane

[Jena, 5. August 1798] Hier schicke ich Dir, mit einem herzlichen

Wunsche zu Deinem Geburtstag, einiges Obst, damit Du es mit August verzehrst und Dich dabei meiner Liebe erinnerst. Wie sehr wünschte ich dieses Fest im stillen mit Dir zu begehen; allein, ich habe wohlgetan, mich nach Jena zu begeben, selbst hier wird es mir schwer, mich wieder völlig zu sammeln, und ich habe bisher eigentlich noch nichts Rechts getan. In der nächsten Woche, denk ich, soll es werden, da ich denn sehr zufrieden sein will, indem die Zeit zu drängen anfängt. Mache Deine Sachen in Ordnung und gehe sodann nach Rosla, und erfreue Dich an den ländlichen Beschäftigungen. Es ist recht gut, wenn Du alles näher kennen lernst. Betrübe Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! die Menschen sind nicht anders gegeneinander, im großen wie im kleinen. Denke, daß ich Dich liebe und daß ich keine andre Sorge habe, als Dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen; es wird mir ja das auch wie so manches andre gelingen.

Tue nur jeden Tag das Nötige, weiter bleibt uns in guten und bösen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, solange wir beisammen sind.

Ich will mit allem Fleiße sorgen, daß ich das Nötigste wegarbeite, dann sehen wir uns wieder. Lebe recht wohl. Grüße den lieben Gustel, und behalte mich lieb.

An Schiller

[8. Dezember 1798] Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation usw. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durch andere. Ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen, er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich, als irgendein Glaube. Nicht allein in gewissen Jahrhunderten, sondern auch in gewissen Epochen des Lebens, ja bei gewissen Naturen, tritt er öfter, als man glauben kann, herein. Hat doch der verstorbne König in Preußen [Friedrich Wilhelm II.] bloß darum auf den „Wallenstein" gehofft, weil er er-

wartete, daß dieses [astrologische] Wesen ernsthaft darin behandelt sein würde.

An C. G. Voigt

[Weimar, 19. Dezember 1798] Die Kantische Anthropologie folgt hier mit vielem Dank zurück, der doppelt ist, da sich Ihre Frau Gemahlin dieses Genusses um meinetwillen bisher beraubt hat. Es ist ein Werk, das besonders dem Pädagogen höchst willkommen sein muß, wir mögen nun die Rolle gegen uns selbst oder gegen andere spielen; übrigens sollte man meo voto dasselbe nur im Frühjahr lesen, wenn die Bäume blühen, um von außen ein Gleichgewicht gegen das Untröstliche zu haben, das durch den größten Teil des Buches herrscht. Ich habe es gelesen, indem Kinder um mich spielten, und da mag es auch noch hingehen; denn von der Vernunftshöhe herunter sieht das ganze Leben wie eine böse Krankheit und die Welt einem Tollhaus gleich.

Bei allem dem Vortrefflichen, Scharfsinnigen, Köstlichen, worin unser alter Lehrer sich immer gleichbleibt, scheint es mir an vielen Stellen borniert und an noch mehreren illiberal. Ein weiser Mann sollte das Wort Narr nicht so oft brauchen, besonders da ihm selbst der Hochmut so lästig ist. Genie und Talent sind ihm überall im Wege, die Poeten sind ihm zuwider, und von den übrigen Künsten versteht er Gott sei Dank nichts. In einzelnen Fällen ist er pedantisch, wie z. B., daß er eine Vermischung des sanguinischen und cholerischen Temperaments nicht leiden will; freilich ist der Ausdruck Vermischung auch in meinem Sinne falsch, aber daß es eine Steigerung des sanguinischen Temperaments bis ins cholerische durch alle Stufen gebe, lehrt die Erfahrung. Ist denn doch die ganze Trennung in vier Temperamente nur künstlich und zur Bequemlichkeit des Beobachters.

Die Behauptung, daß junge Weiber deswegen allgemein zu gefallen suchen, um sich nach dem Tode ihres Mannes einen zweiten vorzubereiten, die er noch dazu einigemal wiederholt, ist eigentlich so ein Einfall, wie die schlechten Spaßvögel manchmal in Gesellschaft vorbringen, und geziemt sich nur für so einen alten Hagestolz. Die Schilderung der Nationen scheint mir für einen Mann, der so lange in der Welt gelebt, sehr seicht, und wie schon oben erinnert, das Ganze für eine Anthropologie nicht liberal und artig genug. Sobald ich den Menschen darstellen will, wie er ist, besonders wenn ich allen Augen-

blick gestehen muß, daß es ja nicht einmal von ihm abhängt, anders zu sein, daß der wünschenswerte Vernunftszustand nur wenigen, und denen meist nur im hohen Alter zuteil wird, so dächte ich, müßte man die Sache freundlicher, einladender und erquickender geben.

An Fritz von Stein

[den sechsundzwanzigjährigen jüngsten Sohn der Frau von Stein, der Kriegs- und Domänenrat in Breslau geworden war].

[21. Dezember 1798] Habe ich Dir, mein lieber Freund, auf Deinen vorigen Brief nicht geantwortet, so will ich bei dem jetzigen nicht säumen und Dir für Dein Andenken Dank sagen. Ich freue mich, daß Dein dortiges Verhältnis sich befestigt und verbessert, so wie ich wünsche, daß Du durch Tätigkeit Dein inneres, sowie durch Belohnung und Anerkennung derselben Dein äußeres Glück gründen und erreichen mögest ...

Bei mir drängt sich's nun so sehr übereinander, daß ich für Forderungen von Innen und von Außen fast keine ruhige Stunde vor mir sehe und jeden Tag nur das Nötige wegarbeiten muß, ohne mich um den folgenden zu bekümmern. Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bißchen gar zu bunt werden.

Vor einem Jahr besuchte ich die Schweiz noch eben am Rande ihrer alten Verfassung. Ich sah sie freilich mit andern Augen als vor zwanzig Jahren, und die Rekapitulation war mir in manchem Sinne wichtig. Doch ist es immer besser, man reise in der Jugend, wo man die Dinge einzeln genießt und oft über ihren Wert schätzt. Die Summa Summarum des Alters ist eigentlich niemals erquicklich ...

An Christiane

[20. November 1798] Ich will Dir einmal selbst schreiben, um Dir herzlicher zu sagen, daß ich Dich liebe und mich über Deine und des Kindes Gesundheit freue. Wegen des Kopfwehs, worüber August manchmal klagt, müßte man doch den Doktor gelegentlich fragen.

Meine Arbeiten fangen an zu rücken, doch langsamer als sonst. Ich bitte Dich daher, nicht unvermutet herüberzukommen; ich muß es wieder auf meine gewöhnliche Art halten und hier so lange in einem Stücke arbeiten, als ich mag und kann. Alsdann wollen wir wieder

vergnügt beisammen sein. Augelchen gibt's hier gar nicht, die alten sind abgestorben, und Neues ist nichts nachgewachsen.
Lebe recht wohl, grüße das liebe Kind. Zur Redoutenfreude wünsche ich im voraus Glück. Lebe wohl und liebe mich.

An Goethe von Christiane

[Weimar, vor Ende 1798] Izo gehen bey uns die winder Freuden am und ich will mir sie durch nichts lassen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb sorge für mein Pübgen und halte mein haußweßen in ornug und mache mich lustig. Abes sie könn ein gar nicht in Ruhe lassen vor gestern in Commedi komd Meißel und fracht mich sonne Umstände ob es wahr währ daß du heueraths du schafftes dir ja schon Kusse und Pehrde am ich wurde dem auchenblick so bösse daß ich ihm ein recht Malifieses amword gab und ich bin über zeugt der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke so habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein schlimer traum dem muß ich dir wen du komst erzeälen ich habe dabey so geweind und laut geschrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganz Kopfküssen naß ich bin sehr froh daß es nur ein traum wahrt. und dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden. Es gib Recht Gudes Eis und ich will wieder Schridschu faren und morgen wollen wir mit auf den Schliden nach Kedschau faren ich Ernesdien die Madsick und die Pufellin, und hernacht faren die Freunde nach Jena und wir nach Weimar: auf die Redude freuen wir uns ser wen du hier währs währe es freilich noch lieber aber da ich höre daß es dir mit deinen Arbeiden gud gehet daß ist beser alls Reduden Freude weil ich weis wen es dir mit deiner Arbeid gud geht du auch Recht fergnücht wieder kömst und den wollen wir ser vergnügt zusam seyn . . .

An Schiller

[Weimar, 27. Dezember 1798] Überbringer dieses stellt ein Detachement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolominis, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzuliefern. Euere Liebden werden ersucht, diesem löblichen Vorhaben allen möglichen Vorschub zu tun. Da wir uns zu allen angenehmen Gegen-

diensten erbieten. Melpomenische zum Wallensteinschen Unwesen gnädigst verordnete Kommission: Goethe und Kirms.

An August Herder

[Herders zweiten Sohn, der die Bergakademie zu Freiberg besuchte].

[Dezember 1798] Deinen Brief, mein lieber Freund, habe ich mit besonderer Zufriedenheit erhalten, da er ein früheres Verhältnis wieder anknüpft, das nun um desto dauerhafter sein kann, als wir beide im Leben indes vorgerückt sind und manches erfahren haben. Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von einer Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und ununterbrochner sein. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich sein, solle mit uns nur Ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeitlang täuschen, das aber nicht lange dauern kann.

Das sicherste Mittel, ein freundschaftliches Verhältnis zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselsweise mitteile, was man tut. Denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem, was sie tun, als in dem, was sie denken.

An Wilhelm von Humboldt

[Juli 1799] Ich lobe sehr Ihren Entschluß, von Spanien zu gehen; denn wer einmal fremde Literaturen genießen, sich von der bewohnten Welt einen Begriff machen, über Nationen, ihren Ursprung und ihre Verhältnisse denken will, der tut wohl, manche Länder zu bereisen, um sich ein Anschauen zu verschaffen, das durch keine Lektüre erregt werden kann.

Ich weiß sehr gut an mir selbst, mit welcher unterschiednen Einsicht ich einen italienischen Schriftsteller oder einen englischen lese. Der erste spricht zu mir gleichsam durch alle Sinne und gibt mir ein mehr oder weniger vollständiges Bild, der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt, und ich bin nie ganz gewiß, ob ich das Gehörige dabei denke und empfinde. So hat mir auch mein Aufenthalt in Neapel und meine Reise durch Sizilien eine gewisse nähere Anmutung zu dem ganzen griechischen Wesen verschafft, so

wie mein Aufenthalt in Rom zu dem lateinischen. Wenigstens kommt mir vor, daß ich seit jener Zeit die Alten besser einsehe.
Von Frankreich sowohl als von Spanien hoffe ich durch Sie dereinst die großen Lücken, die sich in meiner Kenntnis dieser Länder befinden, ausgefüllt zu sehen. Denn was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt, ist nahezu, als wenn man es selbst erfahren hätte.
Diesen Winter habe ich zwar nicht leidend, jedoch nicht zum besten zugebracht. Indessen haben wir Schillers Wallensteinischen Zyklus auf die Bühne eingeführt und dabei manche Mühe und manchen Genuß gehabt. Doch hat das eigentlich Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller selbst mir abgenommen. Er hat sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bei dieser Tätigkeit sehr wacker gehalten und durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel gewonnen.
Man hat auch bei diesem Unternehmen gesehen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Überlegung wirkt. Das erste Stück, Wallensteins Lager, hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfnis erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gute Sensation gemacht. Das zweite, die Piccolomini, hat den Beifall aller erhalten, welche es ganz hören konnten oder mochten, diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nötigen Aufmerksamkeit gebrach oder die durch äußere Umstände teilweise zerstreut oder gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; alle aber mußten der einzelnen Aufführung und dem reichen Gehalte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wallenstein zuletzt hat alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg und alle Erwartungen übertraf. Ich freue mich in Ihre Seele zum voraus auf die Stunden, in denen auch Sie dieses Genusses teilhaftig werden ...

An Friedrich Bury

[1763 zu Hanau geboren, 1782—1799 als Maler in Rom tätig.]
[21. Juli 1799] Wenn ich Ihnen, mein werter Bury, Glück wünschen muß, daß Sie auf Ihrem Rückzuge so manchen Genuß gehabt haben

und sich nun in Ihrem Vaterlande ruhig befinden, indessen das gute Italien noch immer von Freunden und Feinden unsäglich leidet, so muß ich Sie im Grunde doch herzlich bedauern, daß Sie, nach einem so langen Aufenthalte in Rom, dieses wahre Element des Künstlers verlassen und sich in das liebe kunstlose deutsche Vaterland zurückziehen mußten. Ich wünsche, daß die neue Wendung der Dinge es Ihnen bald möglich machen möge, in jenes gelobte Land zurückzukehren. Gedenken Sie etwa in der Zwischenzeit eine Reise nach Dresden zu machen, um die dortigen Kunstschätze zu nutzen, so soll es mich freuen, Sie auf Ihrem Wege bei uns zu sehen; aber fürwahr eigens einladen darf ich Sie nicht. Auch in dem nördlichen Deutschland würden Sie sich an nichts weniger als am Kunstgeschmack erbauen. Die bekannte Richtung des deutschen Publikums geht ihren Weg, und indem man eine Menge Geld für den Schein hinwirft, so benimmt man sich die Mittel, etwas Echtes zu besitzen.

An Schiller

[27. Juli 1799] Ich habe heute keinen Brief von Ihnen erhalten, wahrscheinlich weil Sie glauben, daß ich kommen werde; ich muß aber meine alte Litanei wieder anstimmen und melden, daß ich hier nicht loskomme. Die Geschäfte sind polypenartig; wenn man sie in hundert Stücke zerschneidet, so wird jedes einzelne wieder lebendig. Ich habe mich indessen drein ergeben und suche meine übrige Zeit so gut zu nutzen als es gehen will. Aber jede Betrachtung bestärkt mich in jenem Entschluß: bloß auf Werke, sie seien von welcher Art sie wollen, und deren Hervorbringung meinen Geist zu richten und aller theoretischen Mitteilung zu entsagen. Die neuesten Erfahrungen haben mich aufs neue überzeugt: daß die Menschen statt jeder Art von echter theoretischer Einsicht nur Redensarten haben wollen, wodurch das Wesen, was sie treiben, zu etwas werden kann. Einige Freunde, die unsere Sammlung besuchten, die Gegenwart unserer alten Freunde, und über alles: das sich neu konstituierende Liebhabertheater haben mir davon schreckliche Beispiele gegeben, und die Mauer, die ich schon um meine Existenz gezogen habe, soll nun noch ein paar Schuhe höher aufgeführt werden ...

An Maximilian Jacobi

[Fritz Jacobis jetzt vierundzwanzigjährigen Sohn, der inzwischen seine

medizinischen Studien in Göttingen und Edinburgh fortgesetzt, in Erfurt mit der Doktorpromotion abgeschlossen, sich mit einer Tochter des Wandsbecker Boten Matthias Claudius verheiratet hatte und nun in Vaels bei Aachen praktizierte.]

[16. August 1799] Auch wird die Naturbetrachtung auf dem Wege, den Sie kennen, immer fortgetrieben. Ich habe mich seither besonders in die Metamorphose der Insekten hineinzuarbeiten gesucht. Man muß auch hier, wenn man sich in diesem Labyrinth nicht verirren will, den einfachen stetigen Gang der organisierenden Natur auf so viel Punkten als möglich durch den Gedanken anhalten und das Unteilbare teilen. Die Beobachtung ist so schwer nicht, ob sie gleich viel Aufmerksamkeit erfordert; aber die Vorstellungsarten, diese Naturwirkungen zu fassen, liegen vielleicht außerhalb der Grenzen des gemeinen Menschenverstandes, und die Philosophen sind von ihrer Seite noch nicht genug herangekommen, um uns andern, die wir keine Philosophen sind, doch solche Werkzeuge darzureichen, mit denen wir bei unsern Untersuchungen weiter ausgreifen könnten.

Es bleibt daher wohl nichts weiter übrig, als zu tun, was unsre Vorfahren getan haben: nicht zu handeln und zu beobachten ohne zu denken, und nicht zu denken ohne zu handeln und zu beobachten; ja, uns so zu gewöhnen, daß unsere ganze Natur, mit allen ihren Fähigkeiten, zusammen und einzeln, so gut es nur gehen mag, wirken könne. Es sollte mich sehr freuen, wenn ich Sie irgendeinmal wieder sehen und sprechen könnte. Ich erinnere mich mit Vergnügen der Zeit, da Sie in unsrer Nähe waren, und würde mich derselben mit noch mehr Zufriedenheit erinnern, wenn ich überzeugt wäre, daß ich Ihnen mehr genutzt hätte. Es gehört zu einem wechselseitigen Einfluß eine gewisse passende Disposition, die sich oft gerade in dem Augenblick nicht findet, da man zusammenlebt, und in Absicht auf geistige Bildung geht man selten miteinander just, wenn man sich körperlich nebeneinander befindet.

Für mich habe ich gegenwärtig den großen Vorteil, daß ich an Schiller und Meyer zwei Freunde gefunden habe, mit denen mich ein ähnliches, ja ich kann wohl sagen: ein gleiches Interesse verbindet. Jeder von uns mag gern in seinem Fache fortschreiten, und bei der Verwandtschaft der Fächer ist der Fortschritt des einen auch Gewinn für den andern ...

Der „Atheismusstreit"

Fichte war als Professor der Philosophie zu Jena schon in seinem zweiten, dem Winter-Semester 1794/95, mit der kirchlichen Landesbehörde in Konflikt geraten, weil er für eine Reihe öffentlicher Vorträge über Moral eine Sonntagvormittagstunde angesetzt hatte.

Bald danach hatte er in öffentlichen Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten das wüste, in allerlei „Orden" organisierte Studentenleben gegeißelt, mit der Wirkung, daß die Orden gutwillig sich aufzulösen beschlossen; dann aber, als Fichte seine Behandlung dieser Angelegenheit aus einer moralischen zu einer amtlichen und sich selber gleichsam zum Vermittler zwischen Behörden und Studentenschaft machen zu müssen geglaubt hatte, waren die Studenten zu unrecht gegen ihn mißtrauisch geworden. Es war zu schweren Störungen in seinem Kolleg, zu einem Überfall auf sein Haus, zu Beleidigungen seiner Frau gekommen, bis Fichte Jena für den Sommer 1795 verließ, während sich aus seinen Anhängern eine „Gesellschaft freier Männer" bildete, die eine Reform des Studentenwesens einleitete.

Jetzt hatte Fichte eine cause célèbre der Philosophie, den sogenannten Atheismusstreit heraufbeschworen, indem er in das von ihm und Niethammer herausgegebene „Philosophische Journal" einen Aufsatz des Saalfelder Konrektors Forberg über „Die Entwicklung des Begriffs der Religion" aufnahm, der nach Kantschen Grundsätzen nachzuweisen suchte, daß Religion dasselbe sei wie sittliche Überzeugung, verbunden mit moralischem Lebenswandel. Fichte stimmte mit dieser Ansicht keineswegs überein und gab die seinige als Korrektiv in dem gleichzeitig veröffentlichten Aufsatz „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung". Gleichwohl erschien alsbald, als Denunziation gemeint und wirkend, ein anonymes „Sendschreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn über den Fichteschen und Forbergschen Atheismus". Die kursächsische Regierung mischte sich ein und drohte mit dem Verbot der Universität Jena. Sachsen-Weimar-Eisenach mußte Stellung nehmen, wollte die Sache durch einen Verweis, aber ohne Eingriff in die Lehrfreiheit aus der Welt schaffen. Fichte erließ Gegenschriften, appellierte an das Publikum, an die Studentenschaft, drohte mit seinem und der hervorragendsten Dozenten Weggang. Das Ende war, daß er Jena verlassen mußte.

Die Sache wirkte noch lange nach. Noch Ende Mai 1801 schrieb Caroline Schlegel: „Wir haben für den ‚Sonnenklaren Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie' von Fichte ein Motto aufgefunden:

Zweifle an der Sonne Klarheit, / Zweifle an der Sterne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit / Und an deiner Dummheit nicht.

Das Fundament des Einfalls ist von Schelling, die letzte Zeile von mir. Schelling hat es Goethen mitgeteilt, der, sehr darüber ergötzt, sich gleich den Sonnenklaren geben ließ, um sich auch ein paar Stunden von Fichte malträtieren zu lassen, wie er sich ausgedrückt hat."

An Wilhelm von Humboldt

[16. September 1799] Daß Fichte von Jena abgegangen ist, werden Sie schon wissen. Erst machten sie im Philosophischen Journal einen albernen Streich, indem sie einen Aufsatz, der nach dem hergebrachten Sprachgebrauch atheistisch genug war, einrückten. Da Fichte nun unrecht hatte, wurde er zuletzt auch noch grob gegen das Gouvernement, und so erhielt er seinen Abschied.

Übrigens scheint mir aus dieser Schule, wenigstens für die Gegenwart, wenig Freude und Nutzen zu hoffen. Diese Herren kauen sämtlich ihre eigenen Narren wieder, ruminieren ihr Ich. Das mag denn freilich ihnen und nicht andern genießbar sein.

Kant hat sich nun auch gegen Fichte erklärt und versichert, daß die Lehre unhaltbar sei. Darüber ist denn diese Schule auf den alten Herrn äußerst übel zu sprechen.

Herder hat sich in einer Metakritik auch gegen Kanten aufgemacht, wodurch denn, wie billig, allerlei Händel entstehen.

Viel anderes habe ich nicht zu sagen, und Sie sehen wohl, daß die Deutschen verdammt sind, wie vor alters in den kimmerischen Nächten der Spekulation zu wohnen. Wenigstens fällt mir nicht leicht ein Kunstwerk von Bedeutung ein, das in dieser Zeit erschienen wäre ...

[Über Herders zweibändige „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" äußerte Goethe, er würde, wenn er um die Absicht Herders gewußt hätte, den alten Freund auf den Knien gebeten haben, sie unausgeführt zu lassen. — Die Kimmerier, ein sagenhaftes, den Szythen benachbartes, in einer ewigen Finsternis lebendes Volk.]

An Knebel

[Jena, 17. September 1799] Mein August wächst und hat zu gewissen Dingen viel Geschick, zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem, was angeschaut werden muß, so wie er auch ein sehr gutes Gedächtnis hat. Meine einzige Sorge ist, bloß das zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Not nach so viel Seiten hin und ist schuld an so viel falschen Richtungen, die wir an Erwachsenen bemerken. Übrigens will ich ihn nicht von mir lassen, und wenn er noch einige Jahre hin hat, allenfalls auf eine Reise mitnehmen. Er ist mit in Frankfurt gewesen, und ich schicke ihn in der Gegend auch überall herum. Ich wünsche Deinen Knaben wohl auch einmal zu sehen, möge er Dir viel Vergnügen machen.

An Jean George d'Orville

[in Offenbach, einen geborenen Frankfurter und nahen Verwandten der Familie Schönemann, in dessen gastlichem Hause Goethe 1775, während er mit Lili Schönemann verlobt war, glückliche und qualvolle Stunden verlebt hatte. Die jetzt achtundsechzigjährige Schriftstellerin Sophie Laroche, eine geborene Gutermann von Gutershofen aus Kaufbeuren, einst Braut des Augsburger Arztes Bianconi, dann vom jungen Dichter Wieland umworben, seit zehn Jahren Witwe des kurmainzischen Hofrates Frank von Lichtenfels, genannt La Roche, war inzwischen von Ehrenbreitstein, wo ihr Goethe 1772 auf seiner Flucht aus Wetzlar nähergetreten war, nach Offenbach übergesiedelt. Durch ihre schöne Tochter Maxe ist sie die Großmutter von Clemens und Bettina Brentano geworden.]

[Im Gartenhaus bei Weimar, 13. September 1799] Lieber würdiger Freund. Ihre Hand und Ihren Namen wiederzusehen, hat mir in einem stillen Gartenaufenthalt, wo ich mich jetzo befinde, eine außerordentliche Freude gemacht. Glauben Sie mir, daß ich in Erinnerung früherer Zeiten und Anhänglichkeit an alte Freunde Ihnen nicht nachstehe. So wenig man sich wieder Brüder und Schwestern schaffen kann, wenn Vater und Mutter tot sind, so wenig kann man sich Freunde erwerben, wie die sind, die ein früheres, völlig verschwundenes Jugendverhältnis uns verschaffte. Wir haben im Alter noch Überzeugung

und Wahl, aber die süße Notwendigkeit der Jugend erscheint uns nicht wieder ...

Wir haben diese Tage die immer gleiche La Roche bei uns gesehen. Überhaupt sollte man denken, der Mensch verändere sich nicht, nach innen nämlich, denn nach außen ist es freilich mit den grauen Haaren nun so eine Sache. Sollte der Krieg ein Ende finden, so sehe ich Sie auch einmal wieder. Indessen muß es meine Pflicht sein und meine Freude, in den engen Tälern, wo die Ilm und Saale hinfließt, zu leben und zu wirken ...

An Christiane

[Jena, 3. Oktober 1799] Da ich so lange von Dir wegbleibe, so muß ich auch ein Blatt von meiner eignen Hand schicken und Dir sagen, daß ich Dich von Herzen liebe und immer an Dich und an das gute Kind denke. Die ersten vierzehn Tage habe ich fleißig zugebracht, aber es waren nur einzelne Sachen, die nicht viel auf sich hatten. Zuletzt machte ich mich an eine Arbeit, die mir zu gelingen anfing. Du hast mich wohl sagen hören, daß Durchlaucht der Herzog ein französisches Trauerspiel übersetzt wünschte; ich konnte immer damit nicht zurechtkommen. Endlich habe ich dem Stück die rechte Seite abgewonnen, und die Arbeit geht vonstatten. Wenn ich mein mögliches tue, so bin ich bis den 12ten fertig und will den 13ten abgehen. Bis ich das Stück ins reine bringe und es spielen lasse, hab ich doch in den trüben Wintertagen etwas Interessantes vor mir, und dann wollen wir uns zusammensetzen und es ansehen.

Daneben habe ich noch manchen Vorteil und Genuß durch Schillers Umgang und andrer, so daß ich meine Zeit gut anwende und für die Folge manchen Nutzen sehe. Das wird Dich freuen zu hören, weil es gut ist und mir für die nächste Zeit Gutes verspricht. Ich bin übrigens recht wohl und lebe sehr einfach. Auch bin ich viel spazieren gegangen diese acht Tage, in denen ich das Pferd mußte stehenlassen. Es ist wieder ganz geheilt. Der Stallmeister hat seine Kur recht gut gemacht. Ich werde ihm dafür ein halb Dutzend Bouteillen Wein verehren.

Die Trabitius bleicht schon an Deiner Baumwolle im Hofe und hat sie doppelt mit Rot unterbunden, weil sie feiner ist als die übrigen Stränge, um sie ja nicht zu verwechseln. In wenig Zeit bin ich wieder bei Dir, und dann wollen wir manche gute Stunde zusammen zu-

bringen. Was die Menschen überhaupt betrifft, so tu ihnen nur so viel Gefälligkeiten als Du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis. Lebe recht wohl. Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an Dir und an dem Kinde hängt. Wenn man mit sich selbst einig ist und mit seinen Nächsten, das ist auf der Welt das beste.

An Fritz Jacobi

[Weimar, 2. Januar 1800] Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vorteile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt: daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, wert und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe.

Wenn ich Dir von mir sagen sollte, so müßte ich weitläufig sein; denn die drei oder vier Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht.

Nachdem ich den vergeblichen Aufwand eines dilettantischen Strebens nach bildender Kunst eingesehen hatte, wollte ich mir zuletzt noch ein reines Anschauen des Höchsten, was uns davon übrig ist, verschaffen. Mein Freund Meyer war deshalb schon 1795 nach Italien vorausgegangen, und eben, als ich mich losgelöst hatte, ihm zu folgen, war die Verwirrung so groß, daß ich nur bis in die Schweiz kam. Die Folge hat bewiesen, daß wir wohltaten, wieder nach Hause zu kehren ...

Was wir aus diesem allgemeinen und besondern Schiffbruch retten, magst Du, wenn es Dich interessiert, aus den Propyläen von Zeit zu Zeit ersehen ... [Eine von Goethe begründete Zeitschrift, die wie Schillers Horen infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums ihr Erscheinen bald wieder einstellen mußte.]

An den Prinzen August von Gotha

[3. Januar 1800] Wie ein Stein geschwinder fällt, je länger er fällt, so scheint es auch mit dem Leben zu gehen; das meinige wird, so still

es von außen aussieht, immer mit größerer Heftigkeit fortgerissen. Die vielen Fäden der Wissenschaften, Künste und Geschäfte, die ich in meinen früheren Zeiten angeknüpft habe, laufen nun immer enger zusammen, kreuzen und drängen sich, so daß es meiner ganzen Ordnungsgewohnheit bedarf, damit kein Gewirr entstehe.

Zu dem vielleicht manchem sonderbar erscheinenden Unternehmen, den Voltaireschen Mahomet zu übersetzen, hat mich der Wunsch meines Fürsten gleichsam hingedrängt. Ich bin ihm so unendlich viel schuldig, indem ich ihm eine Existenz verdanke, ganz nach meinen Wünschen, ja über meine Wünsche, welches bei einer wunderlichen Natur, wie die meinige, nicht wenig sagen will, daß ich es für Pflicht hielt, so gut ich konnte, sein Verlangen zu erfüllen ...

[Noch im August hatte Goethe dem Prinzen geschrieben, daß er mit einer solchen Übersetzung „gegen seine Natur arbeiten" würde. Er hatte früher die Absicht gehabt, selber an Mahomet sich dichterisch zu versuchen, den er „nie für einen Betrüger angesehen" hat. Voltaire war ihm als fanatischer Aufklärer, als Feind aller ehrwürdigen Überlieferung, „der von jeher Profession machte, alle Majestäten zu lästern", äußerst verhaßt, und mit der Grundauffassung der Voltaireschen Mahomet-Tragödie, darin die Grausamkeit und zynische Rücksichtslosigkeit eines falschen Propheten mit diabolischer Schadenfreude dargestellt wird, war Goethe ganz und gar nicht einverstanden.]

An Stud. med. D. Vanderstraß in Jena

[Weimar, 11. Februar 1800] Ihre Absicht, sich durch irgendeine Nebenarbeit die Mittel zu verschaffen, um Ihren Hauptzweck desto besser verfolgen zu können, ist löblich, nur werden Sie durch das Schauspiel, das ich Ihnen hiermit zurückschicke, Ihren Endzweck nicht erreichen. Schwerlich wird es weder auf der Bühne noch im Buchhandel Glück machen. Ein gutes Kunstwerk sieht sich so leicht an, und mancher gute junge Mann wird dadurch verführt, zu glauben, daß es auch leicht zu verfertigen sei. Indessen, wenn Sie nach diesem mißlungenen Versuch den festen Vorsatz fassen, nie wieder dergleichen zu unternehmen, so haben Sie dadurch schon viel gewonnen, indem Sie Zeit und Kräfte zur Ausbildung anderer Anlagen sparen, die Ihnen die Natur nicht versagt zu haben scheint.

An Christiane

[Leipzig, 5. Mai 1800] Da August nicht mit Deinem Bruder kommen kann, so soll es um desto mehr dabei bleiben, daß Du mich abholst. Du schreibst mir nur, wann Du hier ankommen willst, denn der Kutscher kann das auf eine Stunde sagen.

Es wird Dir und dem Kind viel Freude machen, Leipzig in dieser schönen Jahreszeit zu sehen; die Spaziergänge um die Stadt sind so schön als man sie nur wünschen kann.

Das sogenannte Panorama, worin man die ganze Stadt London, als stünde man auf einem Turm, übersieht, ist recht merkwürdig und wird Euch in Verwunderung setzen.

An der Komödie ist nicht viel; Du sollst sie aber auch sehen, nur um der Vergleichung willen. Sonst gibt es noch mancherlei, und besonders die vielerlei Waren werden Euch großen Spaß machen. Und ganz ohne Kaufen wird es nicht abgehen, das sehe ich schon im voraus. Du kannst Deine Fahrt auf die Naumburger Messe vielleicht dadurch ersparen.

Ich überlasse Dir, ob Du unsern Wagen nehmen willst, oder den Wagen des Kutschers, von dem Du die Pferde nimmst. Doch wäre es gut, wenn die Equipage ein bißchen artig aussähe, denn man fährt doch spazieren, und da mag man gern ein bißchen geputzt erscheinen. Bringe nichts als weiße Kleider mit, man sieht fast nichts anders. Ein Hütchen kannst Du gleich hier kaufen.

Vielleicht wäre es am artigsten, wenn Du Sonnabends hierher kämest, weil ein Meßsonntag gar lustig ist, und alles spazierenreitet und fährt und geputzt ist. Wir machten alsdenn in ein paar Tagen unsere kleinen Geschäfte, führen Dienstag nachmittag weg und wären Mittwochs in Weimar. Genug, Du richtest Dich mit der Hin- und Herreise auf sechs Tage ein, das übrige wird sich finden.

Schiller an die Gräfin Schimmelmann

[die Gattin des dänischen Finanzministers, der gemeinsam mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg („zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden") ihm 1792 auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Talern zugesagt hatte].

[23. November 1800] Einige Äußerungen in Ihrem Briefe führen

mich natürlich auf meine Bekanntschaft mit Goethe, die ich auch jetzt, nach einem Zeitraum von sechs Jahren, für das wohltätigste Ereignis in meinem ganzen Leben halte ...

Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennenlernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten; und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt notwendig es mit vielen verderben. Sie werden nun aber sagen, wie es komme, daß er bei dieser Sinnesart mit solchen Leuten, wie die Schlegelschen Gebrüder sind, in Verhältnis stehen könne. Dieses Verhältnis ist durchaus nur ein literarisches und kein freundschaftliches, wie man es in der Ferne beurteilt. Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet, und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des ältern Schlegel und seiner Belesenheit in alter und ausländischer Literatur, und dem philosophischen Talent des jüngern Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegel Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig, er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst recht wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist; denn diese eiteln Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde, und es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu tun. Dieses Urteil, das ich Ihnen hier niederschreibe, ist aus Goethes eigenem Munde, in diesem Tone wird zwischen ihm und mir von den Herren Schlegel gesprochen ... Es wäre zu wünschen, daß ich Goethe ebensogut in Rücksicht auf seine

häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht tun kann. Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Ehescheu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen. Ich bitte Sie, meine gnädige Gräfin, dieser langen Äußerung wegen um Verzeihung; sie betrifft einen verehrten Freund, den ich liebe und hochschätze und den ich ungern von Ihnen beiden verkannt sehe. Kennten Sie ihn so, wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden.

Schiller an den Verlagsbuchhändler Cotta

[Anfang Januar 1801] Leider ist Goethe in diesem Augenblick sehr krank, und seine Ärzte sind nicht ohne Furcht eines unglücklichen Ausgangs. Auch wenn er für jetzt der Gefahr entrinnt, so könnte ihm doch eine große Schwäche und kränkliche Disposition übrigbleiben, die seine Tätigkeit hemmen würde. Es ist ein katarrhalisches Fieber mit einem heftigen Rotlauf, welches sich ins linke Auge geworfen und mit einem schmerzhaften Krampfhusten verbunden. Der Arzt fürchtet, daß die äußre Entzündung ins Gehirn schlagen oder daß ein Stock- oder Schlagfluß dazukommen könnte. Heute ist der sechste Tag, und ich schreibe Ihnen mit der nächsten Post, wie es um ihn steht.

Caroline Herder an Knebel

[21. Januar 1801] Daß Goethe lebt, darüber wollen wir Gott danken. Es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden. Er ist doch immer der, der Schranken setzt, wenn es zu bunt werden will. Mein Mann hatte ihn vorgestern besucht, fand aber den Herzog und Schiller da — ein solcher Dreiklang war seiner Natur fremd, ungewohnt — er kam verstimmt nach Hause.

Goethes Mutter an Christiane

[19. Januar 1801] Liebe Tochter! Preis — Dank und Anbetung sei dem Gott! der vom Tod erretten kann, und der Hilfe gesendet hat, damit unser Glaube an Ihn aufs neue gestärket — und wir mit neuem

Mut immer auf Ihn hoffen und Ihm allein vertrauen! Er stärke meinem geliebten teuren Sohn! Schenke ihm die verlornen Kräfte und setze ihn ferner zum Segen, zur Freude uns und allen, die ihn lieb und wert haben, Amen. Aber meine liebe, liebe Tochter! wie soll ich Ihnen danken vor alle Liebe und Sorgfalt, die Sie meinem Sohn erwiesen haben. — Gott sei Ihr Vergelter! — Er hat ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenkt. — Sie werden jetzt ein neues Leben mit ihm leben — und wird Ihr beider Wohlsein zu meinem größten Trost bis in die spätesten Zeiten erhalten, Amen. Nun, meine liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich möchte gern (will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angst hinleben) ehestens wieder Nachricht haben, wie es aussieht — ob die Besserung anhält — und was es denn eigentlich vor ein Übel war — das uns so schrecklich unglücklich hätte machen können. — Sie sollen nicht schreiben; erholen, stärken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst, das sollen Sie, nicht schreiben, auch mein Sohn nicht, der soll sich pflegen und erholen — Aber entweder diktieren Sie Geisten — oder Augst oder lassen Sie Ihren Herrn Bruder die Mühe übernehmen — nur ein paar Zeilen mit der ersten Post!!!! Die Krankheit muß doch erst nach Neujahr gekommen sein, denn die Christtage habe ich Briefe, die gut lauten, von Ihnen und von ihm. — Nochmals tausend Dank vor alle Liebe — Treue und Besorgung — auch vor den Brief an mich — wie leicht hätte ich es von Frembten auf die schreckhafteste Art erfahren können ...

An die Mutter

[Weimar, 1. Februar 1801] Diesmal, liebe Mutter, schreibe ich Ihnen mit eigner Hand, damit Sie sich überzeugen, daß es wieder ganz leidlich mit mir geht.

Das Übel hat mich freilich nicht ganz ungewarnt überfallen, denn schon einige Zeit war es nicht völlig mit mir, wie es sein sollte. Hätte ich im vorigen Jahre ein Bad gebraucht, wie ich in früheren Zeiten getan, so wäre ich vielleicht leidlicher davongekommen; doch da ich nichts eigentliches zu klagen hatte, so wußten auch die geschicktesten Arzte nicht, was sie mir eigentlich raten sollten; und ich ließ mich von einer Reise nach Pyrmont, zu der man mich bewegen wollte, durch Bequemlichkeit, Geschäfte und Ökonomie abhalten, und so blieb denn die Entscheidung einer Krise dem Zufall überlassen.

Endlich, nach verschiednen katarrhalischen Anzeigen, zu Ende des vorigen Jahrs, brach das Übel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben.
Sobald ich mich wieder selbst fand, ging die Sache sehr schnell besser, ich befinde mich schon ziemlich bei körperlichen Kräften, und mit den geistigen scheint es auch bald wieder beim alten zu sein.
Merkwürdig ist, daß eine ähnliche Krankheit sich teils in unsrer Nähe, teils in ziemlicher Entfernung in diesem Monate gezeigt hat.
Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten, und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude.
Auch war mir der Anteil sehr tröstlich, den Durchlaucht der Herzog, die fürstliche Familie, Stadt und Nachbarschaft bei meinem Unfalle bezeigten. Wenigstens darf ich mir schmeicheln, daß man mir einige Neigung gönnt und meiner Existenz einige Bedeutung zuschreibt.

An Goethe von seiner Mutter

[Frankfurt, 7. Februar 1801] Lieber Sohn! Dein Wiederbefinden, sogar ein Brief von Deiner eigenen Hand, hat mich so glücklich, so schreibeselig gemacht, daß ich Dir mit umlaufender Post antworte. Der 6te Februar, da ich Deinen mir so teuren Brief erhielt, war ein Jubel-, ein Bet- und Dankfest vor mich! Ohnmöglich konnte ich diese große Freude vor mich behalten, abends war ich bei Syndikus Schlossern, teilte meine Freude mit — und erhielt von allen die herzlichsten Glückwünsche, auch zeigte mir Schlossern einen sehr guten Brief von dem braven Seidel — die Stockin hatte auch desgleichen von Demoiselle Kapspers — wir waren den ganzen Abend froh und fröhlich, und alle, alle lassen Dich herzlich grüßen. Unsere ganze Stadt war über Deine Krankheit in Alarm — sowie Deine Besserung in den Zeitungen verkündigt wurde — regnete es Zeitungen in meine Stube — jedes wollte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen. — Herr und Frau Schöff von Wiesenhütten waren die ersten — gleich nach Tische kam Herr von Fleischbein — dann Tante Melbert usw. Was ich getan habe, weiß niemand als — Gott! Vermutlich ist

Dir aus dem Sinne gekommen, was Du bei Deiner Ankunft in Straßburg — da Deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein, das Dir der Rat Moritz als Andenken mitgab, den ersten Tag Deines Dortseins drinnen aufschlugst — Du schriebst mir's, und Du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen, zur Rechten und zur Linken. Jesaja — 54 Gelobet sei Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat. Nochmals herzlichen Dank vor Deinen lieben Brief — tue mir die Liebe und lasse von Zeit zu Zeit mir Nachricht geben, wie es um Dich steht — Grüße meine liebe Tochter — den lieben Augst, und Gott stärke Dich ferner an Seele und Leib. Dieses ist mein täglicher Wunsch und das Gebet Deiner treuen — frohen — Mutter Goethe.

An Johann Friedrich Reichardt

[1775—1794 Hofkapellmeister zu Berlin, dann meist in Giebichenstein bei Halle lebend, seit 1783 mit Goethe bekannt und der Komponist mancher seiner Lieder; durch die Politik ihm entfremdet].

[Weimar, 5. Februar 1801] Nicht Jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vorteil, als ich von meiner kleinen Abwesenheit.

Da ich von der nahfernen Grenze des Totenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Teilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Überzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete, bezeigten mir ihr Wohlwollen und, wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht, so sollte ich auch bei meinem Wiedereintritt ins Leben dieses Glücks teilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

Wie angenehm Ihr Brief mir, in diesem Sinne, war, sagen Sie sich selbst, mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältnis wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden. Um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Überzeugung es wieder herstellt.

Von dem, was ich gelitten habe, weiß ich wenig zu sagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich, kurz nach dem neuen Jahre, die Krankheit und bekämpfte meine Natur, unter so vielerlei seltsamen Formen, daß meine Genesung, selbst den erfahrensten Ärzten, auf einige Zeit zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieser Zustand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das glücklichste war, daß in dem Augenblicke, als die Besinnung eintrat, ich mich selbst ganz wieder fand.

Man erzählt von Hallern, daß, als er einmal eine Treppe herunter- und auf den Kopf gefallen war, er sogleich, nachdem er aufgestanden, sich die Namen der chinesischen Kaiser nach der Reihe hergesagt, um zu versuchen, ob sein Gedächtnis gelitten habe.

Mir ist nicht zu verdenken, wenn ich ähnliche Proben anstellte. Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit in den vergangnen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich ans Leben, an Geschäfte, an Wissenschaft und Kunst knüpfen. Keiner ist abgerissen wie es scheint, die Kombination geht wie vor alters fort, und die Produktion scheint auch in einem Winkel zu lauern, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen.

Doch wollen wir uns indes als Genesende behandeln und, zufrieden mit einer so baldigen Wiederherstellung, nach einem so großen Übel, in geschäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenschlendern.

An Schiller

[Oberroßla (3. oder 4. April 1801)] Ich wünsche Glück zu Ihrer Zurückkunft nach Weimar [wo Schiller seit 1800 wohnte] und hoffe Sie bald wiederzusehen, entweder daß Sie mich besuchen, oder daß ich mich auch wieder nach der Stadt verfüge.

Mein hiesiger Aufenthalt bekommt mir sehr gut, teils weil ich den ganzen Tag mich in freier Luft bewege, teils weil ich durch die gemeinen Gegenstände des Lebens depotentiiert werde, wodurch eine gewisse Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit in meinen Zustand kommt, die ich lange nicht mehr kannte.

Was die Fragen betrifft, die Ihr letzter Brief enthält, bin ich nicht allein Ihrer Meinung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß alles, was das Genie, als Genie, tut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung,

aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächste Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und Tat nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. Je mehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das einzelne gefördert.

Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt ein Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von obenherein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen für lauter Poesie an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist. Wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden, und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja mit der Kunst im weitesten Sinne ...

An Christiane

[Pyrmont, 12. Juli 1801] Ehe ich von Pyrmont gehe, will ich Dir noch ein paar Worte selbst schreiben. Ich habe mich leidlich befunden und hoffe noch gute Folgen von der Kur. Das Beste dabei war die Bewegung und Zerstreuung. Ich habe viele Menschen gesehen, mit vielen gesprochen und kann auf mehr als eine Weise zufrieden sein. Nur war das Wetter gar zu schlimm und ist gegenwärtig am allerärgsten. August hat sich gar artig betragen und hat mir viel Freude gemacht, Du wirst Dich über ihn verwundern, wenn Du ihn wiedersiehst. Die Ausgaben waren mäßig, ich habe mich aber auch durchaus eingeschränkt. Einiges habe ich Dir eingekauft. Einiges sollst Du Dir in Kassel selbst kaufen, wo alles so gut wie hier zu haben ist.

Mittwoch, den 15ten, gehe ich nach Göttingen, wo ich noch einige Zeit bleibe, und Du sollst auf alle Fälle zur rechten Zeit hören, wann Du mich in Kassel trifft. Ich schreibe Dir alles umständlich. Sage nur dem Herrn Professor: daß er sich vorläufig einrichtet, um mit Dir kommen zu können. Wir freuen uns beide recht herzlich darauf, Dich wiederzusehen. Gustel wünscht nur, daß wir in Kassel besser Wetter haben als hier.

Lebe recht wohl, beschäftige Dich mit deinen Gärten, wo ich mit Dir vergnügt bald herumzuwandeln hoffe.
Ich will noch ein paar Worte hinzufügen und Dir sagen, daß wir beide Dich herzlich lieb haben und oft Deine Gesundheit trinken. Ich wünsche nichts mehr, als wieder bei Dir zu sein, wir wollen den Rest des Sommers vergnügt zusammen zubringen. Auf Kassel freue ich mich besonders.
Von Augelchen war wohl manches artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen.
Der Herzog ist munter und lustig, dagegen war ich die letzte Zeit recht mißmutig. Das Wetter zerstörte alles, Kur und Spazierengehen und Geselligkeit, heute stürmt's und regnet's. Ich habe einheizen lassen.
Mit Freuden werde ich Koppenfelsens Scheungiebel wiedersehen und Dich an mein Herz drücken und Dir sagen, daß ich Dich immer fort und immer mehr liebe.
[Göttingen, 24. Juli 1801] Nun bin ich acht Tage hier und befinde mich ganz leidlich. Obgleich Pyrmont mich nicht gänzlich von meinen Übeln befreit hat, so muß ich doch hoffen, daß (wie die Ärzte sagen) die beste Wirkung nachkommt. Ich will mich hier noch einige Zeit in Ruhe halten und im stillen fleißig sein, wozu ich auf der Bibliothek die beste Gelegenheit habe. Indessen, da die Briefe von hier aus manchmal so langsam gehen, will ich Dir voraus meinen Plan sagen: Ich wünsche, daß Du Sonnabend, den 15ten August, in Kassel eintreffest, ich werde an demselbigen Tage auch anlangen. Du kehrst im Posthause am Königplatz bei Madame Goullon ein, wer zuerst kommt, macht Quartier, so daß wir zwei Zimmer haben, eins für Dich und Gustel, eins für mich und den Professor. Mache diesem mein schönstes Kompliment und sage ihm, daß er ja sich losmachen und mit dir kommen soll. Indessen sagt niemandem, daß ich so lange ausbleibe. Bringe einiges Geld mit, etwa 100 Reichstaler, und laß dir von unserm Nachbar Goullon ein Briefchen mitgeben, das Du aber erst in den letzten Tagen zu fordern brauchst.
Ich freue mich herzlich, Dich wiederzusehen und mit Dir in Kassel, unter so viel neuen und schönen Sachen, einige Tage zuzubringen. Ein recht zierliches Unterröckchen und einen großen Schal, nach der neuesten Mode, bring ich Dir mit. In Kassel kannst Du Dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, sie haben die neuesten Waren dort so gut als irgendwo . . .

An Johanna Schlosser

[geb. Fahlmer, das „Täntchen" der Brüder Jacobi. Nach dem frühen Tode von Goethes Schwester Cornelie hatte sie seinen Schwager Schlosser geheiratet. Jetzt war sie seit Jahr und Tag Witwe.]

[Jena, April 1802] Die Ankunft Deines Sohnes in Jena, liebe Freundin, hat mich um so mehr in die vorigen Zeiten versetzt, als er mit seinen Vettern zu mir kam und dadurch einen Familienkreis darstellte. Es ist recht wundervoll, wie die jungen Leute mehr oder weniger ihren Vätern gleichen und untereinander Familienähnlichkeiten haben. Da sich nun auch zwei Söhne von Voß dazuschlugen, so machen sie zusammen eine kleine Kolonie aus, welcher es an Ernst, sich auszubilden, nicht zu fehlen scheint. Man sieht sie hier weder in der Komödie noch bei sonstigen Lustbarkeiten, und ich habe sie bisher immer nur in Jena gesprochen; ich werde von Zeit zu Zeit nach ihnen sehen und ihre Fortschritte beurteilen.

Übrigens geht es jetzt in wissenschaftlichen Dingen so rasch und sonderbar zu, daß man von einer Seite die Jugend glücklich preisen muß, indem sie unglaubliche Vorteile genießt, von der andern Seite aber zu fürchten hat, daß sie sich eben dieser Vorteile unmäßig und zu ihrem Schaden bediene. Vielleicht kann ich gerade in der Lage, in der ich mich befinde, teils selbst, teils durch Freunde auf diese jungen Leute etwas Gutes wirken . . .

An Herder

[der am 13. Juni Goethes Sohn August konfirmieren sollte].

[Weimar, 26. April 1802] Du willst, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen, auf eine liberalere Weise als das Herkommen vorschreibt. Ich danke Dir herzlich dafür und freue mich, daß er den, für Kinder immer apprehensiven Schritt an Deiner Hand auf eine Weise macht, die mit seiner gegenwärtigen Bildung zusammentrifft. Er wird sich Dir, mit seinem Lehrer, nächstens vorstellen, empfang ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem Du meiner gedenkst.

[Weimar, 14. Juni 1802] Mit herzlichem Danke empfinde ich die Neigung, mit der Du das gestrige Geschäft vollbracht hast, empfehle Dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bei.

[Lauchstädt, 5. Juli 1802] Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe, man denkt wunder was man zustande gebracht habe, wenn man kopuliert ist, und nun geht der Teufel erst recht los. Das macht, weil nichts in der Welt einzeln steht und irgendein Wirksames nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß.

Verzeihen Sie mir diese pragmatische Reflexion zum Anfange meines Briefs, einige mehr oder weniger bedeutende Geschäfte, die mir dieses Jahr aufliegen, nötigen mir diese Betrachtung ab. Ich glaubte sie abzutun und sehe nun erst, was sich für die Zukunft daraus entwickelt.

Gestern abend habe ich die neunte Vorstellung überstanden. 1500 Rtlr. sind eingenommen, und jedermann ist mit dem Hause zufrieden. Man sitzt, sieht und hört gut und findet, für sein Geld, immer noch einen Platz. Mit fünf- bis sechstehalb hundert Menschen kann sich niemand über Unbequemlichkeit beschweren.

Es kommt darauf an, daß eine geschickte Wahl der Stücke, bezüglich auf die Tage, getroffen werde, so kann man auch für die Zukunft gute Einnahmen hoffen. Überhaupt ist es mir nicht bange, das Geld, was in der Gegend zu solchem Genuß bestimmt sein kann, ja etwas mehr, in die Kasse zu ziehen. Die Studenten sind ein närrisches Volk, dem man nicht Feind sein kann, und das sich mit einigem Geschick recht gut lenken läßt. Die ersten Tage waren sie musterhaft ruhig, nachher fanden sich einige sehr verzeihliche Unarten ein, die aber, worauf ich hauptsächlich achtgebe, sich nicht wie ein Schneeball fortwälzen, sondern nur momentan und, wenn man billig sein will, durch äußere Umstände gewissermaßen provoziert waren. Der gebildetere Teil, der mir alles zu Liebe tun möchte, entschuldigt sich deshalb, mit einer gewissen Ängstlichkeit, und ich suche die Sache, sowohl in Worten, als in der Tat, im ganzen läßlich zu nehmen, da mir doch überhaupt von dieser Seite nur um ein Experiment zu tun sein kann.

Auch ein eigenes Experiment mache ich auf unsere Gesellschaft selbst, indem ich mich unter so vielen Fremden auch als ein Fremder in das Schauspielhaus setze. Mich dünkt, ich habe das Ganze sowohl als das einzelne, mit seinen Vorzügen und Mängeln, noch nicht so lebhaft angeschaut.

Von seinem Platz im Theater aus führte Goethe ein strenges Regiment auch über das teilweise noch unerzogene Publikum. Er duldete durchaus keine Ruhestörungen und scheute sich keineswegs, sie sofort „mit ein paar ernsten und derben Worten" zu ersticken: „Man vergesse nicht, wo man ist!" — „Man lache nicht!" — „Wird's bald still?" Das wirkte immer, sogar auf die jenaischen Studenten, von denen Christiane ihm einmal berichtet, daß sie in seiner Abwesenheit während der Vorstellung „gespeckdakelt, gelacht und gedrommelt hätten".

An Friederike Unzelmann

[Berliner Schauspielerin, deren Sohn Karl seit kurzem zu Goethes Zöglingen beim Weimarer Theater gehörte].

[Weimar, 14. März 1803] Sie haben mich, liebe kleine Freundin, durch Ihr köstliches Geschenk [eine Tasse mit dem Bildnis der Künstlerin als Iphigenie] auf's angenehmste überrascht, indem Sie mir zugleich einen Beweis Ihrer Neigung und eine musterhafte Arbeit überschicken. Man sieht nicht leicht an Form, Farbe, Vergoldung, Behandlung etwas so Vollendetes.

Daß Sie bei der Vorstellung der Iphigenia eine satte Farbe an der Kleidung mit gebraucht, erfreut mich sehr. Das schreckliche, leere, melancholische Weiß verfolgt uns vom Augenblick des Negligees bis zur höchsten Repräsentation. Man flieht die Farben, weil es so schwer ist, sich ihrer mit Geschmack und Anmut zu bedienen.

Mit Ihrem Söhnlein werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt; sie fahren gegen alle Scheiben, und es ist schon Glück genug, wenn sie sich nicht die Köpfe einstoßen, ehe sie begreifen lernen, daß nicht alles Durchsichtige durchdringlich ist. Ich kenne das Pädagogische überhaupt und besonders die Theaterpädagogik gut genug, um zu wissen, daß eigentlich hauptsächlich alles darauf ankommt, daß der Mensch einsehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewissermaßen schon erlangt, weil zu der Einsicht des Rechten und Nützlichen sich das Wollen sehr geschwind gesellt.

Wir haben in diesem Augenblicke bei unserm Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden versprechen. Stünde ich in

einem größeren Verhältnis, so müßte ich ihrer fünfzig haben; denn was an einem geschieht, sei es wenig oder viel, geschieht am andern, und eigentlich ist, wie oben gesagt, die Hauptsache, daß nach und nach die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich selbst erregt werde, eine Operation, die in der Masse viel leichter ist als im einzelnen.

Schiller an Wilhelm von Humboldt

[Anfang 1803] Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhandnehmen läßt und, weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch konzentriert. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach außen produktiv wirkt. Seit einem Vierteljahr hat er, ohne krank zu sein, das Haus nicht, ja nicht einmal die Stube verlassen. Von dem, was er treibt, wird er Ihnen selbst Nachricht gegeben haben. Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Konsequenz in seinem Tun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden, in der Kunst überhaupt und besonders im Dramatischen. Es entstünde doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen; oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort.

Christiane an Nikolaus Meyer

[einen achtundzwanzigjährigen, auch als Dichter sich versuchenden Arzt aus und in Bremen, der in Jena studiert, auch in Weimar viel in Goethes Haus verkehrt und Goethes naturwissenschaftliche Sammlungen für seine Doktordissertation benutzt hatte].

[Anfang April 1803] Wegen dem Geheimen Rat lebe ich sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder, und ich stehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne, da es ja nur krankhaft ist, habe aber so gar niemanden, dem ich mich vertrauen kann. Schreiben Sie mir aber hierauf nicht, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber, er wird einmal recht krank. — Neulich, als Ihr Brief ankam, war er sehr lustig und sagte zu mir: Sehe nur mal, was dem Doktor seine Briefe an dich so klein und unbedeutend werden; erinnerst du dich, ich habe es dir einmal vorausprophezeit, und du wirst bald gar keine mehr bekommen.

An Marianne von Eybenberg

[geborene Meyer, Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns zu Berlin, seit 1799 Witwe des Fürsten Heinrich XIV. von Reuß].

[4. April 1803] Schon einige Wochen, in denen ich wieder mit Ihrer guten Schokolade ein erwünschtes Frühstück nehme, fühlte ich mich verpflichtet, Ihnen zu danken, und nun kommt gar Ihr lieber Brief dazu, der mich aufs neue an diese angenehme Pflicht erinnert.

Sie haben — daß ich Sie doch auch einmal ganz direkt lobe — unter so vielen liebenswürdigen Eigenschaften die besondere, daß Sie die kleinen grillenhaften Wünsche Ihrer Freunde für etwas halten und, um sie zu befriedigen, sich eine gefällige Mühe geben mögen. Sie wissen vielleicht selbst nicht, daß diese Eigenschaft so selten ist. Man liebt seine Freunde, man schätzt sie, man mag ihnen gern einmal einen derben Dienst, auch mit einiger Aufopferung, erzeigen, aber einem flüchtigen Geschmacke, einem launigen Einfalle, irgendeiner Grille genugzutun sind wir, ich weiß nicht: zu bequem, zu nachlässig, zu trocken, zu falschvornehm und bedenken nicht, daß eben diese wunderlich scheinenden Gelüste, befriedigt, den angenehmsten Genuß geben.

Mit dieser langen, aber nicht unzeitigen Reflexion soll der Dank eingeleitet werden, den ich Ihnen für die versprochenen Münzen und für die aufgefundenen falschen Juwelen schuldig bin. Mögen Sie wohl das aus diesen letzten Ihnen angebotene Halsband, das, wie Sie schreiben, aus einzelnen aneinander sich reihenden Teilen besteht, völlig anschaffen? Ich will die drei Dukaten, die es ohngefähr beträgt, in das nächste Paket stecken, das ich an Herrn von Retzer abgehen lasse ...

An Frau Sabine Wolff

[zu Augsburg, deren Sohn Pius Alexander sich später als hervorragender Schauspieler einen Namen machte].

[Weimar, 1. September 1803] Madame! Es hat sich vor einiger Zeit ein junger Mann bei mir gemeldet und den Wunsch geäußert, auf unserm Theater angestellt zu sein. Bei einer genauen Prüfung fand ich, daß er nicht ohne Anlage sei, und als ich mich näher nach seinen Lebens- und Familienumständen erkundigte, erfuhr ich dieselben besonders durch Ihren mütterlichen Brief vom 12. August, wodurch ich bewogen werde, Gegenwärtiges an Sie zu erlassen.

Der Schauspieler befindet sich bei uns keineswegs in der Lage wie

etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft noch andern wünschenswerten Verhältnissen ausgeschlossen; so wie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet, irgendeine bürgerliche Stelle zu bekleiden. Es kommt alles darauf an, was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beim Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß.

In solchen und andern Rücksichten habe ich, nach wiederholtem Gespräch und vielfacher Überlegung, Herrn Wolf nicht abraten können, die Bühne zu betreten. Wird er sich einige Jahre durch Fleiß, Betragen und Wirtschaftlichkeit auszeichnen, so ist vorauszusehen, daß er, unter Begünstigung glücklicher Umstände, seiner Natur gemäß ein zufriednes Leben führen werde.

Stille sowohl als brausende Leidenschaften, welche dem Menschen die Tage verbittern, sind in allen Ständen rege, wie Sie selbst in Ihrer Familie erfahren. Aber glücklicherweise kann man sich auch in jedem Stande sittlich bearbeiten und bilden.

Gönnen Sie Ihrem Sohn fortan Ihre mütterliche Liebe und den Beistand, dessen er in der ersten Zeit noch bedarf, bis er sich, durch sein gesteigertes Talent, in eine bequemere Lage versetzen kann.

Ich wünsche, daß Sie sich durch diese Betrachtungen beruhigt fühlen, um so mehr, als ich versichern kann, daß es nur von dem Betragen des jungen Mannes abhängen wird, bei uns in gutem Verhältnis zu stehen und zu bleiben.

An Schiller

[22. Mai 1803] Mit ein paar Worten muß ich Ihnen nur sagen, daß es mir diesmal bis auf einen gewissen Grad mit der Farbenlehre zu gelingen scheint. Ich stehe hoch genug, um mein vergangnes Wesen und Treiben historisch, als das Schicksal eines andern, anzusehen. Die naive Unfähigkeit, Ungeschicklichkeit, die passionierte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang — das alles macht in den Papieren und Akten eine recht interessante Ansicht; aber unbarmherzig exzerpiere ich nur und ordne das auf meinem jetzigen Standpunkt Brauchbare, das übrige wird auf der Stelle verbrannt. Man darf die Schlacken nicht schonen, wenn man endlich das Metall heraus haben will.

Wenn ich das Papier loswerde, habe ich alles gewonnen, denn das Hauptübel lag darin, daß ich, ehe ich der Sache gewachsen war, immer wieder einmal schriftlich ansetzte, sie zu behandeln und zu überliefern. Dadurch gewann ich jedesmal! nun aber liegen von Einem Kapitel manchmal drei Aufsätze da, wovon der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellt, der zweite eine bessere Methode hat und besser geschrieben ist, der dritte auf einem höhern Standpunkte beides zu vereinigen sucht und doch den Nagel nicht auf den Kopf trifft. Was ist nun mit diesen Versuchen zu tun? Sie auszusaugen erfordert Mut und Kraft, und Resolution sie zu verbrennen, denn schade ist's immer. Wenn ich fertig bin, insofern ich fertig werden kann, so wünsche ich mir sie gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen, und ich komme nicht zum Ziel, wenn ich sie nicht vertilge ...

Die Natürliche Tochter

Die Frau des Kammerrates Ridel zu Weimar, eine Schwester der Frau Charlotte Kestner geb. Buff, erzählt aus dem Mai 1803: Goethe habe seine Natürliche Tochter in Jena im Kreise der Professoren vorgelesen, und Herder sei auch dabeigewesen. Als Goethe geendet, hätten alle das Stück außerordentlich gelobt, nur Herder sei stumm geblieben. Nun, Alter, habe ihn Goethe angeredet, du sagst gar nichts, gefällt dir denn das Stück gar nicht? O doch, antwortete Herder, am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn lieber als deine Natürliche Tochter.

An Christiane

[die seit Mitte Juni im Bade Lauchstädt, unweit Merseburg weilte]. [Weimar, 28. Juni 1803] Du bist recht lieb und gut, daß Du so viel schreibst, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen, auch im einzelnen zu wissen, wie Dir's geht. Bleibe nur in Lauchstädt, solange Du Lust hast, auf alle Fälle sehe ich gern, wenn Du Dich den ganzen Monat Juli dort aufhältst, denn ich habe eine wichtige Arbeit vorgenommen, wobei mir die Einsamkeit wohltut, ob ich mich gleich oft genug nach Dir sehne. Bin ich damit zustande, so komme ich Dich abzuholen, das mir auch gut sein wird.

Im Hause läßt sich's auch besser an, und da der Herzog wieder hier ist, werde ich öfter nach Hofe geladen, manchmal bin ich in Tiefurth,

und da ich öfters reite, so vermisse ich die Pferde auch nicht. Sei also nur froh und außer Sorgen.
August hält sich sehr brav und bleibt gern bei mir, auch gehen wir oft zusammen spazieren.
Der guten Mutter ist eine große Freude begegnet, wie Du aus beiliegendem Blatt sehn kannst. Zeige das Blatt niemand, ob Du gleich das Allgemeine der Geschichte erzählen kannst.

An Goethe von seiner Mutter

[Frankfurt, 24. Juni 1803] Die große Freude, die mir am Sonntag den 19ten Juni, zuteil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten, Dir zu verschweigen, also vernimm, was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Wilhelmsbad — die Königin äußerte, daß sie die Rätin Goethe sehen und sprechen müßte — und daß demnach Anstalten getroffen werden möchten, mich hinzubringen — die Gräfin von Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestät demnach zu wissen tun, und kamen um 2 Uhr mittags, mich in einem schönen Wagen, bespannt mit vier raschen Pferden, abzuholen. $4^1/_2$ Uhr waren wir im Wilhelms-Bad — ich wurde in ein schönes Zimmer geführt, da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute sich herzlich, mich zu sehen, präsentierte mich an dero drei Schwestern, die Herzogin von Hildburghausen — Erbprinzeß von Thurn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten sich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Hauses und dergleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimmt war, wer kam da dazu?? Unser Herzog von Weimar! Gott!! welche Freude vor mich — o! wie viel Liebes und Gutes hat er von Dir gesagt — ich danke ihm mit gerührtem Herzen vor die Gnade, die er Dir in der letzten fatalen Krankheit erwiesen. — Er sagte (auch sehr gerührt), das hat er auch an mir getan — schon 30 Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander. Ich war so aufgespannt, daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließe mich die Königin in ein andres Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schrank und brachte ein kostbares goldenes Halsgeschmeide, und nun erstaune!! Befestigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen — bis zu Thränen gerührt — konnte ich nur schlecht danken.

An Christiane

[7. Juli 1803] Gestern habe ich Deinen Brief erhalten, der mir viel Vergnügen macht. Fahre ja so fort, mir täglich zu schreiben, was Dir begegnet, wir lesen als dann zusammen das Tagebuch, und manches fällt Dir dabei wieder ein. Ich will versuchen, diesen Brief auf der Post zu schicken und bin begierig, wann er in Deine Hände kommt.

Mit den Augelchen geht es, merke ich, ein wenig stark, nimm Dich nur in acht, daß keine Augen daraus werden. Nach Deiner Beschreibung muß es jetzt sehr artig in Lauchstädt sein, und da Du leicht in die Nachbarschaft fahren kannst, so gibt es doch auch Abwechslung genug. Genieße das alles mit frohem Herzen.

[Weimar, Dienstag, 12. Juli 1803] Erst heut erwarteten wir Deinen Brief, der uns desto größere Freude machte, als er schon gestern abend unvermutet ankam. Daß Dir alles glücklich vonstatten geht, freut mich sehr, Du verdienst es aber auch, da Du Dich so klug und zierlich zu betragen weißt. Mache Dir wegen der Ausgaben kein Gewissen, ich gebe alles gern, und du wirst zeitig genug in die Sorglichkeiten der Haushaltung zurückkehren. Sonnabend, den 16ten, werden die Kaufgelder bezahlt [Goethe hatte sein Gut Oberroßla wieder verkauft], da es denn hinterdrein manches zu bedenken und zu besorgen gibt. Aus dieser und andren Ursachen komme ich nicht nach Lauchstädt, wo ich ohnehin, außer Dir, nichts zu suchen habe.

Dir aber wollte ich raten, nach Dessau zu fahren und etwa Olle. Probst mitzunehmen, damit Du dort auf eine anständige Weise erschienst. Schlösse sich noch andre Gesellschaft an, so wäre es auch schicklich. Doch das wirst Du schon selbst am besten einrichten. Du brauchst vier bis fünf Tage zu dieser Tour, wenn Du alles sehen und mit einiger Ruhe genießen willst, und so ginge Dir der Monat vergnügt hin. Die Kosten mußt Du nicht scheuen! Mein einziger Wunsch ist, daß Du heiter und liebend zurückkommst. Auf Deine Erzählungen freu ich mich sehr. Wenn ich es kann möglich machen, so schicke ich Dir Gusteln, damit Du ihn nach Dessau mitnehmen kannst. Übrigens ist er gar artig und hat so auf die Lauchstädter Reise ziemlich Verzicht getan.

[Mittwoch, 13. Juli] Deinen Brief von gestern habe ich heut nach Tische erhalten und freue mich, Dir immer zu folgen, wohin Du gehst, und aus Deinen Nachrichten zu sehen, daß es Dir recht gut geht.

Seit meiner Rückkunft von Jena greift sich die Köchin besonders an

und kocht sehr gut. Die Bohnenstangen sind auch angekommen, die noch fehlten, das war das einzige, was im Garten abging, und ich wüßte überhaupt nichts, was Dir Sorge zu machen brauchte.
[Donnerstag, spät, 14. Juli] Herr Hofrat [Schiller] ist angekommen und hat mir Deinen Brief gebracht. Ich freue mich Deiner Freude und schicke Dir Gegenwärtiges durch einen lieben Boten [August].
Er wird, hoffe ich, glücklich bei Dir eintreffen und Dir sagen, wie viel wir an Dich gedacht haben. Dem Kutscher habe ich einen Kronenthaler mitgegeben, daß er für August unterwegs bezahlen soll, höre, was übrig geblieben ist und gib dem Menschen ein gutes Trinkgeld. Auch erhältst Du noch 6 Bouteillen Wein.
Jetzt, da Du Augusten hast, besinne Dich nicht lange und fahre auf Dessau und wieder auf Lauchstädt zurück, bleibe noch etliche Tage und komme Ende des Monats wieder; so hast Du einen hübschen Genuß gehabt, und ich werde mich an Deiner Erzählung nachfreuen.
Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drücken kann. Lebe wohl.
[Weimar, 20. Juli 1803] Ob ich Dir gleich alles Gute gönne und Dir mit August eine Reise nach Dessau wohl gewünscht hätte, so ist es mir doch auch sehr angenehm, daß Du früher zurückkommst; denn freilich fehlst Du mir an allen Enden.
Mit der Gutsübergabe ist es recht artig und glatt gegangen. Kirchner (der Kammerkonsulent) hat als Notarius sein Hokuspokus recht ordentlich gemacht, am Schlusse ließ ich etwas Kaltes aufsetzen. Das Geld schaffe ich wieder fort, und, durch eine Verbindung von Umständen, komme ich mit den Intressen sehr leidlich weg. Wenn Du zurückkommst, wollen wir unsern Haushalt recht schön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen.
Tue mir aber nun die Liebe und übertreib es diese letzte Zeit nicht mit Tanzen, und schließe Deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß. Grüße August. Ich erwarte Dich mit herzlicher Sehnsucht.

An August Wilhelm Schlegel

[geboren 1767 zu Hannover, gestorben 1845 zu Bonn, Gelehrter, Dichter und Shakespeare-Übersetzer, der 1796 bis 1800 in Jena gelebt hatte].

[Weimar, 6. Oktober 1803] Meine letzten Blätter, die ich abschickte, waren, soviel ich mich erinnere, nur voll von Julius Cäsar, und Sie haben gewiß, statt mir diese Leidenschaft zu verargen, mein Interesse geteilt. Heute und morgen abend beschäftigen mich wieder die Proben davon, um so manches nachzuholen und aufzuputzen. Sonnabend, den 8., wird die zweite Vorstellung sein.

Einen Kunstgriff muß ich Ihnen noch mitteilen, den ich gebraucht, um die Sinnen zu reizen und zu beschäftigen; ich habe nämlich den Leichenzug viel weiter ausgedehnt als das Stück ihn fordert, und, nach den Überlieferungen aus dem Altertum, mit blasenden Instrumenten, Liktoren, Fahnenträgern, mit verschiedenen Feretris, welche Städte, Burgen, Flüsse, Bilder der Vorfahren zum Schauen bringen, ferner mit Freigelassnen, Klageweibern, Verwandten usw. ausgeschmückt, daß ich dadurch auch die rohere Masse heranzuziehen, bei Halbgebildeten dem Gehalte des Stücks mehr Eingang zu verschaffen und Gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen hoffe.

An Charlotte Kestner

[geb. Buff. Goethes schwärmerisch geliebte Freundin während seines Sommers in Wetzlar, wo sie, seit drei Jahren Witwe, jetzt wieder ansässig war. Sie hatte sich an Goethe um Empfehlungen nach Frankfurt für ihren Sohn Theodor, bisher stud. med. zu Göttingen, gewandt, der sich dort als Arzt niederlassen wollte].

[Weimar, 26. Oktober 1803] Nicht besser weiß ich zu zeigen, wie sehr mich Ihr Andenken, Ihr Zutrauen erfreut, als wenn ich sogleich vorläufig antworte und so viel melde, daß ich heute nach Göttingen geschrieben und mir von dorther einiges Zeugnis von Lehrern und Freunden Ihres Sohnes erbeten. Was ich Gutes erhalte, soll sogleich, mit einem Schreiben von mir, an Herrn Stadtschultheiß Moors abgehen, wovon ich denn Nachricht gebe und zugleich die Abschriften mitschicke. Wie sehr wünschte ich dadurch etwas zu Erheiterung Ihrer Lage zu wirken, die ich recht herzlich bedaure. Verzeihen Sie die Kürze dieses Briefs in Rücksicht auf seine Beschleunigung, und fahren Sie fort, meiner mit alter Neigung und Freundschaft zu gedenken.

[Weimar, 23. November 1803] Die soeben angekommenen Zeugnisse von Göttingen habe gleich an Herrn Stadtschultheiß Moors abgesendet, sie klingen vorteilhaft genug, und ich wünsche die beste Wirkung.

Sie haben mir, liebe Freundin, durch Ihren Brief und diesen Auftrag große Freude gemacht, wie gern versetze ich mich wieder an Ihre Seite, zur schönen Lahn, und wie sehr bedaure ich zugleich, daß Sie durch eine so harte Notwendigkeit dahin versetzt worden; doch richtet mich Ihr eignes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr tätiger Geist lebhaft hervorblickt. Leben Sie wohl. Gedenken Sie mein, und lassen mich allenfalls durch Ihren Schwager wissen, welche Wendung die Angelegenheit Ihres Sohnes nehmen mag.

Zu Goethes vornehmsten Sorgen gehörte stets die für die Universität Jena, deren weitere Entwicklung ihm jetzt durch den Fortgang mehrerer der bedeutendsten Professoren gefährdet erschien. Dazu kam, daß mit einem von diesen, Schütz, die in der ganzen Gelehrtenwelt hochangesehene, ja „weltberühmte" Allgemeine Literaturzeitung nach Halle übersiedelte, die nicht wenig zu Jenas Bedeutung beigetragen und den Jenenser Professoren ideelle und materielle Vorteile geboten hatte. Sofort und mit rastloser Energie suchte Goethe Ersatz zu schaffen. Im November und Dezember 1803 gelang es ihm, alle Vorbereitungen und Vorarbeiten so weit zu fördern, daß das neue Unternehmen, die „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung", im Januar ihr Erscheinen beginnen konnte. Goethe selbst redigierte das Blatt, von dem Philologen Eichstädt unterstützt.

Um diese Zeit war Frau von Staël auf ihrer ersten Reise durch Deutschland. Als Tochter des nachmaligen Finanzministers Necker 1768 zu Paris geboren, von Kindheit an freiheitlichen Ideen zugetan und schriftstellerisch tätig, hatte die höchst bedeutende junge Frau während ihrer Ehe mit dem sehr viel älteren schwedischen Gesandten Freiherrn von Staël-Holstein gegen die Ausschreitungen der Revolution mutig Stellung genommen und dann auf das Direktorium einen bedeutenden Einfluß gewonnen. Als nach dem Frieden von Campo Formio Napoleon Bonaparte zurückkehrte, war ihre politische Rolle ausgespielt. Seitdem hatte sie, verwitwet und viel auf Reisen, die Verbannung ihres Vaters geteilt und durch ihren Roman „Delphine" rasch großen Ruhm gewonnen. „Ihre Gegenwart hatte, wie in geistigem, so in körperlichem Sinne, etwas Reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung

und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben! Auch sagte sie einst: ‚Ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre.'"

An Schiller

[Jena, 13. Dezember 1803] Vorauszusehen war es, daß man mich, wenn Mad. de Staël nach Weimar käme, dahin berufen würde. Ich bin mit mir zu Rate gegangen, um nicht vom Augenblick überrascht zu werden, und hatte zum voraus beschlossen, hier zu bleiben. Ich habe, besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte, um notdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung zu einem so schweren und bedenklichen Geschäft verpflichtet bin. Deshalb möchte ich Sie recht sehr bitten, mich zu vertreten ... Will Madame de Staël mich besuchen, so soll sie wohl empfangen sein. Weiß ich es 24 Stunden voraus, so soll ein Teil des Loderischen Quartiers meubliert sein, um sie aufzunehmen, sie soll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben, so lange sie will. Was ich hier zu tun habe, ist in einzelnen Viertelstunden getan, die übrige Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bei Hof und in Sozietät zu sein, ist rein unmöglich, so entschieden als es jemals von Ihnen, in ähnlichen Fällen, ausgesprochen worden.

Dies alles sei Ihrer freundschaftlichen Leitung anheimgegeben, denn ich wünsche nichts mehr als diese merkwürdige, so sehr verehrte Frau wirklich zu sehen und zu kennen, und ich wünsche nichts so sehr, als daß sie diese paar Stunden Weges an mich wenden mag. Schlechtere Bewirtung, als sie hier finden wird, ist sie unterwegs schon gewohnt. Leiten und behandeln Sie diese Zustände mit Ihrer zarten, freundschaftlichen Hand, und schicken Sie mir gleich einen Expressen, sobald sich etwas Bedeutendes ereignet.

Amalie an Karl von Helvig

[Die weimarische Hofdame Amalie von Imhoff hatte den dänischen Oberstleutnant Karl von Helvig geheiratet. Sie schreibt aus Weimar.]

[Dezember 1803] Goethe war ebenso gespannt, der Frau von Staël Bekanntschaft zu machen, als diese die seinige. Nach der Begegnung berichtete Goethe seinen Freunden: Es war eine interessante Stunde. Ich bin nicht zu Worte gekommen; sie spricht gut, aber viel, sehr viel.

— Ein Damenkreis wollte inzwischen wissen, welchen Eindruck unser Apoll auf die Fremde gemacht habe. Auch sie bekannte, nicht zu Worte gekommen zu sein: „Wer aber so gut spricht, dem hört man gern zu".

An Schillers Frau

[Am 18. Dezember war Herder gestorben. „Schon drei Jahre hatte ich mich von ihm zurückgezogen, denn mit seiner Krankheit vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überdüsterte seine unschätzbare einstige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein."]

[Jena, 20. Dezember 1803] Sie sind so freundlich und gut, daß ich ein paar Worte an Sie zu diktieren wage, ob ich gleich vom bösesten Humor bin. Dafür bitte ich Sie, mir morgen mit dem Boten etwas zu sagen, wie es in Weimar aussieht.

Mit unserer Hauptunternehmung geht es gut, schön und vortrefflich! Hätte ich bis Neujahr hier bleiben können, so wäre alles, was mir obliegt, mit einem gewissen behaglichen Geschick zu lösen gewesen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar soll und will, macht mir eine unaussprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und schleppen muß und wofür mir kein Mensch nichts in die Rechnung schreibt. Das ist das Verwünschte in diesen irdischen Dingen, daß unsere Freundin, der zuliebe ich, zu gelegner Zeit, 30 Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebsten, was ich auf der Welt habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen genötigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife, wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird.

Demohngeachtet sollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden, und es ist schon etwas besser, da ich mir die Erlaubnis genommen habe, meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulassen.

Wenn Sie recht freundlich sind, so schreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und schicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Staël. Ich habe nötiger als jemals, mich durch Freundschaft und guten Willen zu stützen und zu steifen. Schöben sich die Umstände

nicht so wunderlich übereinander, so hättet Ihr mich so bald nicht wiedergesehen. Und so ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung wegen meiner Unarten. Es ist heute der zwanzigste! Nach dem Neuenjahre wird es, will's Gott, besser werden.

Gelegentliche Bitte bei Herders Tode

[erschienen in der „Zeitung für die elegante Welt" 7. Januar 1804]. Es ist zu einer unglücklichen Gewohnheit unter uns geworden, jedem großen Mann, wenn er einmal die Augen geschlossen hat, eine Menge Dichtereien auf sein Grab zu legen, die man mit viel Anmaßung für schöne, süß duftende Blumen angenommen wissen will, da sie doch oft keine anderen als Nessel- und Stinkblumen sind. Klopstocken erging es noch ganz neuerlich so, und auch Herdern könnte es so ergehen. Ich bitte euch, ihr Dichterlinge, laßt den großen Mann in Frieden ruhen und ihn in seiner Unsterblichkeit wie einen Gott unter uns leben in Ewigkeit. Die Unsterblichkeit, die ihr ihm geben könntet, würde doch höchstens von einem Wochenblattstage zum andern dauern ...

An Goethe von Schiller

[Weimar, 21. Dezember 1803] Der rasche und wirklich anstrengende Wechsel von produktiver Einsamkeit und einer ganz heterogenen Sozietätszerstreuung hat mich in dieser letzten Woche so ermüdet, daß ich durchaus nicht zum Schreiben kommen konnte, und es meiner Frau überließ, Ihnen eine Anschauung von unsern Zuständen zu geben. Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon konstruiert haben werden: es ist alles aus einem Stück und kein fremder, falscher und pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie,

welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohltätig wirken können; das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie bei Ihrer größeren Übung eine sehr leichte Kommunikation mit ihr haben ...

An Schiller

[Weimar, 23. Januar 1804] Eben war ich im Begriff anzufragen, wie es Ihnen gehe, denn bei diesem langen Auseinandersein wird es einem doch zuletzt wunderlich.

Heute habe ich zum erstenmal Mad. de Stasl bei mir gesehen; es bleibt immer dieselbe Empfindung; sie geriert sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren kapitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutzen und Putz verwenden ließe; indessen nötigt sie einen doch, die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Verteidigung hervorzuholen. [Hyperboreer = nordische Barbaren.]

An Frau von Stein

[nach der Verlobung ihres zweiunddreißigjährigen Sohnes Fritz].

[24. Januar 1804] Der gute Kriegsrat meldet mir seine Verlobung, wozu ich von Herzen Glück wünsche. Möchten Sie vielleicht, da es ein so schöner Morgen ist, mich etwa um elf Uhr mit Frau v. Helvig besuchen und erlauben, daß ich Ihnen, im kleinsten Zimmer meines Hauses, die für politische und Kunstgeschichte sehr interessante Münzsammlung vorzeige.

[28. März 1804] Mögen Sie, liebe Freundin, mich morgen früh um elf Uhr besuchen, so machen Sie mir ein sehr großes Vergnügen. Ich empfange Sie in meinen vordern Zimmern und bitte, im Wagen zu kommen. Der Weg durch den Garten ist seit dem letzten Schnee nicht

praktikabel. Will noch irgendeine Freundin von der Partie sein, so ist sie mir willkommen. Ich habe einiges interessante Neue von Kupferstichen vorzuzeigen. Einen himmlischen Claude Lorrain.

Frau von Stein an ihren Sohn Fritz

[Januar 1804] Goethe hat mir zu Deiner Verlobung Glück gewünscht; die beste Qualität der Braut waren ihm die sechzehn Jahr.

An Christiane

[in Bad Lauchstädt, wo das Weimarer Hoftheater Vorstellungen gab.]
[Weimar, 17. Juli 1804] Ich habe mich lange nicht so wohl befunden als diese Tage her, sogar habe ich wieder Lust zum Götz, deswegen ist mir's doppelt lieb, daß Du auch vergnügt in Lauchstädt bist. Bleibe so lange dort, als es Dir gefällt, und laß Dir vom Cassier geben, was Du brauchst. Von Deiner Leipziger Reise hoff ich Gutes zu hören. Es ist recht artig, daß Du diese Stadt auch einmal außer der Messe siehst...
Lebe recht wohl und vergnügt. Im Hause geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geistchen scheint darin umzugehen und alles anzuordnen. Alles grüßt.
[24. Juli 1804] Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich, daß die freimütigen und eleganten Mißgönner erst ihren Zweck erreichen, wenn man sich ärgert. Freilich muß es die Neider verdrießen, wenn die Königin-Mutter von Preußen überall sagt und wiederholt, daß sie in Berlin so eine Vorstellung nicht zusammenbringen wie die vom Tell, die sie in Lauchstädt sah. Das macht bös Blut und Galle, die sie dann in ihren Blättern ausschütten.
Lebe recht wohl und vergnügt, und schreibe fleißig. Waschwasser kommt mit, Wein soll folgen.
[28. Juli 1804] Die Kutsche ist glücklich angekommen, und August war außer sich vor Freuden, als er vernahm, wo es hinaus sollte. Er kommt nun mit Riemer, und ich wünsche Euch zusammen viel Vergnügen. Ich freue mich sehr, daß Dir alles nach Wunsch geht, und bin recht wohl zufrieden, daß Du den 6. August auf Deinen Geburtstag nach Tische bei mir wieder eintreffest. Ich will eine Flasche Champagner parat halten, um Dich gut und freundlich zu empfangen. Denn mich verlangt sehr, Dich wieder zu haben. Im Hause geht alles

ordentlich. Nach Lauchstädt kann ich nicht. Sage aber der Gesellschaft, daß, wie sie ankommen, Leseprobe vom Götz sein wird.

Goethe zu Riemer

[1804. Friedrich Wilhelm Riemer (1774—1845) war seit Herbst 1803 Auguſts Hauslehrer, später ward er immer mehr Goethes Sekretär und Berater und blieb es auch, nachdem er 1812 als Professor am Gymnasium zu Weimar Anstellung gefunden hatte].

Die Weiber, auch die gebildeten, haben mehr Appetit als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt, sie werfen das alles in eine Masse. Was nur nicht gegen ihren konventionellen Geschmack anstößt, es mag noch so hohl, leer, seicht, schlecht sein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Konvention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich ...

Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht Einen Sophokles hervorgebracht hat ...

Die Liebe ist eine Konservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns ...

Heinrich Voß an seine Freunde

[Heinrich Voß, geboren 1779, der Sohn des seit 1802 als pensionierter Eutiner Rektor in Jena lebenden Homer-Übersetzers und Dichters der „Luise", war in den Jahren 1804 bis 1806 als Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar tätig. Ein frischer und kindlicher Mensch, voll Interesse und Bewunderung, hatte er rasch Goethes und Schillers Vertrauen und väterliche Freundschaft gewonnen.]

[Februar 1804] Mir hat das Herz gepocht, als ich vor seinem Hause stillhielt, als ich die Treppe hinaufging, als ich die Stubentür öffnete. Der Mann war mir so furchtbar majestätisch. Aber wie ganz anders war mir zumute, als er mich freundlich anblickte und ich Durchgefrorener seinen warmen Händedruck fühlte. Er fing auch gar nicht auf der Stelle ein ernsthaftes Gespräch an; er fragte mich mit herzlicher

Stimme nach meiner Gesundheit, die ich zum erstenmal einem so strengen Winter- und Windtage ausgesetzt hatte, ließ mich nahe an den Ofen rücken, wollte mir Kaffee, Wein, kurz alles mögliche zum Frühstück auftischen. Der Ton, in dem er mit mir redete, war der eines Vaters, und da ward es mir nicht schwer, so viel Zutrauen zu ihm zu fassen und den Mut in seiner Gegenwart zu behaupten, was er so gerne an jungen Leuten wahrzunehmen scheint.

Wir kamen unvermerkt in das erste Gespräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tisch gerufen wurden. Bei Tische ward Goethe aufgeweckt und munter und erzählte viel von seinen Reisen, besonders von Venedig. Nach dem Essen entließ er mich und ging auf sein Zimmer; um fünf Uhr beschied er mich wieder zu sich.

[Februar 1804] Einmal bei Tische wird die Vulpius abgerufen. Sie kommt bald lachend zurück und ruft mich ab. In der Tür begegnet mir die Mamsell Silie [Friederike Petersilie, Schauspielerin, nachmals die Frau des Schauspielers Karl Wolfgang Unzelmann], auf der Treppe stehen Bode [Schriftsteller], Hain [Schriftsteller, später Redakteur an Brockhaus' Konversationslexikon] und der Schauspieler Oels. Ich kann das so wenig begreifen als die Kuh das rote Tor. „Was ist denn?" frug ich. — „Es gilt eine Reise nach Erfurt, bist du dabei?" — „Ja," sag ich, „nur geschwind den Wagen bestellt. Wer ist denn sonst dabei?" — „Die Silie und die Vulpius." — „Desto besser", sag ich und gehe wieder ins Zimmer zurück. Aber da war es noch nicht abgetan, denn Goethe mußte erst die Erlaubnis geben. Die Vulpius stand in froher Erwartung vor Freude zitternd, die Silie saß schmeichelnd bei Goethe. Goethe ganz ernsthaft: „Lieben Kinder, bringt mich nur erst ins klare!" Aber das konnte keiner. Dann: „Lieben Kinder, der Weg ist schlecht, was habt ihr für einen Zweck?" — „Wir haben große Zwecke", sagte die Silie. — „Und welche denn?" — „Wir wollen ins Schauspiel." — „Nun, nun! Hm, hm! recht artig. Aber wir haben jetzt alle ein Glas Wein getrunken, und das Sprichwort sagt, daß feurige Entschlüsse mit nüchternem Mute müssen erwogen werden." — „Ja," sagte die Silie, „wenn wir darnach warten wollten, so verfliegt die Zeit; es ist so schon zwei Uhr." Und nun schmeichelte sie von neuem. Und Goethe ließ sich auch nicht lange bitten, er sagte ja, und gab der Silie einen Kuß zur Bestätigung seines

Wohlgefallens. Die Vulpius jubelte und versicherte, was ihr jeder glaubte, daß sie für heute keine größere Freude zu erdenken wüßte. Sie wurde von Goethe meiner Obhut anvertraut. „Nun", sagte Goethe, „müssen wir noch eine Flasche Rheinwein haben." Unterdessen ging ich auf mein Zimmer, einen Brief zu versiegeln. Als ich zurückkam, war der Wein da, und Goethe meinte, ich könnte heute wohl ein übriges tun, weil es kalt sei. Ich ließ mir's gefallen, die Damen entfernten sich, und ich blieb bei Goethe am Tische sitzen, bis der Wagen kam. Wir sprachen von den Hyperboreern, Greifen und Arimaspen. Es ging oft prestissimo, ich weiß nicht wie und warum. Böse Leute sagen vom Weine. Um drei Uhr kam der Wagen, und Goethe wünschte eine glückliche Reise, lachte aber erst tüchtig über den Schimmel, auf dem Bode als Vorreiter paradierte.

[Februar 1804] Äußerst merkwürdig und angenehm ist es, Goethe in seinen Sonntagsgesellschaften als Präzeptor im Vorlesen und Deklamieren zu sehen. Da sitzt die ganze Gesellschaft um einen langen Tisch, Goethe in der Mitte, und liest abwechselnd. Es traf sich, daß beide Male, als ich zugegen war, aus der Luise gelesen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühle las. Aber seine Stimme ward kleinlaut, er weinte und gab das Buch seinem Nachbarn: Eine heilige Stelle! rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: den Gesang, den unser Voß in Eutin uns dichtete. Aus dem Pathos, mit welchem er diese Worte vortrug, hätte ich schon seine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Goethe unbekannt gewesen wäre. So sah ich Goethe schon am ersten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

Mir war es lieb, daß nun die Vorlesung bald abgebrochen wurde. Er stand auf und ging in den Saal; ich folgte ihm. Ich trat weinend (laß mich's nur sagen) zu ihm, und er drückte mir beide Hände: Sie haben einen edlen Vater! Das war alles, was er sagte ...

Ich war fröhlich, als wir uns bald darauf zum Abendessen und zu scherzhafteren Unterhaltungen vereinigten. Es wurde bei Tische gescherzt, gelacht und am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt, und Goethe war fast am lustigsten. Nur ein klein Geschichtchen! Ich bat gegen das Ende der Mahlzeit den Hofmeister von Goethes August

mir einen Schlag zu geben mit den Worten: Schick weiter! Ich gab ihn meiner Nachbarin Silie und diese ihrem Nachbar, und so ging's weiter bis zur Maaß [Schauspielerin], die neben Goethe saß. — Der zum Possen hatt ich den Spaß mit der Silie verabredet, und sieh! wie pfiffig ich bin: um nicht vor dem Riß zu stehn, bat ich meinen linken Nachbar, den Anfang zu machen. — Die Maaß stutzte ein wenig, doch entschloß sie sich endlich, Goethe einen tüchtigen Klaps zu geben. Goethe drehte sich zu ihr und küßte sie und drauf seine andre Nachbarin mit den Worten: schick's weiter! Die will durchaus nicht, wahrscheinlich, weil ihr der Nachbar nicht anstand. Nun, sagt Goethe, wenn's so nicht herum will, muß es retour gehen, läßt sich wieder küssen, küßt wieder die Maaß, und so geht's fort bis auf die kleine Silie, die mir den letzten Kuß gab. Nun denk Dir den armen Riemer, der neben mir saß und leer ausgehn mußte, weil bei mir die bunte Reihe aufhörte, und noch dazu belacht wurde, als Goethe den Urheber des Scherzes erfragte und alle auf Riemer wiesen.

[Februar 1804] In einem der letzten Tage sagte mir die Vulpius: „Sie hätten gar keine schönere Zeit zum Besuche wählen können; denn so fortdauernd heiter hat weder Professor Wolf noch Ihre Eltern den Geheimrat gefunden." Und das muß ich noch in Jena bestätigen: war ich bei Goethe auf seinem Zimmer oder fuhr ich mit ihm spazieren, dann war er beständig ernsthaft im Gespräche, aber bei Tische bald heiter-ernsthaft, bald grenzenlos lustig.

An Professor Eichstädt

[Goethes Mitredakteur an der neuen Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, gelegentlich der Beurteilung einiger Beiträge.]

[Jena, 21. März 1804] ... Wie schon gesagt: über sogenannte Belletristik müssen wir uns einmal recht aussprechen. Es gibt immer eine schreckliche Marmelade, wenn dilettantische Schriften von Dilettanten beurteilt werden: der Nagel hat keinen Kopf, und der Hammer trifft falsch.

... Ich müßte mich sehr irren oder es ist eine von den Produktionen, wie sie jetzt möglich werden: null ohne schlecht zu sein. Null, weil sie keinen Gehalt hat; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt; dabei nicht unangenehm, weil eine leidliche Natur hervorblickt, nichts Unvernünftiges, Fratzenhaftes

erscheint — ohngefähr wie Meyers Tobias. Man könnte im belletristischen Fache recht aufräumen, wenn man gleich ein paar Dutzend solcher Arbeiten zusammennähme und unter dieser Rubrik abfertigte. Leider aber machen die Mittelmäßigkeiten dem Urteil mehr zu schaffen, als die guten und schlechten Werke ...

[15. September 1804] ... Noch eins! Bei strenger Prüfung meines eignen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im Einzelnen und Ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu tun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden.

[Weimar, 23. Januar 1805] ... Was das philosophische Fach betrifft, so lassen Sie uns auf dem Wege verharren, den wir eingeschlagen haben und der sich schon als der beste bewährt hat. Überhaupt müssen wir von Rechts wegen besser wissen, was dem Publikum frommt, als es selber. Die Bürger einer Stadt können verlangen, daß die Brunnen laufen und daß Wasser genug da sei, aber woher es zu nehmen, das ist des Röhrmeisters Sache. Das Publikum in seiner Dunkelheit verlangt immer Wasser über Wasser und perhorresziert oft die ergiebigsten Quellen; man muß das gut sein lassen, still sein und nach Überzeugung handeln ...

Zu Anfang des Jahres 1805 erkrankte Goethe von Neuem. Nur langsam erholte er sich. „Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen, wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Tätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Haustüre, um uns niemals wiederzusehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die, um aufrecht zu

bleiben, aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand, die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen."

Heinrich Voß an Ferdinand Solger

[8. Februar 1805] Denselbigen Abend kam Stark, Professor der Medizin, aus Jena, es war am Freitag abend, der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da ...

Aber schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter gewesen ...

Zwei Tage nach jener Nacht stand er zum erstenmal wieder auf und aß ein gesottenes Ei. Bald fing er auch wieder an sich vorlesen zu lassen. Nur hielt hier die Befriedigung schwer. Goethe verlangte launige Sachen, und Du weißt, daß die keiner heutzutage schreibt. Ich brachte ihm Luthers Schriften und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personifizierte. Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachteile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andere vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. Die Ohrenbeichte, sagte er, hätte dem Menschen nie sollen genommen werden ... Den Tag darauf, nachdem Goethe den Luther gelesen hatte, ließ er ihn zur Tür hinaustransportieren ... Nun liest Goethe die Cervantischen Novellen, die ihm Freude machen ...

Heinrich Voß an J. C. L. Niemeyer

[Weimar, 12. August 1805] In der letzten Krankheit Schillers war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Tränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen;

und in seinem Blick las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen.

Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der Goethe sich befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein", und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch so viel Fassung, daß sie Goethe nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Goethe läßt sich täuschen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugetan hat, schlafend, um Goethe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Goethe, der die Vulpius ruhig atmen hört, schläft auch am Ende ein. Am Morgen (Freitag, 10. Mai) sagt er zur Vulpius: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, den er auf das „sehr" legte, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist tot?" fragt Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortet sie. „Er ist tot", wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen. —

Den Morgen nach Schillers Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so teilten sich unbekannte Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Miene mit. Es war, als ob wir alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Ich habe selbst geringe Leute weinen sehen, den Friseur und Barbier und den Logenschließer im Theater.

An Caroline von Wolzogen

[12. Juni 1805] Ich habe noch nicht den Mut fassen können, Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll, so vermeidet man billig den Anblick derer, die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben. Nehmen Sie für sich und Ihre Schwester die herzlichsten Grüße aus diesem Blatt und lassen mich ein Wort von Ihrer Hand sehen!

An Karl Friedrich Zelter

[(1758—1832) bis 1812 als Maurermeister tätig, zugleich seit 1800 Leiter der Singakademie zu Berlin, seit 1809 Kgl. Professor; Komponist vieler Goethescher Gedichte].

[Weimar, 1. Juni 1805] Seit der Zeit, da ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte, mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächste, ohne an eine weitre Folge zu denken.

Da indessen die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von seiten unsres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feiern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bei Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabei behilflich sein wollen, und zwar zuerst, ob Sie mir Ihre Motette „Der Mensch lebt und bestehet", wovon mir die Musikalische Zeitung Nr. 27 Nachricht gibt, gefällig mitteilen und noch einiges andre in feierlichem Stile entweder komponieren oder komponierte Musikstücke, deren Charakter ich Ihnen angeben würde, zu Unterlegung schicklicher Worte aussuchen und überlassen wollten. Sobald ich hierüber Ihre nähere Gesinnung weiß, so erfahren Sie das Weitere.

An Cotta

[Verlagsbuchhändler zu Stuttgart, der angeregt hatte, „ob man nicht unserem Schiller ein Trauerdenkmal auf dem deutschen Theater setzen wolle".]

[1. Juni 1805] Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle auszulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrigbleibt, darzustellen suchen.
Mein Plan ist gemacht, und ich hoffe ihn nächstens auszuführen; doch wüßte ich keinen Termin zu bestimmen.

An Zelter

[Mit einer Nummer des „Frankfurter Journals", worin angeregt wurde, bei Schillers Totenfeier kein Eintrittsgeld zu erheben.]
[Weimar, 19. Juni 1805] Das Frankfurter Absurdum lege ich bei. Man setzt in die Zeitung: er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publikum einen freien Eintritt zu einer Totenfeier! Pfaffen und Mönche wissen die Totenfeier ihrer Heiligen besser zum Vorteil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser getan, ihren Anteil realiter auszudrucken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuskript honoriert haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 gr. haben konnten. Verzeihen Sie mir, daß ich so weitläufig bin. Ich könnte es noch mehr sein, wenn ich sagen wollte, was über diesen Gegenstand alles zu sagen ist.
Leben Sie wohl und sagen mir bald wieder etwas, daß nicht so lange Pausen entstehen. Man pausiert sich sonst einmal unversehens ins ewige Leben hinein ...

Goethe hatte zunächst versucht, Schillers „Demetrius" zu vollenden, den der Verstorbene oft mit ihm besprochen hatte. „Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte ... Das Stück auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen ..." Der Plan mußte aufgegeben werden. „Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt." Bald tauchte die Idee zu einer umfangreichen, dramatisch-musikalischen Trauerdichtung auf, an der Zelter mitarbeiten sollte. Aber auch dieser Arbeit blieb die Vollendung versagt. Eine im August in Bad Lauchstädt veranstaltete dramatische Aufführung von Schillers

„Glocke" jedoch veranlaßte den „Epilog", der an die Vermählung des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar mit der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland anknüpft und an das von Schiller zur Einzugsfeier des jungen Paares gedichtete Festspiel „Die Huldigung der Künste", das am 12. November 1804 aufgeführt worden war.

Eine freundliche Fügung ließ Goethe unmittelbar nach Schillers Tode in eine nahe persönliche Verbindung mit dem Hallenser Professor Friedrich August Wolf, dem gelehrten Kenner des klassischen Altertums, eintreten, wozu dessen Mitarbeit an Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert" die Veranlassung gab. Während der ersten Hälfte des Juni 1805 weilte Wolf mit seiner „in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteifernden" Tochter als Gast in Goethes Hause, anfangs Juli ging dieser nach Lauchstädt, was den weiteren Verkehr erleichterte. Eine gemeinsame Harzreise schloß sich an, an der auch Goethes jetzt sechzehnjähriger Sohn August teilnehmen durfte, und deren Höhepunkt der Aufenthalt in der kleinen stillen Universität Helmstedt und die Bekanntschaft mit dem dortigen Professor Beireis und seinen Raritäten bildete. Dieser fünfundsiebzigjährige Sonderling, der sich in Augusts Stammbuch als GODOFREDVS CHRISTOPHORVS BEIREIS, Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae Historiae naturalis einschrieb, besaß u. a. eine gewaltige Sammlung guter und schlechter, echter und unechter Gemälde italienischer, deutscher und holländischer Meister und Schulen, die er um sein „Thronhimmelbette" an den Wänden aufgeschichtet hatte. Ferner Automaten, von Vaucanson (1709—1782) in Lyon gefertigt, deren einer, ein Flötenspieler, jetzt ganz versagte, während der andere, eine Ente, vorgehaltenen Haber zwar noch ganz munter fraß, aber nicht mehr verdaute ... „Die gehorsame Uhr" freilich, die auf seine, des Entferntstehenden Befehle bald stillhielt, bald fortging, hatte Beireis geschworen, nicht wieder aufzuziehen, nachdem ein Offizier, den man wegen Erzählung solcher Wunder Lügen gestraft, im Duell erstochen worden ...

An Fr. A. Wolf

[Weimar, 2. Mai 1805] Für Ihren lieben Brief, als einen Vorläufer Ihrer baldigen Ankunft, erwidere ich sogleich meinen besten Dank.

Wenn ich gleich wegen meiner Gesundheit noch immer in einiger Sorge bin, so wächst doch immer die Hoffnung, daß ich über die bösen, drei- bis vierwöchentlichen Epochen des Rückfalls hinauskommen werde. Ich reite täglich, um durch Bewegung den ganzen Körper dergestalt in Kontribution zu setzen, daß er die fehlenden Kapitel der Einnahme übertragen möge.

Winckelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beiträge sind in Setzershänden, unde nulla redemtio. Es geht mir dabei wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr, was ich geschrieben habe; und doch mußte ich, bei so oftmaliger Unterbrechung, die Sache so oft von vorn wieder aufnehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr daran gewahr werden konnte. [Es handelte sich um „Winckelmann und sein Jahrhundert", Ungedruckte Briefe Winckelmanns aus dem Besitz der Herzoginmutter Anna Amalia, mit biographischen und kunsthistorischen Ausführungen von Goethe, H. Meyer und Wolf.]

Noch einen andern Spaß werden Sie finden, der bei mir aus dem Jammer dieses Winters entstanden ist, Rameaus Neffe, ein Dialog von Diderot, aus dem Manuskript übersetzt mit einigen, freilich nur allzuflüchtigen Anmerkungen; Sie erhalten diese Novität wohl geschwinder von der Messe, als ich Ihnen ein besseres Exemplar zusenden kann ... [unde nulla redemtio = von wo keine Wiederkehr].

Augusten habe ich mit einem Erfurter Kaufmann nach Frankfurt auf die Messe geschickt, damit er sich auch mit solch einem Wesen und Treiben bekannt mache. Er lebt lustig und in Freuden, besonders wird vieler Gastereien erwähnt.

Mein ganzes Haus grüßt zum schönsten, und ich werde mich suchen möglichst auf den Beinen zu halten, um Ihnen recht froh entgegenzugehen.

Henrik Steffens erzählt

[das Folgende in seiner Autobiographie „Was ich erlebte". Steffens, als Sohn eines Deutschen und einer Dänin zu Kopenhagen 1773 geboren, war Professor der Mineralogie zu Halle und ein Schwiegersohn des Komponisten Reichardt, der in Giebichenstein bei Halle wohnte. Besonders bekannt geworden ist Steffens 1813 als Professor zu Breslau durch sein Eintreten für die nationale Erhebung. Franz Joseph Gall (1758—1828) aus Tiefenbrunn bei Pforzheim, „der Vater der Phrenologie", Mediziner, praktizierte zuerst ein Vierteljahr-

hundert in Wien, dann fast ebenso lange in Paris. Dazwischen verwandte er ein paar Jahre zu Vortragsreisen hauptsächlich nach den Universitätsstädten.]

[Halle, Juli 1805] Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. Er war in Halle auch mein Zuhörer oft gewesen, aber unsichtbar. Wolf hatte mir sein Auditorium überlassen; das Katheder war vor der Türe, durch welche er es zu besteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieser verschlossenen Tür, saß dann Goethe, ohne daß ich es wußte ...

Goethe saß unter den Zuhörern [Galls] auf eine höchst imponierende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwicklung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm saß Wolf, links Reichardt. Gall sprach zuerst von solchen Schädeln, die keine in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darstellten, wohl aber ein schönes bedeutendes Ebenmaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines solchen Gebildes erkenne man, wenn man den Kopf des großen Dichters betrachte, der seine Vorträge mit seiner Gegenwart beehre. Das ganze Auditorium sah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor sich in einem unterdrückten ironischen Lächeln, aber die stille, unbewegliche, imponierende Ruhe seiner Gesichtszüge ward dadurch nicht gestört.

Joseph Röckl erzählt

[das Folgende in seiner „Pädagogischen Reise". Röckl war Gymnasialprofessor in Dillingen im bayerischen Schwaben.]

[Halle, Juli 1805] Aber für mich bei weitem die interessanteste Bekanntschaft, welche ich in Halle zu machen Gelegenheit fand, war die Zusammenkunft mit dem Herrn von Goethe, mit diesem Lieblinge der Musen und der Grazien, in dem Hause des Geheimen Rats Wolf. Goethe war eben in Halle anwesend, weil in den ersten Tagen des Julius der Wundermann Gall daselbst eingetroffen war und seine Vorlesungen über Kraniologie [Schädelkunde] begonnen hatte ... Goethe wohnte bei Wolf, der schon lange Vertrauter und Freund von ihm ist ... Unsere Einbildungskraft ist nie tätiger, als wenn sie darauf ausgeht, sich das Bild eines außerordentlichen Menschen, geistig und körperlich, zu entwerfen ... So schien sich in meiner Seele auf einmal

alles aufzuspannen, um den Würdigen und Großen, dem ich bald nahe kommen sollte, recht anzuschauen und ihn soviel wie möglich rein in mein Gemüt aufzunehmen.

Geistig war mir Goethe bereits nicht mehr unbekannt ... Ich hatte ihn, den Schriftsteller, genossen: Werthers Leiden, Götz von Berlichingen, Faust, Iphigenie, Meisters Lehrjahre usw., wer findet Namen für die zahllosen Genüsse, die da unserm höhern Leben auf die mannigfaltigste Weise in goldenen Schalen dargeboten werden? ... Aber wie sollte ich es wagen, Goethe zu loben? ...

Am 14. Julius sah ich Goethe. Wolf und seine reizvolle Tochter Minna umgaben ihn ... Die Umgebung war seiner würdig ... Goethe stellte einige Fragen über das bayerische Schul- und Studienwesen, über die Organisation, über die Direktion desselben usw. Ich beantwortete sie und fand dabei zugleich Gelegenheit, mich mehr auf Goethes Physiognomie und überhaupt auf seine ganze Körperlichkeit zu fixieren. Ich muß bekennen, daß dieses Geschäft für mich weniger schwierig gewesen wäre, wenn Minna sich nicht in der Nähe befunden hätte.

Doch soviel kam ich ab, daß meine Vorstellung, die ich mir von der körperlichen Beschaffenheit Goethes gemacht hatte, auch ganz und gar falsch gewesen sei. Ich hatte dem geistvollen Dichter in meiner Einbildung eine beinahe ätherische Hülle zugeteilt. Ich nahm als gewiß an, daß Goethe mager und nicht groß sein möchte. Nun war er das Gegenteil.

Goethe ist groß und hat einen sehr starken und vollkommenen Körperbau. Doch umfließen passende Verhältnisse und eine schöne Regelmäßigkeit seine ganze Form ... Seine Stirn ist breit und erhaben, seine Augen sind die Träger seiner Gedanken, sie strahlen Licht und Wärme ... Aber doch schien ich für die Gegenwart in seinem Blicke und in seinen Zügen jene süße Natürlichkeit und jene zulächelnde Heiterkeit, wovon seine Schriften oft so voll sind, nicht zu bemerken. Goethe kränkelt; wie niederschlagend ist der Gedanke, daß auch die schönste Blume in der Schöpfung Gottes dem Verwelken nicht entgehen kann ...

Es war der Anstrengung nötig, um bei diesem Gedanken, der meine Seele durchschauerte, eine gewisse Art Beklommenheit verbergen zu können.

An Goethe von seiner Mutter

[Frankfurt, 8. April 1805] Lieber Sohn! Das war gestern, als ich um 9 Uhr abends nach Hause kam, eine gar liebliche Erscheinung — ich erkannte ihn nicht — er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — ganz erstaunt stand ich da, als er mir den so lieben Namen nannte — er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe, es soll ihm wohl bei mir werden — wollen sehen, wie wir ihm die Zeit verkürzen — erstlich hat er mit der Großmutter einerlei Liebe zum Theater, da habe ich ihn nun gleich auf 18 Vorstellungen Meßabonnement abonniert — zweitens hat die Urgroßmutter ein ziemliches Talent im Schwatzen, das soll ihn aufheitern — was nun noch zu sagen ist, mag er selbst vortragen — nur lasse bald etwas im Punkt Deine Gesundheit betreffend von Dir hören — dann werden alle Meßvergnügungen doppelt schön ...

[2. Mai 1805] Ich Endesunterzeichnete bekenne öffentlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses, Julius Augst von Goethe, sich während seines hiesigen Aufenthalts brav und musterhaft aufgeführt; so daß es das Ansehn hat, als habe er den Ring im Märchen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht, der den, der ihn besitzt, angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dies bei oben erwähntem Julius Augstus von Goethe der Fall ist, bestätigt hiermit seine ihn liebende Großmutter Elisabetha Goethe.

An die Mutter

[Weimar, 12. August 1805] Nehmen Sie, liebe Mutter, tausend Dank für alles das Gute, das Sie unserm August erzeigt haben! Ich wünsche, daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Teil der Freude geben möge, die uns jetzt seine Erzählung verschafft. Wir werden dadurch ganz lebhaft zu Ihnen und meinen alten Freunden versetzt. Danken Sie herzlich allen, die ihn so gütig aufnahmen. Dieser erste Versuch, in die Welt hineinzusehen, ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich, und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinübergehe. Seine Schilderung Ihres fortdauernden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen, er muß sie oft wiederholen. Auch ich befinde mich, bei mehrerer Bewegung, in diesen bessern Tagen recht wohl. Wir grüßen alle zum schönsten, besten und dankbarsten.

An Frau von Stein

[Lauchstädt, 12. August 1805] Da ein Teil meiner Karawane nach Weimar zurückgeht, so sende ich einiges bei dieser Gelegenheit.
Zelter hat mich auf einige Tage besucht und mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden.
Nun gedenke ich noch eine kleine Reise mit Geheimerat Wolf und August nach Helmstädt zu machen, um daselbst den wunderlichen Doktor Beyreis zu besuchen. Er ist schon so alt, daß man sich eilen muß, um ihn und seine Besitzungen noch zusammenzufinden. Ich weiß nicht, ob Sie früher von ihm gehört haben. Er ist seit langer Zeit deswegen merkwürdig, daß er Sammlungen aller Art zusammengebracht hat, und zwar von solchem Umfang und Kostbarkeit, daß sie das Vermögen eines Partikuliers zu überschreiten scheinen. Ich bin neugierig, alles das mit eigenen Augen zu sehen. Auf alle Fälle müssen sich darunter sehr interessante Sachen befinden.
Lassen Sie mich Ihnen selbst und den Freundinnen empfohlen sein und versäumen Sie nicht, mich Durchlaucht der Herzogin zu Füßen zu legen. Zu Ende dieses Monats hoffe ich wieder aufzuwarten.

An den Herzog

[Lauchstädt, 18. August 1805] Zu Helmstedt ward unsre Aufmerksamkeit mehrere Tage durch Merlin-Beireis festgehalten. Seine Person erinnert an Kästner in Göttingen und Büttner in Jena. Fünfundsiebenzig Jahre haben ihm noch alle Munterkeit gelassen, den lebhaftesten Anteil an allen seinen Besitzungen, die eine Art von barockem Zauberkreis um ihn her schließen. Altes und Neues, Kunst und Natur, Wertes und Unwertes, Brauchbares und Unnützes hat sein unbedingter Sammelgeist an sich gezogen, um es teils zu verwahren und sich daran zu ergötzen oder auch, wie es fällt, manches verstauben, verrosten und vermodern zu lassen. Freilich hat er in so langer Zeit unschätzbare Sachen angeschafft. Unter seinen Gemälden findet sich ein Bildnis Albrecht Dürers, von ihm selbst im 22. Jahre gemacht, in welchem alle Tugenden dieses Meisters jugendlich, unschuldig, blühend erscheinen. Eines der interessantesten Bilder, die ich kenne, wenig beschädigt, gar nicht restauriert.

An Münzen besitzt er köstliche griechische, besonders in Silber. Eine reiche, der Vollständigkeit sich nähernde Sammlung der römischen Kaiser in Gold, bis auf die letzten Zeiten. Vieles Moderne in Silber und Gold, worunter manches Rare und Kuriose. Die Lieberkühnischen anatomisch-mikroskopischen Präparate sind gut erhalten, von den Vaucansonschen Maschinen nur die Ente einigermaßen, sie bewegt noch Hals und Kopf, die Flügel kaum, sie frißt; aber damit sind auch ihre Künste getan. Unter den Naturalien sind Stücke, die das Jenaische Kabinett immer noch zieren würden.

Heinrich Voß an August Niemeyer

[Der Homerübersetzer, Idyllendichter und ehemalige Eutiner Rektor Johann Voß, mit Goethe ungefähr gleichen Alters, hatte sich entschlossen, auf Wunsch des Kurfürsten von Baden, der ihm einen Ehrensold von jährlich tausend Talern bot, von Jena nach Heidelberg überzusiedeln. Seine Frau Ernestine hatte sich in den drei Jenaer Jahren besonders an Schillers Frau angeschlossen. Sein Sohn erzählt:]

[12. August] Nach Schillers Tode habe ich mit Goethe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum erstenmal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehen würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters — alles lag schwer auf seinem Gemüt; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. „Schillers Verlust", sagte er unter anderm und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wohl fünf Minuten stumm nebeneinander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit und drückte und schüttelte sie, wie er es nie getan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich Erquickendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer.

Frau Erneſtine Voß an Schillers Witwe

[15. Auguſt 1805] Mit Goethe ſind wir da ſtehen geblieben, wo wir ſtanden, als ich Sie zuletzt ſah. Es iſt nicht Eine Silbe von unſerm Wegziehen geredet, es iſt nicht Ein herzliches Wort geſprochen. Goethe iſt nicht beſtimmt, das Wohltätige, was herzliche Verbindung geben kann, ſich zu eigen zu machen. Ich beneide auch ſeine einſamen Stunden nicht, denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung davon haben, daß es nicht gut ſei, daß der Menſch allein ſtehe. Ich habe auch keine Sehnſucht nach ſeiner Nähe; mir iſt gottlob die Welt noch nicht wieder ſo eng geweſen als in ſeinen Zimmern.

An Fr. A. Wolf

[Lauchſtädt, 5. September 1805] Es iſt mir ſchon mehrmalen ſo gegangen, daß ich, wenn ich auswärts zu lange gezögert hatte, endlich auf einmal über Hals und Kopf nach Hauſe berufen wurde. So geht es auch diesmal. Mein kleiner Hausgeiſt iſt angekommen, und mit ſolchen Nachrichten und Aufträgen, daß ich wohl eilen muß, morgen abend zu Hauſe zu ſein. Nimmt mir dieſer Schritt die Freude, Sie wiederzuſehen, ſo überhebt er mich auch eines Abſchieds, der mir, nach ſo lange genoſſener Nähe und Nachbarſchaft, noch empfindlicher fallen würde, als er mir jetzt in der Einbildungskraft ſchon werden muß. Das viele Gute, das Sie mir erzeigt haben, bleibt mir unvergeßlich, und für die Geduld, die Sie mit einem Kranken, einem notdürftig Geneſenden haben können, bleibe ich Ihnen ewig dankbar. Wo fänden ſich Beweiſe der Freundſchaft und Neigung, wenn es dieſe nicht ſind ...

An Cotta

[Jena, 25. November 1805] Die überſendete Probe des Drucks möchte wohl im Ganzen für lesbar und annehmlich zu halten ſein, ob ſie gleich nicht ſo modern und luſtig ausſieht, als wir es im nördlichen Deutſchland gewohnt ſind. Dabei will ich Ihnen völlig überlaſſen, was Sie etwa durch neue Schrift und ſonſtige Einrichtung zum guten Anſehen der Ausgabe weiterhin beſorgen wollen.

Weit mehr liegt mir am Herzen die Korrektheit des Druckes. Auf dem zurückgehenden Blatt ſind ſchon ein paar Dinge zu bemerken, und ich muß geſtehen, daß mich das erſte Stück der Schellingſchen neuen Zeitſchrift in Furcht und Schrecken geſetzt hat, wo entſtellende Druckfehler

den Leser, der nicht sein Buch korrigiert hat, oder es nicht durch Korrekturen verderben will, äußerst irreführen.
Zwar sind sie in Oberdeutschland nicht allein mit dem Übel geplagt. Hinter Bartholdys Reisen, in der Realschulbuchhandlung zu Berlin gedruckt, stehen drei Blätter Druckfehler, und man kann wohl sagen, daß dieser wackre Reisende von der Nachlässigkeit des Korrektors mehr gelitten hat, als von allen Türken, Griechen und Arnauten zusammen. Den Faust, dächt ich, gäben wir ohne Holzschnitte und Bildwerk. Es ist so schwer, daß etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht paßt. Kupfer und Poesie parodieren sich gewöhnlich wechselsweise. Ich denke, der Hexenmeister soll sich allein durchhelfen.
Indessen an der Donau die wundersamsten Dinge geschehen, füllt sich unser Thüringen mit Soldaten. Das Inkalkulable der Zustände läßt Furcht und Hoffnung in suspenso, und jedermann sucht nur über den Augenblick hinzukommen. Sagen Sie mir manchmal Ihre Ansicht, auf die ich immer viel Vertrauen hegte [in suspenso = in der Schwebe].

An C. G. Voigt

[Weimar, 21. Dezember 1805] Da man für seine Untergebenen immer, besonders aber in dieser schlimmen Jahreszeit zu sorgen hat, so habe bei E. E. anfragen wollen: ob es nicht gefällig wäre, unserm Bibliotheksdiener die Erlaubnis zu erteilen, das Neujahrstrinkgeld bei Personen, die sich der Bibliothek bedienen, sich erbitten zu dürfen. Zur allgemeinen Bettelei dürfte wohl auch diese billig hinzukommen. Wäre es nötig, so gelangte etwas deshalb an die Fürstliche General-Polizei-Kommission und käme mit in das Wochenblatt.

Neben Heinrich Meyer, dem römischen Freunde, der seit 1802 verheiratet, nicht mehr zu Goethes Hausgenossen zählte, und dem Major von Knebel, der von des Dichters erster Ankunft in Weimar an ihm freundschaftlich nahestand, gehört Karl Friedrich Zelter in Berlin zu den Männern, die durch eine jahrzehntelange, erst im Tode gelöste nahe Freundschaft mit Goethe verbunden gewesen sind. Zelter, 1758 zu Berlin geboren, war ohne abgeschlossene Gymnasialbildung gleichzeitig Maurer und Musiker geworden. Auch als er 1800 die Leitung der Singakademie übernommen, 1808 die Liedertafel begründet, 1809 den Titel Königlicher Professor erhalten hatte, blieb er seinem Hand-

werk treu und betrieb bis 1816 ein Geschäft als Maurermeister. Goethe schätzte ihn als Musiker, als Komponisten seiner Gedichte, und als Menschen und schloß sich besonders nach Schillers Tode in vertraulichem Briefwechsel an ihn an.

An Zelter

[Weimar, 5. März 1806] Schon lange habe ich, mein lieber und vortrefflicher Freund, nichts von Ihnen gehört, und begreife recht gut, daß es Ihnen geht, wie uns andern. Jeder hat so viel in seinem Kreise zu tun, daß er sich nach außen wenig umsehen kann. Indessen bin ich auf mancherlei Art fleißig und hoffe Ihnen mit dem, was ich tue und vorbereite, wo nicht bald, doch auch nicht allzuspät einige Freude zu machen. Auch Sie sind gewiß zum Vergnügen und zur Erbauung mancher Menschen tätig, nur daß ich leider meinen Teil davon nicht so leicht nehmen kann.

Berlin und Sie zu besuchen war ich diese Zeit her manchmal angelockt, so manches aber hält mich wieder unbeweglich an der Stelle, und da seh ich denn freilich nicht, wie es zu einem gesegneten Entschluß kommen könnte. Weil ich doch aber ein dringendes Bedürfnis fühle, nicht allein von Ihnen zu hören, sondern auch mir Ihre Zustände recht klar zu vergegenwärtigen und Ihnen die meinigen näher zu bringen, so bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihnen meinen Sohn zu schicken, daß er Sie von mir herzlich grüße und in früher Jugendzeit, wo die weltlichen Dinge noch einen lustigen Eindruck machen, das Bild einer so großen Stadt in sich aufnehme und auch zu meinem Genusse lebhaft zurückbringe.

Ob er nun gleich schon ein gesetzter und gefaßter Knabe ist, so möchte ich ihn doch nicht ganz allein und sich selbst überlassen in diesem städtischen Strudel denken. Die Frage wäre also, ob Sie ihm in Ihrer Nähe eine Wohnung verschaffen und zunächst für seine Bedürfnisse sorgen möchten. Ich sende Ihnen eine Assignation, damit er nicht gerade alles nötige Geld in der Tasche habe. Weiter sag ich nichts: denn alles übrige bleibt den Umständen überlassen. Die Hauptfrage ist, ob Ihnen ein solcher Besuch nicht lästig sei. An meine übrigen Freunde in Berlin geb ich ihm Briefe und Karten mit, und die Verhältnisse werden sich schon finden. Aber vor allen Dingen möcht ich ihn an einem sicheren Platz etabliert wissen. Länger als vierzehn Tage

oder drei Wochen dürfte der Aufenthalt nicht dauern. In der Charwoche könnte er anlangen. Tausend Grüße und Bitte um baldige Antwort.

[Weimar, 22. März 1806] Da nicht jedermann, wie Napoleon, sagen kann, welchen Tag er kommen, sehen und siegen will, so ergebe ich mich darein, daß ein kleines Hindernis eintritt und mein August nicht in der Charwoche bei Ihnen sein kann. Haben Sie tausend Dank, daß Sie ihn aufnehmen und sich seiner annehmen wollen. Es ist ein bedeutender Schritt, den er in die Welt tut, und Sie verbinden mich aufs neue. Sollte Ihnen irgendeine häusliche Unbequemlichkeit aus seiner Gegenwart erwachsen, so haben Sie ja die Güte, ihn in die Nachbarschaft unterzubringen. Der Gedanke, daß ich kommen soll, ihn abzuholen, muß so übel nicht sein: denn ich hab ihn auch gehabt. Doch wird wohl nichts daraus werden. Die Ärzte wollen mich ein für allemal nach Karlsbad haben, und ich muß wohl hingehen, obgleich ohne Vertrauen zu dergleichen Mitteln.

[Weimar, 26. März 1806] Kaum ist mein Brief abgegangen, der die verspätete Reise meines Augusts meldet, so kommt der Ihrige mit der unerwarteten traurigen Nachricht, die mich ganz außer Fassung bringt. [Zelters zweite Frau war plötzlich gestorben.] Eben zu der Zeit, da ich mir Berlin mehr als je vergegenwärtige, da wir den Plan vor uns haben, die neue Münzstraße aufsuchen, eben da ich hoffe, durch meinen Knaben Ihr Wesen, Ihre Umgebung mir nähergebracht zu sehen, wie er mir vorm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte, so erleben Sie den gewaltsamen Riß, den ich in jedem Sinne mitempfinde, ich mag mir nun Sie einsam von einer großen Haushaltung und manchen schwierigen Geschäften umgeben denken; oder ich mag auf mich zurückkehren und mir in meiner eignen Lage ein so schreckliches Ereignis imaginieren. Leider ist das Hindernis, das meinen Abgesandten zurückhält, nicht zu beseitigen, sonst fertigte ich ihn gleich ab, weil die Gegenwart eines neuen freundlichen und liebenden Wesens Ihnen vielleicht heilsam würde und das daraus entspringende Gute die Unbequemlichkeit wohl überwöge, die es verursacht. Mir wäre es auch ein Trost, einen Repräsentanten meiner Neigung und herzlichen Teilnahme bei Ihnen zu wissen; doch auch das soll nicht sein, und gerade trifft das alles zusammen in eine Zeit, wo ich auch mancherlei zu heben und zu schleppen habe. Nicht weiter!

An Achim von Arnim

[geb. 1781, damals in Berlin, hatte kurz vorher mit Clemens Brentano die Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" herausgegeben]. [Weimar, 9. März 1806] Man erzählt von dem bekannten Sekretär der Königlichen Sozietät zu London, Oldenburg, er habe nur dadurch seine unendliche Korrespondenz bestreiten können, daß er niemals einen Brief eröffnet als mit der Feder in der Hand und dem Briefblatt zur Antwort vor sich.

Hätte ich diesem guten Beispiel folgen können, so würde ich bei meinen engern Verhältnissen gar manchem guten Manne geantwortet haben, den ich ohne Nachricht von mir ließ, weil ich zauderte; denn gewiß, man liest keinen Brief zum ersten Mal durch, ohne zur Beantwortung angeregt zu werden.

Also diesmal will ich auf der Stelle für Ihren lieben Brief und für die artige Sendung danken.

Durch das Wunderhorn haben Sie uns eine so lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig ist, nicht dem Urheber allein, sondern auch der Welt ein Zeugnis davon abzulegen, um so mehr, da diese nicht so reich an Freuden ist, um reinen Genuß, den man so leicht und so reichlich haben kann, entweder aus Unwissenheit oder aus Vorurteil zu entbehren.

[Goethe hat dann in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung lebhaft auf „Des Knaben Wunderhorn" hingewiesen: „... Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte..."]

Franzosenherrschaft und Befreiungskriege

Am 2. Dezember 1805 hatte Österreich die Schlacht bei Austerlitz verloren, der ein unrühmlicher Friedensschluß mit Napoleon gefolgt war.

Noch war Mittel- und Norddeutschland verschont geblieben, aber seit dem Herbst hatte es in Weimar nicht an Durchmärschen und Einquartierungen preußischer und sächsischer Truppen gefehlt. Man lebte in Spannung und Unsicherheit hinsichtlich der ferneren politischen Entwicklung, übrigens aber in dem Glauben, daß die Berge und Täler Thüringens wohl in keinem Falle zum Kriegsschauplatz werden könnten. Seit anderthalb Jahren kränkelnd, reiste Goethe Ende Juni 1806 nach Karlsbad, wo er seit 1795 nicht mehr gewesen war. Bürger und Badegesellschaft waren voll politischer Sorgen, eine bedeutende Nachricht folgte der andern. Am 12. Juli schlossen sechzehn deutsche Fürsten sich unter dem Protektorat Napoleons zum Rheinbund zusammen, am 1. August gaben sie auf dem Reichstage zu Regensburg ihre Scheidung vom Reiche kund, am 6. August antwortete Franz II. durch die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. Gekräftigt traf Goethe am 12. August wieder in Weimar ein. An der politischen Lebensfähigkeit des deutschen Volkes verzweifelnd, begann er an die dämonische Macht des „Naturphänomens" Napoleon zu glauben. Anders sein Herzog Karl August, der sich nicht den Rheinbundfürsten anschloß, sondern zu Preußen hielt, als dieses jetzt in den unglücklichen Krieg gegen Napoleon eintrat. Am 26. September war Goethe, wie so oft, aus wissenschaftlichem Anlaß nach Jena übergesiedelt. Kriegerische Unruhe erfüllte die ihm so liebe und sonst so stille Stadt, der Fürst von Hohenlohe mit seinem Stabe und der Prinz Louis-Ferdinand rückten ein. Soldaten und Bürger waren voll Mutes, jene verlangten danach, preußische Tapferkeit an französischer zu messen; diese dachten nicht daran, die französische Armee anders als etwa in einzelnen Gefangenen kennen zu lernen. Am 6. Oktober kehrte Goethe nach Weimar zurück. Dort fand er Sorge und Bestürzung, aber „die großen Charaktere waren gefaßt und entschieden, man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen; wer bleiben, wer sich entfernen sollte, das war die Frage". Der Herzog war im Felde, er hatte die preußische Avantgarde über den Thüringer Wald gegen Franken zu führen, von wo Napoleon aus seinem Hauptquartier zu Bamberg erwartet ward. Die Herzogin-Mutter und die Erbherzogin entschlossen sich, Weimar zu verlassen. Die regierende Herzogin Luise blieb, und ihrem hohen Mute sollte Karl August, gegen den Napoleon besonders aufgebracht war, den Fortbestand seiner Herrschaft zu danken haben. Am 14. Oktober früh-

morgens hörte man in Weimar fernen Kanonendonner, der immerfort anhielt. Dann durchsprengten Reiterhaufen die Stadt: die Preußen hätten gesiegt, die Franzosen wären schon auf dem Rückzuge. Nach und nach sammelte sich eine Menge Kavalleristen von den verschiedensten Regimentern auf dem Markte an, einige gefangene Franzosen wurden auf das Rathaus gebracht. Preußische Offiziere passierten mit neuen Siegesnachrichten die Tore. Aber immer zahlreicher wurden nachmittags die durchziehenden preußischen Truppen, immer größer ihre Hast: Kavallerie, Infanterie, Bagage — alle Ordnung schien aufgelöst, die Siegesnachrichten waren gänzlich verstummt, die Flucht nicht mehr zu verkennen, und durch die Stadt ging der Schreckensruf: „Die Franzosen kommen".

Da donnerten Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und die Kugeln sausten über die Straßen hin. Die Häuser zitterten, viele der Bewohner flüchteten in die Keller. Goethe hatte sich mit den Seinen gerade zu Tisch gesetzt. Er erhob sich und ging in den Garten, über dessen Mauer die Spitzen der Gewehre vorüberfliehender Truppenabteilungen schwankten. Gegen 5 Uhr schwiegen die Kanonen, die ersten Chasseurs durchsprengten den Preußen nachsetzend die Stadt. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt war geschlagen, Preußen vernichtet.

Am späten Nachmittag meldete sich ein junger französischer Husarenoffizier bei Goethe: Wilhelm von Türckheim aus Straßburg. Ein Sohn von Goethes einstiger Braut Lili Schönemann. In seiner Begleitung suchte Goethe die Herzogin auf. Am Abend begannen etwa 40 000 Mann französischer Truppen in die Stadt einzuströmen, die sie als eine feindliche ansahen und gründlich ausplünderten. Als Goethe aus dem Schloß zurückkehrte, lagerten in seiner Bedientenstube sechzehn elsässische Kavalleristen, die, übermüdet, mit einer Streu zufrieden waren. Für die Aufnahme des Marschalls Ney und seiner Begleiter, die bei Goethe einquartiert werden sollten, hatte Christiane alles vorbereitet. In einem Hinterzimmer befanden sich einige Leute aus der Stadt, die sich hier für sicherer hielten, als in ihren eigenen Wohnungen. Es war spät in der Nacht, die ein in der Nähe des Schlosses ausgebrochener Brand unheimlich erhellte. Die Elsässer schliefen, Goethe war in seinem Zimmer, Augusts Hauslehrer Riemer ging auf dem unteren Flur auf und ab, um den immer noch erwarteten Marschall zu empfangen. Plötzlich krachen Kolbenstöße gegen die Haustür,

zwei Tirailleurs verlangen Einlaß. Riemer weist sie zurück, aber sie kommen wieder und drohen die Tür einzuschlagen. Da läßt Riemer sie ein und holt ihnen Speise und Trank. Sie verlangen den Hausherrn zu sprechen. Riemer eilt zu Goethe hinauf und meldet ihm das Vorgefallene. Goethe, im weiten Schlafrock, seinem „Prophetenmantel", schreitet die Treppe herab und fragt die Tirailleurs, ob sie nicht alles erhalten hätten, was sie billigerweise beanspruchen könnten, da das Haus doch schon mit Einquartierung belegt wäre, außerdem noch ein Marschall mit Begleitung erwartet würde. Sein Auftreten macht Eindruck, manierlich schenken sie dem Hausherrn ein Glas Wein ein und bitten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald zieht Goethe sich wieder zurück, indes jene weiter trinken. Später aber stürmen sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um sich das verweigerte Nachtlager zu erobern. Sie dringen in Goethes Zimmer und bedrohen ihn mit ihren Waffen. Da wirft sich Christiane mutig den Tobenden entgegen, ruft Hilfe herbei, und es gelingt, die frechen Eindringlinge zu vertreiben. In Goethes Haus wurden dann noch die Marschälle Augereau, Lannes, Ney und viele Offiziere einquartiert, zuweilen waren achtundzwanzig Betten besetzt. Aber es erhielt eine Sauvegarde, die der Bibliothekar Fernow wegen ihres Interesses für Goethes Keller eine Saufgarde nannte. Dem Dichter selbst aber ward, ebenso wie dem alten Wieland, ein von Augereau unterfertigter Schutzbrief ausgestellt, so daß er sich später mit einem Manne vergleichen durfte, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schaut und von der Brandung nicht erreicht werden kann.

Am Morgen des 15. Oktober erwirkte der spätere Kanzler Friedrich von Müller beim Prinzen Murat eine Einschränkung der Plünderung. Dieser selbst brach alsbald mit der Hauptmasse der Franzosen nach Erfurt auf. Im Weimarer Schlosse erwartete man die Ankunft Napoleons, der dann auch gegen Abend eintraf. Die Hoheit und Unerschrockenheit, mit der die Herzogin dem Kaiser entgegentrat, milderte dessen maßlosen Zorn auf den Herzog und ließ ihn der Plünderung Einhalt gebieten. Zum General Rapp aber bemerkte Napoleon: „Das ist eine Frau, der selbst unsere zweihundert Kanonen keine Furcht haben einflößen können."

An Heinrich Meyer

[Weimar, 15. Oktober 1806] Sagen Sie mir, mein Werter, womit

ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien?

An W. Chr. Günther

[Oberkonsistorialrat und Hofprediger zu Weimar].

[17. Oktober 1806] Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine. Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir, sobald wie möglich, Sonntag, oder vorher getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu tun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschehe. Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort.

An Goethe von C. G. Voigt

[Goethe hatte den Geheimrat Voigt gebeten, die formalen Schwierigkeiten einer so raschen Eheschließung zu beseitigen.]

[19. Oktober 1806] Alsbald gestern, wie ich ein Blättchen von Ew. Exzellenz erhielt, das mir unsern affreusen Zustand doppelt fühlbar machte — besorgte ich was nötig war, mittelst eines Voti, das sofort an die geistliche Instanz gegeben und die Nachsendung eines Reskripts verheißen wurde. Es versteht sich, daß alle die Dispensations- und Kanzleibrocken wegfallen, woraus vormals unsre Waisen und Armen sich ihr Brot nehmen halfen — Fuimus!

Möge die Befestigung Ihres häuslichen Zustandes und seiner externen rechtlichen Folgen Ew. Exzellenz zu einiger mehrer innern Ruhe des Lebens gereichen, und die treue Gefährtin Ihres Lebens solches verlängern und teilen helfen!

Was noch an Leben bei mir übrig sein wird, soll Ihnen usque ad cineres gewidmet bleiben. [Fuimus = wir sind gewesen, das ist vorbei. usque ad cineres = bis zum Tode.]

Aus dem Kirchenbuche

Se. Exzellenz Herr Johann Wolfgang von Goethe, Fürstlich Sächsischer Geheimer Rat allhier, mit Demoiselle Johanna Christiane Sophia geb. Vulpius, des weiland Herrn Johann Friedrich Vulpius, Fürstlich Sächsischen Amtskopisten allhier, hinterlassene älteste Tochter, sind Dom. XX. post Trinitas als den 19. Oktober 1806 in allhiesiger Fürst-

licher Hofkirchen Sakristei von dem Herrn Oberkonsistorialrat Günther in der Stille kopulieret worden.
[Zeugen waren Goethes Sohn und dessen Hauslehrer Riemer.]

An Nikolaus Meyer

[Arzt in Bremen, der den Winter 1799/1800 in Weimar verlebt hatte.]
[Weimar, 20. Oktober 1806] Wir leben! unser Haus blieb von Plünderung und Brand wie durch ein Wunder verschont. Die regierende Herzogin hat mit uns die schröcklichsten Stunden verlebt, ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, sowie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kaiser ist angekommen am 15. Oktober 1806.
Merkwürdig ist es, daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenscheine begleitet und beleuchtet waren.
Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis, den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notifikation ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Viktualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigern Stunden eine umständlichere Antwort.

Aus Georg Reinbecks Erinnerungen

[Georg (von) Reinbeck aus Berlin, der Lehrer am Pageninstitut zu St. Petersburg gewesen war und später Gymnasialprofessor zu Stuttgart und durch seine nahe persönliche Freundschaft mit Lenau bekannt wurde, weilte vom September 1806 bis zum Frühjahr 1807 in Weimar.]
Jetzt zog man auch Erkundigungen ein, wie's den Bekannten und Freunden ergangen sei, und man hörte mit Überraschung die Kunde: Geheimrat Goethe habe sich mit seiner Hausverwalterin, Demoiselle Vulpius, kirchlich trauen lassen. — Die Dame war in jeder Hinsicht ausgezeichnet praktischer Natur. Sie hatte, überzeugt, daß der Geheimrat, wie sie ihn nannte, wo's aufs Handeln ankam, gänzlich ratlos sei, und daß sie für den Riß stehen müsse, sobald der Ausschlag zweifelhaft wurde und eigentlich für Freund und Feind zu sorgen war, sich mit reichlichen Vorräten versehen und unten im Hause Tische mit Speisen und Getränken aufstellen lassen, daß jeder Herzutretende gleich Befriedigung fände und der Geheimrat oben in seinen Zimmern nicht belästigt würde. Sie selbst war dabei geschäftig. Dies war für den ersten

Anlauf sehr verständig berechnet, und bald erhielten Goethe und Wieland Sauvegarden, und Marschall Augereau nahm bei Goethe Quartier. Der Marschall sah die Geschäftigkeit der Demoiselle Vulpius und ihre verständigen Anordnungen, Goethe stellte ihm seinen Sohn vor, und es war sehr natürlich, daß er die unten geschäftige Hausfrau für Goethes Gattin hielt, und überrascht war zu hören, daß sie zwar die Mutter des einzigen Sohnes Goethes, aber nicht seine Gattin sei. Er überredete Goethe, sie als solche anzuerkennen und dazu diesen Augenblick zu benutzen, wo die Aufmerksamkeit des Publikums geteilt sei und nicht lästig fallen werde, und als es geschehen war, war's geschehen.

An Knebel

[Weimar, 21. Oktober 1806] Von der Herzogin-Mutter, dem Erbprinzen, der Prinzeß und also auch Deiner Fräulein Schwester [Henriette von Knebel, Hofmeisterin bei der Prinzessin Karoline] haben wir Spur bis Langensalza. Kein Unfall hat sie betroffen. Vom Herzog weiß man nichts, auch nichts vom Prinz Bernhard. Haltet euch, so gut es möglich ist. Nur die erste Zeit ist noch peinlich. Es werden auch Stunden der Genesung und des Wohlseins wiederkommen.

Wegen unsrer wissenschaftlichen Anstalten schreibe ich Dir nächstens und bitte Dich, auf alle ein Auge zu haben.

Daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehelicht bin, wird Euch freuen. Unsre Trauringe werden vom 14. Oktober datiert.

Die regierende Herzogin ist an ihrem Posten.

Denon, Direktor aller kaiserlichen Museen, logierte zwei Tage bei mir. Ich hatte ihn in Venedig gekannt und viel Freude am Wiedersehen.

An die Jenaischen Freunde

[Weimar, 18. Oktober 1806] Wir sind in der größten Sorge wegen unsrer jenaischen Freunde, indem wir noch gar nichts von ihnen vernommen haben. Ich bitte daher Nachverzeichnete, nur ein Wort auf dieses Blatt zu unserer Beruhigung zu schreiben. Was mich betrifft, so sind wir durch viel Angst und Not auf das glücklichste durchgekommen. In meinem Hause ist nichts versehrt, ich habe nichts verloren. Die Herzogin ist wohl und hat sich auf eine Weise betragen, welche zur höchsten Bewunderung auffordert. Mit Wieland habe ich gestern beim Stadtkommandanten gespeist. Der gute Alte ist auch glücklich durchgekom-

men. Das Schloß ist unversehrt. Dies verdanken wir allein unserer Fürstin. Nichts weiter bin ich imstande hinzuzusetzen.
Übrigens sollte es mir angenehm sein, durch diesen Boten von den Herrn Beamten, Burgemeistern, mir sonst bekannten Personen, Nachricht in Briefen oder mündlich zu erhalten. Alle versichere ich meines herzlichsten Anteils bei diesem traurigen Vorfalle.

Aus den Antworten der Jenaischen Freunde

[Der Geheime Kirchenrat Professor J. J. Griesbach schrieb:] Meine Frau und ich sind erträglich gesund, soviel es von meiner Seite unter solchen Umständen möglich ist. Die Plünderung in meinem Hause war bisher — denn immer ist man noch nicht ganz sicher — noch zum Ertragen. Aber die gänzliche Zersprengung der Universität, durch das Davongehen fast aller Studenten, welche größtenteils auch ausgeplündert worden waren, läßt für die nähere Folge viel besorgen.
[Der Bergrat Lenz schrieb]: Leider! hat man die Schränke in dem herzoglichen Museum nicht respektiert. Die schönste Goldstufe, evasit, sowie auch die wenigen Pfennige, die ich noch übrig hatte, meine silbernen Löffel, Halstücher, Schuhe usw. Drei ganze Tage habe ich Hunger- und Feuersnot gelitten, nur mit äußerster Anstrengung mein Haus gerettet. Gott weiß, wovon ich diesen Winter leben soll.
[Der Professor Schelver schrieb:] Wir freuen uns um so mehr, von Ew. Exzellenz Wohlbefinden Nachricht erhalten zu haben, als uns die laufenden Gerüchte über Sie sehr beunruhigt hatten. — Der botanische Garten ist im Verhältnis zu den übrigen Verheerungen glücklich gewesen und hat nur einige Reparaturen an Zäunen, Glastüren u. dgl. — Meine Wohnung ist ganz ausgeraubt und bis gestern der wilde Aufenthalt von allerlei Gesindel gewesen. Der unglückliche Anlaß waren die zwei Heuscheunen daneben, welche von den Husaren zum Pferdestall gemacht wurden, wobei denn meine Wohnung aufgebrochen, geplündert und zum Nachtquartier gemacht wurde. Ich mußte mit meiner Frau nach vielen persönlichen Gefahren in die Stadt entfliehen, und mein ganzes Eigentum bis auf einen noch zeitig weggetragenen Koffer preisgeben. Der denn auch fast alles ist, was ich von Wert gerettet habe. Das botanische Museum liegt durchs ganze Haus zerstreut, mein Herbarium ist ganz vernichtet, es liegt auf dem Boden umher in Wasser und Schmutz, weil man den Schrank, worin es war,

zum Kleiderschranke brauchte. Das wilde Suchen nach Geld hat nichts verschont gelassen. Die Cottasche Sammlung ist dahin und das Kästchen ist zum Kartoffelbehälter gebraucht. Meine Bücher haben zum Anzünden des Feuers gedient. Am Tage, als eine öffentliche Publikation die Einwohner in ihre Häuser zurückrief, und auch ich wieder hineinzutreten wagte, wurde mir in meiner Wohnung mein Kleid ausgezogen und damit mein letztes Geld geraubt, das ich soeben, wo ich allein wieder im Hause war und mich vor neuem Einbruch sicher hielt, unter einem Balkensparren hervorgesucht hatte.

Ich habe dem Gärtner befohlen, sein möglichstes zur Konservation der Gewächse zu tun, und da ich auf diesen Winter sowohl der Akademie nicht nützen kann, als selbst auf morgen noch nicht weiß, wer mir zu essen geben wird, den Antrag eines französischen blessierten Obrist angenommen, ihn als sein Arzt mit meiner Frau bis Frankfurt zu begleiten. Wir reisen morgen früh ab, im Vertrauen, daß ich mir dazu Ew. Exzellenz Erlaubnis voraus nehmen darf, und auf Anraten Ihres Freundes des Herrn Major Knebel. Ich denke den Winter bei meinen Verwandten in Wetzlar hinzubringen und sobald es meine und der Akademie Zustände erlauben, zurückzukehren.

Die allgemeine Lage der Dinge allhier angehend, wäre sehr zu wünschen, daß ein verständiger Mann von Weimar hierüber gesendet würde, denn hier hat besonders der Magistrat völlig den Kopf verloren, der Kommandant und Kommissar sind Leute von gutem Willen, aber natürlich ununterrichtet über das hiesige Land. Besonders wäre eine schnelle Reinigung der Gegend von den Toten zu wünschen, wenn nicht ein pestartiges Fieber ausbrechen soll.

[Frau Buchhändler Frommann schrieb:] In den ersten Tagen der Angst schrieb ich Ihnen mit zitternder Hand durch General Oudinots Adjutanten, daß wir alle lebten, unsre Häuser nicht geplündert, nicht verbrannt wären. Dieser Adjutant ist aber später nach Naumburg und nicht, wie sie dachten, nach Weimar gegangen. Die halbe Stunde, wo die zitternden Kinder alle um den Tisch saßen bei Feuersturm und Kriegslärm mit uns erwartend, ins Feld zu gehn, war schrecklich. Ihr Engel gab ihnen die Ruhe wieder, sie spielten und uns stärkte und erhob ihr Anblick. Die unerhörte Anstrengung und Sorge und Mühe erhielt uns gesund und stark. Freundschaftliche Mitteilung erleichterte alles.

Die Angst um Sie nun auch gehoben! Gott sei Dank! Wie hat uns das Herz geblutet, wenn wir dachten, daß Ihnen Ihre Gesundheit, Ihre Schriften, Ihre Kunstwerke gefährdet werden könnten! Unerlaubt froh sind Minchen [ihre Pflegetochter Minna Herzlieb] und ich gestern abend über die guten Nachrichten von Ihnen gewesen, da es doch noch so viel andres Unglück gibt! Ach, als Sie fortfuhren, war es, als wiche unser Schutzgeist! Er war nicht gewichen, die Worte, die durch Sie in unser Herz geschrieben waren, haben uns in den Stunden der höchsten Angst gehoben und erhalten.

An F. W. J. Schelling

[der 1798—1803 als Professor der Philosophie in Jena gewirkt hatte]. [Weimar, 31. Oktober 1806] Indem ich Ihren so herzlich freundlichen Brief erhalte, mache ich mir Vorwürfe, daß ich mehrere Blätter nicht abgeschickt, die schon seit dem 16. auf meinem Tische liegen und davon auch eins nach München sollte. Das was geschehen ist, war leider ziemlich vorauszusehen; doch hatten wir nicht die stolze Furcht, einen Namen in der Weltgeschichte um solchen Preis zu gewinnen. Nun eil ich, Ihnen, mit lebhaftem Dank für Ihren treuen Anteil, von mir, meiner Umgebung und was mich sonst mittelbar berührt, gute Nachrichten zu geben. Die schrecklich dringenden Ereignisse waren durch ahndungsvolle Tage vorbereitet. Zweiundsiebzig Stunden von Gefahr und Not können wir ohne Übertreibung angeben. Den Aufwand an Geistes- und Körperkräften, an Geld und Vorräten verschmerzt man gern, weil doch so vieles und darunter das Werteste erhalten ist. Meine Gesundheit hat kaum gewankt, und ich befinde mich seit meiner Rückkehr von Karlsbad unausgesetzt so wohl, als ich nur wünschen darf. Jena hat mehr gelitten als Weimar, der gute Schelver sehr viel, Frommanns und andere Freunde sind glücklich durchgekommen. Was von Wissenschafts- und Kunstanstalten in Jena und Weimar unmittelbar unter mir selbst steht, hat wenig gelitten. Jedermann sucht sie herzustellen. Die Collegia gehen den 3. November wieder an, und wenn der ungeheure Kriegsstrom uns nicht zum zweitenmal berührt, so sollen Sie bald hören, daß Leben und Tätigkeit bei uns noch nicht erloschen sind ...

Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur

[Kurz vor der Schlacht bei Jena hatte sich die Bankierswitwe Johanna Schopenhauer (geb. 1766) aus Danzig, die später als Romanschrift-

stellerin gefeierte Mutter des Philosophen, in Weimar niedergelassen, wo sie jeden Donnerstag Abend einen erlesenen Kreis um sich zu versammeln pflegte. Ihrer Vermittlung besonders bediente sich Goethe, um seine Christiane gesellschaftlich einzuführen, wobei er nie zu betonen unterließ, daß sie immer seine Frau gewesen sei. Über den Empfang der Neuvermählten berichtet Frau Schopenhauer ihrem Sohn, der damals achtzehn Jahre alt war:]

[Weimar, Dezember 1806] Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremder und Großstädterin traute er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß, sie war in der Tat sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch ...

[Weimar, 28. November 1806] Der Zirkel, der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt, hat wohl in Deutschland und nirgends seinesgleichen; könnte ich Dich doch nur einmal herzaubern. Goethe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt. Diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben. Wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingworfen, nur skizziert, aber lebend und wahr, wie er selbst und alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Goethe! Wie groß und wie gut! Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre, denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Teil auch weit näher stehen als ich. Er selbst ist immer auf eine Art verlegen, wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich etwas zurück, so daß er sich auf die Lehne an meinem Stuhle stützen kann; ich fange dann zuerst ein Gespräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Äußern; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr grade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz

dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisiert und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht vor allem mit mir, erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponiert er allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand; in meinem Leben habe ich mich nicht so beschämt gefühlt; auch alle, die in der Nähe waren, sahen es mit einer Art Erstaunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne.

[Weimar, 8. Dezember 1806] Vors erste schrieb ich Dir den Tag wie ich bei der Frau v. Fritsch sein wollte, ich hoffte Wieland da zu finden, er war nicht da, aber Goethe, er war wieder liebenswürdig, aber doch nicht so wie bei mir, zu mir hat er sich ganz gewöhnt, er kommt Donnerstags und Sonntags als ob es so sein müßte, solange Weimar steht, hat er das nirgends getan; des Abends sticht er eine kleine Handlaterne an und geht wohlgemut zu Hause, denke Dir, Goethen mit der Handlaterne.

An F. A. Wolf in Halle

[Bald nach der Schlacht bei Jena war die Universität Halle aufgehoben worden. Mit der akademischen Tätigkeit war dem „Fürsten der Philologen", dem „echten Altertumsforscher" das Lebenselement entzogen. Da richtete ihn Goethes Brief vom 28. November wieder auf. Aber ein gehässiger von Kollegen ausgestreuter Klatsch, der seine Patriotenehre angriff — er sollte, im Begriff, seine 1805 bis 1807 in 5 Bänden bei Göschen erschienene, von dem Engländer Flaxman mit Umrißzeichnungen geschmückte Homerausgabe dem Marschall Bernadotte zu überreichen, die Dedikation an den König Friedrich Wilhelm III. haben ausschneiden lassen — verleidete ihm den Aufenthalt in Halle. Einer Aufforderung des Historikers Johannes von Müller folgend, reiste er im April 1807 nach Berlin und arbeitete als einer der ersten an der dort beabsichtigten Errichtung einer Universität mit.]

[3. November 1806] Wir haben die ersten Stunden und Tage in einem Taumel verlebt, so daß wir die Gefahr selbst beinahe da erst gewahr wurden, als sie fast schon vorübergegangen war. Ich habe erst den General Victor, dann die Marschälle Lannes und Augereau im Hause gehabt, mit Adjutantur und Gefolge. Für vierzig Personen Betten mußten in einer Nacht bereitet sein, und unser Tischzeug ward als Leinlaken aufgedeckt. Was daran alles hängt, können Sie sich leicht denken. Indessen ist unser Haus dadurch erhalten worden, und ob wir gleich manches gespendet und ausgeteilt haben, so können wir wohl von Verlust, aber nicht von Schaden sprechen.

[28. November 1806] Sie sind bisher nur gewohnt, Werke herauszugeben und die strengsten Forderungen an dasjenige zu machen, was Sie dem Druck überliefern. Fassen Sie nun den Entschluß, Schriften zu schreiben, und diese werden immer noch werkhafter sein als manches andere. Warum wollen Sie nicht gleich Ihre „Archäologie" vornehmen und sie als einen kompendiarischen Entwurf herausgeben? Behandeln Sie ihn nachher immer wieder als Konzept, geben Sie ihn nach ein paar Jahren heraus. Indessen hat er gewirkt, und diese Wirkung erleichtert die Nacharbeit. Nehmen Sie, damit es Ihnen an Reiz nicht fehle, mehrere Arbeiten auf einmal vor, und lassen Sie anfangen zu drucken, ehe Sie sich noch recht entschlossen haben. Die Welt und Nachwelt kann sich alsdann Glück wünschen, daß aus dem Unheil ein solches Wohl entstanden ist. Denn es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaals verhallten. Auf diese Weise können Sie den Winter mit sich selbst bleiben, welches das Beste ist, was man jetzt tun kann. Denn wo man hinsieht und hintritt, sieht es wild und verworren aus; und das allgemeine Übel zerspellt sich doch eigentlich nur in unzählige einzelne Märchen, deren ewige Wiederholung die Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern anfüllt und zuletzt selbst ein gesetztes Gemüt angreift. Haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann oder ob man wandern muß; und das letzte sollte man gewiß nur im äußersten Notfall ergreifen. Denn der Boden schwankt überall und im Sturm ist es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man sich befindet ...

An Cotta

[Weimar, 9. Dezember 1806] Bei uns ist es diese Zeit her ziemlich still gewesen, indem die Militärstraße nicht durch Weimar geht, das auf der Seite liegt. Demungeachtet haben wir immer Einquartierung, und es gibt so mancherlei Zerstreuung, meistens von unangenehmer Art, deshalb ich nicht weiß, ob ich etwas Erfreuliches für Ihr Tagesblatt und für Ihre Almanachs zusammenbringe.

Ihr gefälliges Anerbieten einiges Geldvorschusses rührt mich um so mehr, als ich gern gestehe, daß ich in den schlimmsten Augenblicken mich Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen erinnert und im Fall der Not auf Ihre Bereitwilligkeit gehofft habe. Gegenwärtig geht es noch so ganz erträglich mit mir und den Meinigen, so daß ich mich noch eine Zeitlang hinzuhalten denke, obgleich unter solchen Umständen, wie Sie wohl wissen, Einquartierung, Kontribution, Requisition, Beihilfen usw. Keller, Boden und Beutel ziemlich leer machen. Sie im mittägigen Deutschland sind schon gelehrte Doktoren in diesen Kenntnissen, da wir andern erst am ABC kauen.

An den Herzog

[der seit Ende November in Berlin war, wo er widerstrebend und mit Einwilligung des Königs die von Napoleon an den Weiterbestand des Herzogtums geknüpfte Bedingung seiner Loslösung von Preußen erfüllte. An dem Tage, als des Herzogs Eintritt in den Rheinbund in Weimar bekannt ward, war Prinz August von Preußen dort anwesend, was Goethe als peinlich empfand. — Die Geliebte des Herzogs, Caroline Jagemann, seit 1797 Schauspielerin in Weimar, hatte in diesen Tagen einem Knaben das Leben geschenkt. — Die Rückkehr des Herzogs erfolgte erst Ende Januar 1807 zum Geburtstag der Herzogin, die als die Retterin des Landes gefeiert ward.]

[Weimar, 25. Dezember 1806] Ew. Durchlaucht hätte so gern schon lange nach so manchen Übeln ein erfreuliches Wort zugerufen; aber erst heute gefällt es dem kleinen Ritter, seinen Wolfsgang ins Leben anzutreten. Er scheint gesund und wacker, brav wird er auch werden; denn so hat er sich schon verbunden mit der Mutter in jenen Schreckenszeiten gehalten.

Da man der bösen Tage sich oft erinnert, so ist es eine Erheiterung, auch der guten zu gedenken und mancherlei Epochen zu vergleichen;

so fiel mir auf, daß heute vor siebzehn Jahren mein August mich mit seiner Ankunft erfreute. Er läßt sich noch immer gut an, und ich konnte mir Ew. Durchlaucht Einwilligung aus der Ferne versprechen, als ich, in den unsichersten Augenblicken, durch ein gesetzliches Band, ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen, und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen sehen . . .

Den Prinzen August hab ich einen Augenblick in einer für uns beide peinlichen Lage gesehen. Er bestellte bei mir ein Monument für den Grafen Schmettau. Ich will gern, dieser Pietät im Einklang, ein Schickliches besorgen und habe die Anstalten gemacht, daß es ehrenvoll und geschmackvoll geschehe.

Wenn man übersieht, was verloren ist, so freut man sich billig doppelt des Erhaltenen. Die Bibliothek ist wundersam erhalten. Die Türe konnten sie nicht einsprengen, sie sägten die Gitter entzwei, schlugen die Türe der Kommun-Archiv-Expedition auf und fanden die ihnen erwünschten Papiere und Akten, das hat den untern Stock gerettet.

Aufgebrochen haben sie die Expeditionszimmer, Kleinigkeiten entwendet; sie sind durch alle Etagen der Bibliothek durchgestiegen, haben nur einige Stücke grüner Leinwand mitgenommen. Nichts ist beschädigt, und wir sind für diese erste Zeit, als wenn nichts gewesen wäre. Daß wir Dentzel manches schuldig sind, ist mir wahrscheinlich. [Der französische General G. F. Dentzel, geb. 1755 zu Türkheim, einst stud. theol. zu Jena, dann Pfarrer zu Landau, war als kaiserlicher „Kommandant der Stadt Weimar" mit Wohlwollen, Geschick und Eifer um die Wiederherstellung der Ordnung und um die Milderung des allgemeinen Elends bemüht.]

Der gute Kraus ist auch in diesen Schicksalen zerknirscht worden. [Goethes Landsmann, der dreiundsiebzigjährige Direktor des „Fürstlichen freien Zeicheninstituts zu Weimar", Georg Melchior Kraus, war in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober von französischen Soldaten geplündert und schwer mißhandelt worden. Infolgedessen war er am 5. November gestorben.] — Wir haben gesucht, das Institut, das gewiß ein Lebenspunkt der weimarischen Tätigkeit ist, frisch zu erhalten. Meyer zeigt seine alten didaktischen Tugenden, und die Schüler vermehren sich wöchentlich. Sie wollen das Unheil vergessen und etwas

für die Folgezeit werden. Daß das nicht ins Blaue gehe, dafür ist durch Ernst gesorgt . . .

Nach Jena zu gehen, konnt ich mich nicht entschließen, so wie ich manche Briefe an Sie wie diesen schon zerrissen habe. Die Umwendung der Dinge steht einem noch zu nahe, alles was man sagt, ist unzulänglich oder unzulässig, und so schweigt man lieber oder nimmt sich zurücke, als daß man spräche.

Am mineralogischen Kabinett ist nichts verrückt, weniges entwendet. Die Büttnerische Bibliothek in salvo, und doch war ein Lazarett im Mittelstock, ist noch dort. Darüber freuen wir uns billig jetzt; denn bisher mußte man mit neuem Tage eine neue Requisition erwarten und oft eine närrische, worunter man litt, und zwar doppelt.

Der botanische Garten hat wenig gelitten, das Haus mehr, am meisten der gute und man darf sagen treffliche Schelver; er ward bis aufs Hemd, à diverses reprises, ausgeplündert und ging mit einem blessierten Offizier, der Vertrauen zu ihm faßte, fort, und ich weiß nicht wohin.

Vom Theater als dem bedeutendsten sollt ich auch wohl was sagen. Was läßt sich aber davon sagen, als was von der Welt zu sagen ist: Sobald die grimmige Not vorbei war, da traten alle Leidenschaften, bis zur gemeinsten, in ihre Rechte. Wir erhalten das nie wieder herzustellende Ganze, bis die herrschenden Umstände eine Dauer oder eine Auflösung gebieten.

Doch alles das muß Ihnen gering vorkommen, da Sie die größten Interessen erst Ihres Häufleins, und da das nicht mehr zu halten war, das Weitere und Größre im Auge hatten. Und doch mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht die früheren Blätter, die ich vollschrieb, abschickte. Freilich waren sie, noch mehr wie diese, einem aufgeregten und sorgenvollen Gemüt entquollen . . .

Indem ich Vorstehendes, wie so manches andre Hingeworfne, dem Papiere zumute, erfahre ich in meiner Abgeschiedenheit, daß wir Sie nicht, wie wir hofften, bald wiedersehen, vielmehr, daß Sie sich ferner von uns wegbegeben wollen. Ich komme dadurch in eine kleine Verlegenheit, die klein ist, aber doch immer eine Verlegenheit, weil ich Ihnen erst später, und wenn Sie in unsre gegenwärtigen Verhältnisse scharf hinein gesehen hätten, meinen Wunsch eröffnet haben würde . . .

Sag ich es also geradezu! Um jene Wesen, die mir so angelegen sind, im Augenblicke auf irgend etwas anzuweisen, hab ich nichts als das Haus, das ich früher Ihrer vorsorglichen Güte verdanke und zu dessen Besitz mir im besorglichen Falle nur noch ein Letztes fehlt. Damals walteten Bedenklichkeiten ob, mir es eigentümlich zuzuschreiben, sie sind schon durch die Zeit selbst ausgelöscht. Jedermann hält mich für den Eigentümer, ich habe in glücklichen (jetzt möchte man beinahe sagen in Schlaraffen-) Zeiten mehr als billig hinein verwendet, ich habe mich Ihrer Gabe würdig bewiesen, daß ich es nicht zum Wohlleben, sondern zu möglicher Verbreitung von Kunst und Wissenschaft einrichtete und benutzte. Nun habe die derben Kriegslasten deshalb getragen, und es bedarf nur ein Wort an Geh. Rat Voigt, um die Sache selbst im jetzigen Augenblick ganz in der Stille abzutun. Sie kam bei Gelegenheit der Kriegssteuern zur Sprache, die ich abzutragen erbötig war. Dies ist also meine Bitte, daß Sie mir das Gegebene geben, wofür ich mich doppelt und dreifach dankbar zu erweisen hoffe. Es wird ein Fest für mich und die Meinigen sein, wenn die Base des entschiedenen Eigentums sich unter unsern Füßen befestigt, nachdem es so manchen Tag über unserm Haupte geschwankt und einzustürzen gedroht hat.
Hypochondrisch möchte ich nicht gern endigen, da es genugsam Anlässe zu traurigen Stimmungen gibt.
Gern sag ich deswegen, daß Karlsbad mir sehr wohl getan, daß ich keinen Hauptanfall diesen Winter erlitten. Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Oktober an, auch etwas Physisches, das mir noch zu nahe steht, um es ausdrücken zu können. Geb uns allen der Himmel Jahre, um diesen Gegenstand in den Sehewinkel zu bringen.

An Cotta

[Die damals Cotta gehörende Allgemeine Zeitung (später in München) hatte über Goethes Vermählung, über die Plünderung im Hause seines Schwagers Vulpius (des Verfassers von Rinaldo Rinaldini) und über andere Ereignisse in Weimar in hämisch geistreichelnder, zum Teil höchst unflätiger Weise berichtet.]
[24. Dezember 1806] Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein

ernstes Leben geführt und führ es noch. Ich habe über das Blatt geschwiegen, weil diese Dinge leicht an mir vorübergehen.
Man hat gedruckt, daß Napoleon der Herzogin-Mutter die Visite gemacht habe, die zu der Zeit nicht in Weimar war; man hat von unserer regierenden Herzogin eine unmögliche Absurdität gedruckt, daß sie den toten Prinzen Louis gekränzt habe, und ich sehe, daß ein Widerruf dieser Elendigkeit ist veranlaßt worden. Nun finde ich in Nr. 352 einen Brief aus Weimar, wo die von einem Zeitungsredakteur niemals verantwortliche Note vorsteht, „aus einem von dem Verf. nicht zum Druck bestimmten Briefe".
Wer ist denn also der Redakteur Ihrer Ulmer Zeitung, der immer Briefe erhält, die nicht zum Druck bestimmt sind, damit er ungefähr wisse, wie's in der Welt zugeht, der nicht so viel Sinn, Gefühl und Geschmack hat, zu wissen, was denn eigentlich davon und wie es allenfalls zu drucken ist.
Die niederträchtige Art, wie darinne Vulpius und Falk behandelt werden, tritt zwar nicht ganz aus dem Ton der Allgemeinen Zeitung, wie sie zuletzt war; aber sie zeigt sich nun völlig in dem, was sie werden will. Ist es ein Gegenstand einer Zeitung, wie Individuen das sie betreffende Unglück aufnehmen? Und ist es die Zeit, einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Bester, die Kritik, die den Rinaldo Rinaldini verdammt, aufrufen? Wo bleiben, daß ich's gerade heraus sage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am besten fruchten? Und Falk mag sein wie er will, so hat seine Resolution, als ein ganz unabhängiger Mensch bei den französischen Instanzen sich als Dolmetscher tätig zu zeigen, der Stadt und dem Lande viel genutzt, und gereicht ihm bei denen, die die Sache innig kennen, zur Ehre. Ekelhaft ist es daher, wenn die gemeinsten Klatschereien, die wir in Weimar aus guten Gesellschaften ablehnen, uns aus dem Brennspiegel einer Zeitung von Ulm her zurückgeworfen werden. Das Übel ist groß und unersetzlich genug, das wir leiden, und es wäre schlimm, daß wir es durch unsre eigne Niederträchtigkeit noch verdienten. Wir wollen uns also nur zunächst an die persönlichen Folgen halten. Ich bitte Sie inständigst, mir die Zeitung vom neuen Jahr an nicht mehr zu schicken: denn es ist mir abscheulich, etwas von Ihrem guten Willen zu erhalten, was mich oder meine Umgebung verletzt und beleidigt. Zweitens folgt daraus, daß es mir und meinen Nächsten ganz unmöglich wird, an

Ihrer neuen Tagesschrift auf irgendeine Weise teilzunehmen: denn es ist hier nicht von Weimar die Rede, das steht oder fällt im allgemeinen Unglück; wenn es aber so fort gehn soll wie bisher in andern dergleichen Blättern, daß der Mißwollende ein breites Feld hat, das im Allgemeinen zu entstellen, was im Besondern Schonung verdient, und daß man hernach den Beleidigten und Verletzten auch wieder ein Plätzchen einräumte, um eine Spalte gratis zu haben, und durch die Klatscherei und Nichtigkeit endlich doch einen Jahrgang zusammenbrächte; so würde ich das, was mich ganz allein glücklich macht, aufgeben müssen, wenn ich nur wüßte, daß Ihr Morgenblatt in der Welt wäre . . .

Ich muß nur eilen, diesen Brief zusammenzufalten und fortzuschicken: denn vielleicht hätte ich morgen Bedenken und schwiege zu diesen Avanien wie zu andern. Aber unser Verhältnis ist mir zu lieb. Hätte ich das nicht vom Herzen, so könnte ein Krebsschaden daraus werden; ich würde Ihnen anrechnen, was Sie vielleicht nicht verschulden; ich würde Ihnen anrechnen, daß Sie einen kleinen bisher leuchtenden Punkt Deutschlands, der doch auch Ihre Freunde und Genossen, Herdern, Schillern und mich beherbergt hat, wie es früh Nebenbuhler taten, und wie es jetzt, ohne unser Gebet, das Unglück tun wird, mit zu trüben, zu verfinstern und zu vernichten suchen. Das was zwischen uns bürgerlich ausgesprochen wäre, würde bleiben; aber das Gemütliche, was ich am meisten schätze, würde sehr bald absterben, sehr bald, sag ich: denn das Gemütliche stirbt nicht in Graden ab, sondern gleich.

Ich bin alt genug, um mir dieser Folgen deutlich bewußt zu sein. Tun Sie also, was an Ihnen ist. Ich verlange von den Blättern, die Sie herausgeben, nicht mehr Schicklichkeit, als andre, die sich zu schätzen wissen, auch beobachten; und so mag das, was ich in ruhigern Zeiten mit ruhigerm Sinne vielleicht anders gesagt hätte, zu Ihnen gelangen und das Beste für unser gutes Verhältnis, woran mir allein gelegen ist, wirken.

An Knebel

[Weimar, 25. Februar 1807] Es gibt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation [den Franzosen] nicht feind sein können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrat Müller erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedensdokument gekommen ist, so begreift man recht gut, wie sie

die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja überkultivierten Nation hervortreten mußte. Man verleugnet sich das Ungeheure, solange man kann, und verwehrt sich eine richtige Einsicht des einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebung mit Naivität beschreiben hört, so sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird. Ich hoffe, Dir bald davon zu erzählen. Wenn das Schloß von Blessierten rein ist, wag ich wohl einmal einen Besuch bei euch, denn ich möchte nicht eher hinüber kommen, bis ich Anstalt zur Reinigung und Wiederherstellung machen kann ...

An Christiane

[die am 23. März zu Goethes Mutter nach Frankfurt gereist war].
[Weimar, 30. März 1807] Daß uns die liebe gute Mutter noch als Genien in Worten und Werken erkennt, freut mich recht sehr. Es ist mehr als jemals nötig, genialisch zu sein, wenn man nur einigermaßen leben und sich des Lebens erfreuen will.

Daß meine liebe Frau glücklich angekommen, war mir sehr beruhigend zu vernehmen. Der Brief, der mir es meldet, kam ganz genau zur Stunde. Er überzeugt mich von dem, was ich voraussah, daß die Zusammenkunft erfreulich sein würde.

Wegen künftiger Abenteuer werde ich wohl in Karlsbad ein Paar hübschere Pistolen kaufen müssen, die gegenwärtigen sind doch etwas zu kolossal.

Auf die Erzählung des Vergangenen freue ich mich. Zum Schreiben mag sich unter den gegenwärtigen Umständen wenig Zeit finden. Dagegen will ich mit meinen Nachrichten etwas umständlicher sein. Denn ich halte dafür, wenn man lange auseinanderbleibt, so soll man sich wechselseitig um das Detail des Lebens nicht bekümmern. Hofft man, sich aber bald wiederzusehen, so ist es gut, nicht aus dem Zusammenhange zu kommen.

Goethes Mutter an Christiane

[Frankfurth, Samstag 16. May 1807] Liebe Tochter! Noch vor den Pfings Feyertagen muß ich Ihnen vor Ihren lieben Brief dancken — das Wohlbefinden von Ihnen hat meinem Hertzen wohlgethan — und

trägt dazu bey die Festtage froh und freudig zu zubringen — Da Sie nun in etwas mit meiner Lage bekandt sind; so will ich Ihnen meine Festtags Plåsirs hererzählen: den 1ten besuche ich meine Lieben von Fleischbein, da bin ich immer sehr gern — den 2ten wird im Schauspiel die Jungfrau von Orleang gegeben — auf die großen Veränderungen die damit haben vorgehen müßen bin ich sehr neugirig — den 3ten weiß ich noch nichts bestimmtes — villeicht gehe ich zu Stocks in Garten — den 4ten bey Senator Steitz in seinem Garten denn die Armen und Waisen kinder haben da ihr großes Fest — werden auf der sogenandten Pfingst weide öffentlich gespeißt — und in oben benandten Garten — kann man die fühle von Menschen und Kuschen recht in Augenschein nehmen. Nach den Feyertagen gibt unser Fürst Primas Franckfurths Bürgern ein hir noch nicht gesehnes Specktackel — schon an dem heutigen Tag ist keine Kusche — kein Pferd mehr zu haben — Der Liebe Fürst scheint seine Franckfurther gut zu kennen — Leichsinn und gutes Hertz ist ihr Wahlspruch — Aber alles was wahr ist — die gantze Woche sind sie fleisig — Sontag und die Lieben feyertage ein Täntzgen u. s. w. und alles ist gut. Villeich habt Ihr von so einem Fest ein beßre Einsicht wie ich — darum schicke ich Euch beyliegendes gedrucktes Blat. Jetzt wäre es von uns genung geschwatzt. [Der Liebe Fürst ist Karl Theodor von Dalberg, ehemals kurmainzischer Statthalter zu Erfurt, jetzt Fürstprimas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt.]

Nun von Ihnen Liebe Tochter! Sie sind bey Ihrer Nachhauße kunft recht in Thätigkeit gesetzt worden — da ich aber nun das Vergnügen habe Ihnen genauer zu kennen — durch die Kriegs trublen die Sie so meisterhaft bestanden haben in meinem Glauben an Ihnen gestärckt und befestigt; so haben meine Sorgen um alles was in Ihrem Wirkungs kreiße liegt — von oben biß gantz herunter ein Ende. Das alles hat die nähre Bekandschaft mit Ihnen Berwerckscheligt — Gott erhalte und seegne Ihnen vor alle Ihre Liebe und Treue. Vor den Lieben Brief den mein Sohn an die Frau Stock geschrieben dancke recht sehr — er wird wie ein heiligthum bewahrt und allen guten Freunden vorgeleßen. Da hat den doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt, und Goethe gesehen — ich glaube im gegen gesetzten Fall wäre sie Toll geworden — denn so was ist mir noch nicht vorgekommen — sie wolte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen — vorigen Win-

ter hatte ich ofte eine rechte Angſt über das Mägchen -- dem Himmel ſey Danck daß ſie endlich auf eine muſterhafte art ihren Willen gehabt hat. Sie iſt noch nicht wieder hir, iſt noch ſo viel ich weiß in Caſſel — ſo bald ſie kommt ſolt Ihr alles was ſie ſagt erfahren. Die Stocks freuen ſich, daß Ihnen das Kleid wohlgefält — das gantze Hauß grüßt und danckt nochmahl vor den Brief — die Obſt Bouteillen werden gepackt — und ſuchen nach den Feyertagen einen Fuhrmann — mein Finantz Miniſter Nicolaus Schmidt wird es beſtens beſorgen. Eine neue Probe Ihrer Erfindſamkeit im ſparen iſt, daß Sie den alten ſchwartzen Lappen haben noch benutzen können. Hirbey kommt auch die Wundergeſchichte des Fortunatus — ich habe mir die Geſchichte zuſammen gezogen, alles überflüßige weggeſchnitten und ein gantz artiges Mährgen draus geformirt. Ja Liebe Tochter! der verwünſchte Catar und Schnupfen hat Ihnen mein Briliantes Talent Mährgen zu erzählen vorenthalten — Bücher ſchreiben? Nein das kan ich nicht aber was andre geſchrieben zu Erzählen — da ſuche ich meinen Meiſter!!!

Dieſem langen wohlſtiliſirten Brief (wozu ich ſchon die zweyte Feder genommen habe) müßen Sie doch verſchiedenes Anſehn — Erſtlich daß Doctor Melber die Sache wieder in Ordnung gebracht und durch ſeine Kunſt die Urgroßmutter wieder gut geflickt hat — zweytens, daß da ich mir den Taback wieder habe angewöhnen müßen — derſelbe ſeine Würckung beſonders im fließenſtiel vortreflich thut — ohne ein prißgen Taback waren meine Briefe wie Stroh — wie Frachtbriefe — aber Jetz! das geht wie geſchmirt — das Gleichnüß iſt nicht ſonderlich hübſch aber es fält mir gerade kein anders ein — Leben Sie wohl Liebe Tochter! Grüßen Sie Ihren Lieben Mann — den Lieben Augſt und behalten lieb Ihre Sie hertzlich liebende Mutter Goethe.

N. S. Daß das Buſtawiren und gerade Schreiben nicht zu meinen ſonſtigen Talenten gehört — müßt Ihr verzeihen — der Fehler lage am Schulmeiſter.

Der Tod der Herzoginmutter

Am Tage der Schlacht von Jena hatte die ſiebenundſechzigjährige Herzoginmutter, Anna Amalia, Weimar verlaſſen, um ſich in ihre Heimat Braunſchweig zu begeben. Der Weg war aber durch Truppenzüge verſperrt, ſo kam ſie nur bis Kaſſel. Nach Wochen zurückgekehrt, war ſie durch die Ereigniſſe ſo erſchüttert, daß „ihr mutiger Geiſt gegen den

Andrang irdischer Kräfte das Übergewicht verlor". Am 10. April 1807 starb sie. Goethe schrieb ihr einen Nekrolog, aus dem einzelnes von den Kanzeln des Landes verlesen wurde, z. B. „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige."

An Zelter

[April 1807] Der Verlust unserer Herzoginmutter ist bei manchen andern zerrütteten und verrückten Verhältnissen sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig, überhaupt über nichts, also auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und eben tun und leisten, was noch möglich ist.

Sie wiederzusehen wär mein großer Wunsch, aber ich mag Sie nicht einladen. Mit meiner Gesundheit will es nicht recht fort, und ich eile gleich nach Pfingsten ins Karlsbad, komme ich zurück, so läßt sich vielleicht auf irgendeine Weise an eine fröhliche Zusammenkunft denken.

An meiner Farbenlehre wird sachte fortgedruckt, aber es geht wohl noch ein Jahr hin, bis ich fertig werde. Ich bin auf gar zu vielerlei Weise unterbrochen worden, ob ich gleich den Faden niemals ganz habe fahren lassen ...

Daß Ihnen mein Elpenor [unvollendetes Schauspiel] Freude gemacht hat, ist mir höchst angenehm, und der Zweck dieser Blätter ist nun schon erreicht. Doch ist vielleicht bei dem Beifall, den Sie meinem Fragmente schenken, Ihre Neigung zu mir und meinem Wesen als mitwirkend anzusehen. Denn ich gestehe gern, daß ich diese Arbeit selbst nicht mehr beurteilen kann. Wenn etwas ins Stocken gerät, so weiß man immer nicht, ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt. Gewöhnlich aber wirft man eine Abneigung auf etwas, das man nicht vollenden kann, als auf ein Ding, das uns widerstrebt und des wir nicht Herr werden können. Überhaupt habe ich bei Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja daß ich fast kein Interesse mehr daran habe. Das geht so weit, daß

ich, ohne freundliche, treu fortgesetzte Beihilfe diese zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte. Jetzt haben wir sie aber meist hinter uns und bis auf einen kommen sie in diesen Tagen sämtlich in Cottas Hände. Da mag nun weiter aus uns werden, was will, so wäre doch soviel gerettet. Ich freue mich zum Voraus auf den Spaß, den Ihnen der fortgesetzte Faust machen wird. Es sind Dinge darin, die Ihnen auch von musikalischer Seite interessant sein werden.

An Christiane

[Karlsbad, 2. Juni 1807] Da morgen die Post in jene Gegend abgeht, will ich ein Briefchen an Dich vorbereiten und Dir sagen, daß ich mich sehr wohl befinde; an Leib und Seele unvergleichlich besser, als da ich von Hause wegging. Wir haben zwar abwechselndes, aber doch im ganzen sehr angenehmes Wetter, ein sehr hübsches heiteres Quartier in guter Lage. Bekanntschaften hab ich auch schon gemacht und so wird das hiesige Leben nach hergebrachter Ordnung fortgeführt. Morgens um 5 Uhr stehe ich auf und gehe an den Brunnen. Zwischen 8 und 9 wird gefrühstückt; dann etwas geruht, angezogen, diktiert, wieder ein wenig spaziert und dann gegessen. Nach Tische wird im Zimmer gezeichnet, gegen Abend auf der Promenade und sonst die Zeit auf eine oder die andre Weise hingebracht. Das Essen ist leidlich, so auch der Wein; doch wird man eben nicht verführt, sich zu übernehmen ...

[Karlsbad, 1. Juli 1807] Ich befinde mich recht wohl, und weil man nach Verordnung des Arztes gar manche Stunde des Tages nichts tun darf, so schleiche ich in den Budiken herum, handle Kleinigkeiten, wovon ich Dir einen Transport überschicke. Wenn Du nach Lauchstedt gehst, so mache es Dir recht bequem und vergnüglich, nimm ein hübsches Quartier und sei überhaupt wegen des Aufwandes nicht ängstlich, wir wollen schon wieder was herbeischaffen. Ich bin schon fleißig hier gewesen und werde es zunächst noch mehr sein. Von dem, was ich Dir übersende, behalte für Dich, was Dir Freude macht, das andre verschenke an Personen, denen Du wohl willst und die sich gefällig gegen Dich bezeigen. Lebe wohl, gedenke mein, wie ich Deiner gedenke.

[Karlsbad, 27. Juli 1807] Da wir so unerwartet Friede haben, der sich wohl so bald noch nicht hoffen ließ, so wollen wir auf eine zwar stille und bescheidene, aber um desto gemütlichere Art unseres Lebens den nächsten Winter genießen. Richte Dich darauf ein, daß wir unsere

alte Gastfreiheit fortsetzen können. Für hübsches Geschirr, Tafel und Teetisch auszuputzen, ist gesorgt. Auch bringe ich Dir eine silberne Tee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise, ohne sonderliche Kosten, gekommen bin. Der Herzog nämlich, als er wegging, verehrte mir einen Kaminaufsatz von Bronze, der für jemand anders bestimmt gewesen war und zuletzt beim Austausch der Geschenke stehen blieb. Diesen vertauschte ich mit geringer Aufzahlung gegen jene Geschirre, die Dir Vergnügen machen werden. Die Kette ist auch fertig und sieht sehr schön aus. Wenn ich Gelegenheit wüßte, schickte ich sie zum Geburtstag. Doch wird sie Dir auch später Vergnügen machen.

Daß Du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung bist und bleibst, ist mir sehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in diesem Zirkel entstehen, gar leicht vermieden, oder wenigstens viel schneller abgetan werden könnten, als gewöhnlich geschieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weise behandeln. Du kannst alle von mir grüßen und ihnen sagen, daß ich nur wünsche, meine Gesundheit möge auch diesen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernsthaft und anhaltend einer Anstalt annehmen könne, die so weit gediehen ist, daß es uns denn doch nicht leicht jemand nachmachen wird. Grüße alles zum schönsten und danke Deinem Bruder für die Briefe, die er mir geschrieben, und laß mich erfahren, wie es Dir in der letzten Hälfte des Juli ergangen ...

[Karlsbad, 23. August 1807] August ist glücklich angekommen und freut und verwundert sich an den seltsamen Felsen, warmen Quellen und dergleichen, daß er sogar gleich angefangen hat, zu zeichnen und zu illuminieren, wobei er, wie es im Anfang geht, wo man noch nichts kann, große Freude hat.

Es ist höchst nötig, daß du übers Jahr, wenigstens auf eine Zeit, auch mit hergehst, damit Du wenigstens weißt, wovon die Rede ist, weil das ganze Karlsbader Wesen gar nicht beschrieben werden kann. Augusten schmeckt der Melnicker vortrefflich. Es ist so ein Wasserweinchen, das leicht hinunterschleicht und von dem man viel trinken kann. Wir haben ihm den Spaß gemacht, daß eine Harfenfrau, als wir bei Tische saßen, das famose Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben" zu singen anfing, und was dergleichen Späße mehr sind. Übrigens aber ist es so leer hier, daß in den Sälen abends kein Kron-

leuchter mehr angezündet wird und alle geselligen Vergnügungen aufhören. Die Natur ist aber so schön, das Wetter so gut und die Umgebung so ruhig, daß ich wohl noch gern ein bißchen hier bleiben mag. Ich habe den Kutscher bestellt, daß er den 5. September wieder hier sein soll, so daß wir den siebenten nach Jena abgingen, und also in drei bis vier Tagen daselbst wären; da Du denn bald nähere Nachricht haben solltest. Von einem Fall, der jedoch nicht wahrscheinlich ist, will ich zugleich sprechen. Es wäre nicht unmöglich, daß ich nach Töplitz ginge, da denn meine Begleiter allein nach Weimar zurückkehren würden. Ich habe zwar gar keinen eigentlichen Trieb dazu; aber der Herzog hat hier mündlich, und jetzt wieder schriftlich, dergestalt darauf insistiert, daß ich ihn dort besuchen soll, daß ich noch nicht weiß, ob ich ablehnen kann und werde. Hiervon sagst Du niemandem nichts; ich sage aber nur gern das Mögliche, ja das Unwahrscheinliche voraus, damit es Dir nicht einen unangenehmen Eindruck mache, wenn Du etwa den Wagen ohne mich zurückkehren siehst.

Aus Goethes Annalen

[1807. Karlsbad] In reiferen Jahren, wo man nicht mehr so heftig wie sonst durch Zerstreuung in die Weite getrieben, durch Leidenschaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badezeit große Vorteile, indem die Mannigfaltigkeit so vieler bedeutender Personen von allen Seiten Lebensbelehrung zuführt. So war dieses Jahr in Karlsbad mir höchst günstig, indem nicht nur die reichste und angenehmste Unterhaltung mir ward, sondern sich auch ein Verhältnis anknüpfte, welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausbildete. Ich traf mit dem Residenten von Reinhard zusammen, der mit Gattin und Kindern diesen Aufenthalt wählte, um von harten Schicksalen sich zu erholen und auszuruhen. In früheren Jahren mit in die französische Revolution verflochten, hatte er sich einer Folge von Generationen angeähnlicht, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch emporgekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihn doch zu gebrauchen, sendete ihn aber zuletzt [in die türkischen Donaufürstentümer] an einen unerfreulichen und gefährlichen Posten, nach Jassy, wo er, seiner Pflicht treulich vorstehend, eine Zeitlang verweilte, sodann aber von den Russen aufgehoben, durch manche Länderstrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf diensame Vorstellungen wieder

losgegeben wurde. Hiervon hatte seine höchstgebildete Gattin, eine Hamburgerin, Reimarus' Tochter, eine treffliche Beschreibung aufgesetzt, wodurch man die verwickelten, ängstlichen Zustände genau einsah und zu wahrer Teilnahme hingenötigt wurde.

Schon der Moment, in welchem sich ein neuer und würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darstellte, war bedeutend genug, um alsobald eine nähere Verbindung zu bewirken. [Der französische Naturforscher Cuvier war 1769 zu Montbéliard, Mömpelgard, geboren, dem Hauptstädtchen der seit Jahrhunderten dem Hause Württemberg gehörigen Grafschaften Sundgau und Elsgau.] Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmutig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblick so vielen Menschen wehe tat, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte.

Ein Mann vom Geschäftsfache, gewohnt, sich die fremdesten Angelegenheiten vortragen zu lassen, um solche alsbald zurechtgelegt in klarer Ordnung zu erkennen, leiht einem jeden sein Ohr, und so gönnte mir auch dieser neue Freund anhaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Übersetzung einiger Stellen, ja wir machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mitteilung, indem ich ihm Geschichte und Schicksale der Farbenlehre von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten und auch meine Bemühungen eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen seine Lebensgeschichte am andern Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem, was ihm begegnet, er mit dem, was mich auf das lebhafteste beschäftigte, zugleich bekannt, und ein innigeres Eingreifen in die wechselseitigen Interessen erleichtert.

Soweit Goethe. Da aus dieser Bekanntschaft eine Freundschaft entstand, die, durch einen lebhaften Briefwechsel und wiederholte Besuche Reinhards in Weimar wachgehalten, bis zum Tode Goethes gedauert hat, soll in raschen, andeutenden Umrissen ein Lebensbild des seltsamen Mannes versucht werden, der das heute Undenkbare

fertiggebracht hat, zugleich ein guter Franzose und ein guter Deutscher zu sein.

Karl Friedrich Reinhard ist 1761 als ältestes von den zehn Kindern des Pfarrers zu Schorndorf in Württemberg geboren worden. Nachdem er in Tübingen als „Stiftler" die römischen Dichter, orientalische Sprachen und dann durch drei Jahre Theologie studiert, Kant gelesen, Voltaire und Rousseau verschlungen, auch in zahlreichen Versen dem Überschwang seines empfindsamen Zeitalters gehuldigt hatte, wurde er als Dreiundzwanzigjähriger Hauslehrer in der französischen Schweiz. Einige Jahre später in gleicher Eigenschaft zu Bordeaux weilend besang er in einer französischen Ode die Revolution, die ihren Schatten vorauswarf: „Mir selber nicht glaubend ein weissagendes Lied, eh die Bastille noch fiel." 1789 ließ er in Hausleutners Schwäbischem Archiv Briefe über die französische Revolution erscheinen, wobei ihm der philosophische Charakter die Hauptsache ist, den die Beratungen über die „Menschenrechte" tragen. Zugleich sucht er im Journal de Bordeaux den Franzosen Verständnis für die neuere deutsche Literatur zu vermitteln. Auch hier bekennt er sich gelegentlich zur Revolution: „Ich finde sie ganz einfach bewundernswert, weil ich sie im Buch der Natur geschrieben finde." Übrigens versichert er: „Bei meinem Weggehen aus Deutschland habe ich meinen Freunden geschworen, immer ein Deutscher zu bleiben." In Schillers Thalia untersucht er die geschichtlichen Vorbedingungen der Revolution und ihre Vorbereitung durch Philosophie und Dichtung.

Freundschaftliche Beziehungen zu Führern der gemäßigten Partei, der sogenannten Gironde, die hauptsächlich auf die Provinz sich stützte, führen ihn nach Paris. Dort wird er mit dem leidenschaftlichen Abbé Sieyès bekannt, dessen Flugschrift „Was ist der Dritte Stand?" den Ausbruch der Revolution beschleunigt hatte. Die Gironde, die gerade am Ruder ist, zieht ihn in den auswärtigen Dienst: er wird Gesandtschaftssekretär in London.

Das war im Jahre 1791 und nun hat er nacheinander der Gironde, dem Konvent, dem Direktorium, dem Ersten Konsul, dem Kaiser Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. und Louis Philippe gedient. Immer im auswärtigen Dienst. Durch seine Zuverlässigkeit und Gradheit, seine Einsicht und Geschicklichkeit ist er den wechselnden Machthabern unentbehrlich gewesen.

Wiederholt hatte er die Absicht, als Privatmann für immer nach Deutschland zurückzukehren. Er hatte zu diesem Zweck das Schloß Falkenlust zwischen Bonn und Köln und gemeinsam mit Sulpiz Boisserée, dem kölnischen Kunstkenner und -sammler, dessen folgenreiche Bekanntschaft Goethe ihm verdankte, den Appollinarisberg bei Remagen am Rhein gekauft. Immer wieder aber sah er sich durch die Pflicht, die fremder Wille ihm auferlegte, im französischen Dienst festgehalten. Er ist Gesandtschaftssekretär in London und Neapel, Abteilungsvorstand im Ministerium des Auswärtigen, Gesandter in Hamburg und Toskana, Minister des Auswärtigen, Gesandter in der Schweiz und wieder in Hamburg, Ministre de famille bei Napoleons Bruder, dem König Jérôme von Westfalen in Kassel, Resident in den türkischen Donauprovinzen, Generalkonsul in Jassy, stellvertretender Außenminister zu Paris, französischer Bevollmächtigter beim deutschen Bundestag zu Frankfurt und Gesandter in Dresden gewesen. 1832 ist er in den Ruhestand getreten, 1837 in Paris als Pair von Frankreich gestorben. Eines der letzten Bücher, die der ehemalige Stiftler gelesen hat, war Das Leben Jesu von David Friedrich Strauß.
In Hamburg hatte Reinhard sich mit Christine Reimarus 1796 verheiratet, die ihm einen Sohn und eine Tochter schenkte und 1815 einem langwierigen Nervenleiden erlag. Für den Sohn, der in den französischen Staatsdienst eintrat, machte er ein 1821 in der Normandie erworbenes Gut zum Majorat. Als aber die Tochter 1825 gegen seinen Willen ihre Verheiratung mit einem thüringischen Edelmann durchsetzte, „bestrafte" er sie dadurch, daß er als Zweiundsechzigjähriger ihre junge Gesellschafterin Virginie Freiin von Wimpffen heiratete, die ihm den Lebensabend erhellt und ihn ein halbes Jahrhundert überlebt hat.

An Zelter

[Karlsbad, 27. Juli 1807] Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennengelernt, unter welchen der französische Resident Reinhard, der zuletzt in Jassy gestanden und dessen Schicksale Ihnen gewiß im ganzen bekannt sind, wohl den ersten Platz einnimmt. Übrigens lebe ich denn doch sehr einsam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Übeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn jemand sich über das beklagt,

was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Karriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen.

Sagen Sie mir, mein Lieber, wie es mit Ihnen geworden ist. Ich habe tausendmal an Sie gedacht und an das, was Sie als Privatmann geleistet haben, ohne von seiten der Reichen und Mächtigen unterstützt oder sonderlich aufgemuntert zu werden. Vielleicht ist das, was wir bei der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den Einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Rechte zu tun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Teilnahme daran bewiesen hätte.

Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Säkulum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich nun alle Wochen einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige, nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben! Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck oder gestochen dergleichen findet. Auch Kanons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie sollen immer in unserer Mitte sein, geistig, und herzlich willkommen, wenn Sie persönlich erscheinen möchten.

An Adam Heinrich Müller

[geboren 1779 zu Berlin, 1805 zum Katholizismus übergetreten, 1829 als Beamter der Haus-, Hof- und Staatskanzlei zu Wien ge-

storben. Müller hatte seine „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" (1806) an Goethe schicken lassen und selber ihm des jungen Heinrich von Kleists „Amphitryon" und „Der zerbrochene Krug" gesandt.]

[Karlsbad, 28. August 1807] Indem ich Ihnen, mein wertester Herr Müller, Ihre Vorlesungen zurückschicke, möchte ich diese Hefte gern mit etwas Freundlichem und etwas Bedeutendem begleiten. Das erste wird mir leicht, das zweite im gegenwärtigen Augenblick schwer; doch können Sie ja selbst wissen, was ich Ihnen auf beide Weise zu sagen hätte. Der Schauspieler fühlt nicht lebhafter, daß er eines wohlwollenden Zuschauers bedarf, als wenn er eben abtreten will, der Dichter, wenn das Stück zu Ende geht; und so will ich gern bekennen, daß es mich sehr freut, an Ihnen einen wohlwollend Teilnehmenden zu wissen und zu hinterlassen. Die Welt tut ihr möglichstes, uns gegen Lob und Tadel gleichgültig zu machen, aber es gelingt ihr denn doch nicht, und wir kehren, wenn wir günstige und zugleich im ganzen mit unsern Überzeugungen zusammentreffende Urteile vernehmen, immer gar zu gern aus unserer Resignation zum Genuß zurück ...

„Der zerbrochene Krug" hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf. Nur schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin, wie er es denn selbst in dieser stationären Prozeßform auf das wunderbarste manifestiert hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein.

Das Manuskript will ich mit nach Weimar nehmen, in Hoffnung Ihrer Erlaubnis, und sehen, ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sei. Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler, und auf diese Rolle kommt es vorzüglich an. Die andern sind eher zu besetzen ...

An Cotta

[Weimar, 7. Oktober 1807] Sie erhalten, mein wertester Herr Cotta, das am 19. September aufgeführte Vorspiel [zur Wieder-

eröffnung des Theaters] für das Morgenblatt, mit einer Nachschrift, welche ich hinterdrein abzudrucken bitte.

Indem ich Ihnen nun von der ästhetischen Seite, was wir haben und hervorbringen, gerne mitteile, auch sonst von andern öffentlichen Dingen einiges nachkommen soll, so muß ich nochmals ausdrücklich bitten, das, was unsre politische Existenz betrifft und nicht von mir kommt, abzuweisen.

Wir sind niemals politisch bedeutend gewesen. Unsre ganze Bedeutung bestand in einer gegen unsre Kräfte disproportionierten Beförderung der Künste und Wissenschaften. Von andern Seiten sind wir jetzt so wenig und weniger als sonst. Solange also der Zustand von ganz Deutschland sich nicht näher entscheidet, haben alle, besonders die kleinen Staaten, Ursache zu wünschen, daß man sie ignoriere; und absurde Nachrichten, welche die Unruhe besoldeter Nouvellenschreiber, der Müßiggang und der böse Wille erfindet und verbreitet, wenigstens von solchen Anstalten nicht aufgenommen werden, mit denen man in guten Verhältnissen steht, und welche zu befördern man selbst geneigt ist. Verzeihen Sie, daß ich dieses Punktes wieder erwähne. Es ist aber eine jetzt mehr als jemals bedeutende Sache ...

An Frau von Türckheim geb. Schönemann

[Nicht lange nach ihrer Verheiratung mit dem Straßburger Bankier Türckheim hatte Goethe auf der Reise nach der Schweiz 1779 die einstige Braut besucht, über deren Haus die neunziger Jahre schwere Schicksalsschläge hereinbrechen ließen. Ihr Gatte, ehemals Maire von Straßburg, lebte mit den Seinen seit Januar 1793 als Verbannter in einem lothringischen Dorfe — gleichwohl will ihn im Juli 1794 das Comité du salut public vor das Blutgericht stellen. Rechtzeitig gewarnt flüchtet er als Holzfäller verkleidet auf deutsches Gebiet. Nach drei Tagen folgt ihm seine Frau als Bäuerin mit den Kindern. „Nur das einzige", schreibt sie ihrem Bruder nach Frankfurt, „laß mich erwähnen, daß ich nach fünfzehnstündiger Wanderung, meinen Heinrich auf dem Rücken, Wilhelm an der Hand und die andern mir zu Seite, glücklich durch alle französischen Vorposten, und nun hier in Kaiserslautern angelangt bin." Die Hoheit dieser Frau hatte sogar die Zudringlichkeiten der französischen Soldaten in Schranken gehalten. Ein Jahr lang lebte die Familie jetzt in Erlangen. Von dort schreibt

Frau von Türckheim: „Ich will nicht klagen, still und mutig will ich jedem Ereignis entgegensehen und vertrauensvoll den Winken meines Vaters folgen, der mich bis daher so glücklich geleitet." Im Juli 1795 wagt sich Türckheim wieder nach Straßburg, um das mögliche für die Erhaltung seines Vermögens zu versuchen. „Er ging durch die Macht der Umstände und den Zuruf der Freundschaft fortgerissen, und Gott wird ihn segnen und schützen. Ich ergebe mich darein mit dem Gedanken, daß der, welcher so rein wie er handelt, nicht von ihm verlassen werden kann." Wider Erwarten konnte Türckheim in Straßburg bleiben und seine Familie nachfolgen. — Schon 1801 hatte Frau von Türckheim sich in Angelegenheiten eines jungen Freundes an Goethe gewandt, der damals freilich nichts als guten Willen zu erzeigen vermocht hatte. Ihr Sohn Wilhelm, derselbe, dem sie auf ihrer Flucht neue Stiefel versprochen, weil er so tapfer mit ihr Schritt gehalten, hatte an dem ereignisreichen 14. Oktober 1806, als französischer Offizier in Weimar einreitend, den berühmten Jugendfreund der Mutter begrüßt. Jetzt hatte diese einem andern ihrer Söhne eine freundliche Aufnahme in Goethes Hause erbeten.

[Weimar, 14. Dezember 1807] Ihr lieber Brief, verehrte Freundin, kam zu spät, Ihr Herr Sohn schickte mir ihn von Dresden. Er war bei mir gewesen, ohne daß ich's wußte, er sei es. Ich verwechselte die beiden Familien ähnlichen Namens, und hielt ihn von der andern. Aber auch so, als mir ganz fremd, hat er mir sehr wohlgefallen, das zweitemal kam ein Regenguß gelegen, der ihn lange bei mir festhielt. Ich machte mir Vorwürfe, ihn nicht bei Tische behalten zu haben, da es eben an der Zeit war, denn ich empfand eine wahrhafte Neigung zu ihm. Mit Ungeduld erwarte ich den andern Angekündigten schon lange vergebens, ich wünsche bei diesem nachzuholen, was ich bei dem ersten versäumte.

Zum Schluß erlauben Sie mir zu sagen, daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle. Leben Sie wohl und ruhig nach so vielen äußern Leiden und Prüfungen, die zu uns später gelangt sind und bei denen ich oft Ursache habe, an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken. Nochmals ein Lebewohl mit der Bitte, meiner zu gedenken. Ihr ewig verbundener Goethe.

An Minna Herzlieb

[die damals achtzehnjährige überaus anmutige Pflegetochter des Buchhändlers Frommann zu Jena, die, unter Goethes Augen herangewachsen, die Huldigungen des „lieben, alten Herrn" harmlos hinnahm. Während Minna alsbald für einige Jahre Jena verließ, ward Goethe rasch seines Herzens wieder Herr, indem er ihr liebes Bild in der Ottilie der „Wahlverwandschaften" nachschuf.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,
sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
war leider unbelohnt und gar zu traurig,
ein Herzensweh, ein ewiger Karfreitag;

doch stets erscheine, fort und fort, die frohe,
süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
der Herrin Ankunft mir, ein ewger Maitag.

An Fritz Jacobi

[der nicht mehr in Düsseldorf, sondern seit 1807 als Präsident der Akademie der Wissenschaften in München lebte. — Zacharias Werner, 1768 zu Königsberg geboren, hielt sich von Anfang Dezember 1807 bis Ende März 1808 in Weimar und Jena auf, wo er mit Erfolg sich auch an Goethe heranmachte. Von seinen „Schicksalstragödien" waren damals schon erschienen „Die Söhne des Tales", „Das Kreuz an der Ostsee" und „Martin Luther". „Wanda" legte er als Manuskript vor mit der Wirkung, daß Goethe das Stück mit Erfolg aufführen ließ. Goethe, von Werner angeregt, sich in der Form des Sonettes zu versuchen, regte Werner zu der Tragödie „Der Vierundzwanzigste Februar" an, die 1810 an diesem Tage in Weimar aufgeführt wurde. Im gleichen Jahr trat Werner zum Katholizismus über, 1814 wurde er Priester in Wien. Nicht dieser Schritte wegen, sondern wegen der

Wirkung, die die durch sie zum Ausdruck kommende innere Verfassung auf seine dichterische Entwicklung hatte, lehnte Goethe ihn seitdem immer entschiedener ab. Er starb 1823.]

[Weimar, 11. Januar 1808] Ich habe von Dir, mein lieber Freund, diese Zeit her so mancherlei Gutes erhalten, daß ich Dir schon lange dafür hätte danken sollen. Seit ein paar Monaten aber ist meine Kommunikation nach außen ganz unterbrochen. Ich habe mich in allerlei Arbeiten versenkt, viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden gelebt; besonders hat Werner, der Sohn des Tals, den Du ja auch kennst, uns durch sein Wesen sowie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höheren Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen.

Karl von Holtei erzählt:

[1808] Goethe ließ ein Wernersches Stück, ich dächte Wanda wär es gewesen, aufführen. Am Tag der Darstellung waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzu großen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und sie, wie er es oft in ähnlichen Fällen tat, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die, gastfrei und gefällig, dergleichen Schicksale über sich ergehen lassen mußte ...

Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolg die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt, zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirtin schon des Tags zuvor gegessen; in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer

Tafel? Das geht nicht!" Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der Wanda auf den Kopf.

Der Schauspieler Genast erzählt:

[1808] „Der zerbrochene Krug" von Kleist folgte am 2. März ... Bei der Aufführung dieses Stückes ereignete sich ein Vorfall, der in dem kleinen weimarischen Hoftheater noch nie dagewesen und als etwas Unerhörtes bezeichnet werden konnte: ein herzoglicher Beamter hatte die Frechheit, das Stück auszupfeifen. Karl August, der seinen Platz auf dem sogenannten bürgerlichen Balkon hatte, bog sich über die Brüstung heraus und rief: „Wo ist der freche Mensch, der sich unterfteht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest!" Dies geschah, und jener wurde drei Tage auf die Hauptwache gesetzt. — Den andern Tag soll Goethe gegen Riemer, der es mir mitteilte, bemerkt haben: „Der Mensch hat gar nicht so unrecht gehabt; ich wär auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstandes wegen hätte er eben warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerraumes war."

An Fritz Jacobi

[Weimar, 7. März 1808] Da es zwischen Freunden doch manche Differenz geben kann, so ist es höchst erquicklich, sich einmal zusammen ganz unbedingt an einer und derselben Sache zu freuen. Dieser Fall tritt ein, indem das Geschenk vor mir liegt, das mir durch Deine Hand zukommt. [Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen, in lithographischer Manier gearbeitet. München 1808.] Die W. K. F. [Weimarer Kunst-Freunde] werden sogleich in unserer Literaturzeitung ihren Jubel darüber vernehmen lassen, und ich sage deswegen gegenwärtig nichts weiter als Dir und Herrn von Aretin den besten Dank. Man hätte mir so viel Dukaten schenken können, als nötig sind die Platten zuzudecken, und das Geld hätte mir nicht so viel Vergnügen gemacht als diese Werke: denn ich hätte es doch ausgeben müssen, und es wäre mir dabei vielleicht nicht so wohl geworden, als bei Betrachtung des unschätzbaren Nachlasses.

Die wunderlichen beigefügten Hefte machen die Brust freilich nicht so frei. Wenn ich mich über Rottmanns Kontrovers befragte, so fand ich bei mir, daß ich doch auch geneigter bin, von den sogenannten dunklen Jahrhunderten besser zu denken als Du. In meines Vaters Hause,

sage ich mir, sind viel Appartementer, und der dunkle Keller unten gehört so gut zum Palast als der Altan auf dem Dache. Da ich jetzt meine Kollektaneen zur Geschichte der Farbenlehre einigermaßen redigiere und ordne, so muß ich in die Geschichte der Kunst, der Wissenschaft, der Welt überhaupt eingehen. Und da kommt mir denn doch vor, daß immer noch in denen Zeiten, die uns stumm und dumm scheinen, ein lauter Chorgesang der Menschheit erscholl, dem die Götter gern zuhören durften. Und für mich ist es immer ein herrlicher Anblick, in das dunkle, tiefe, energische Wirken hineinzuschauen. Wie schön nehmen sich alsdann die einzelnen Völker und Geschlechter aus, die das heilige Flämmchen des Bewußtseins bewahren und fortpflanzen! wie vortrefflich diejenigen Menschen, in denen die Flamme wieder einmal aufschlägt ...

Werner ist nun schon drei Monate bei uns. Wir haben alles getan, um seine Wanda geltend zu machen. Es ist ein vorzügliches Talent. Daß er dem modernen Christenwesen anhängt, ist seinem Geburtsorte [der fromme Königsberger J. G. Hamann, „der Magus des Nordens", hatte durch seine mystischen Schriften eine starke antirationalistische Wirkung], seinem Bildungskreise und seiner Zeit gemäß. Daß die deutsche Dichtkunst diese Richtung nahm, war unaufhaltsam; und wenn etwas daran zu tadeln ist, so tragen die Philosophen auch ein Teil der Schuld. Die gemeinen Stoffe, die das Talent gewöhnlich ergreift, um sie zu behandeln, waren erschöpft und verächtlich gemacht. Schiller hatte sich noch an das Edle gehalten, um ihn zu überbieten, mußte man nach dem Heiligen greifen, das in der ideellen Philosophie gleich bei der Hand lag.

Bei den Alten in ihrer besten Zeit entsprang das Heilige aus dem sinnlich faßlichen Schönen: Zeus wurde erst durch das olympische Bild vollendet. Das Moderne ruht auf dem sittlich Schönen, dem, wenn man will, das Sinnliche entgegensteht; und ich verarge Dir's gar nicht, wenn Du das Verkoppeln und Verkuppeln des Heiligen mit dem Schönen oder vielmehr Angenehmen und Reizenden nicht vertragen magst. Denn es entsteht daraus, wie uns die Wernerschen Sachen selbst den Beweis geben, eine lüsterne Redouten- und Halbbordellwirtschaft, die nach und nach noch schlimmer werden wird.

Ebenso folgerecht wie das Vorhergehende ist auch die Sucht, daß ein Mann von Talent nicht allein sein Werk bewundert, sondern auch seine

Person geliebt und verehrt haben will, und sich deshalb zu einer Art von Lehrer und Propheten aufwirft. Doch kann ich ihnen auch das keineswegs verargen. Der Schauspieler, Musikus, Maler, Dichter, ja der Gelehrte selbst erscheinen mit ihrem wunderlichen, halbideellen, halbsinnlichen Wesen jener ganzen Masse der aus dem Reellen entsprungenen und an das Reelle gebundenen Weltmenschen wie eine Art von Narren, wo nicht gar wie Halbverbrecher, wie Menschen, die an einer Levis notae macula [an einem kleinen Makel] laborieren. Sollen denn also unter dieser desavantagierten [benachteiligten] Kaste nicht auch gescheute Leute entstehen, die begreifen, daß gar kein Weg ist, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, als sich zum Brahminen, wo nicht gar zum Brahma aufzuwerfen?

Riemer erzählt:

[9. März 1808] Nach Tische die Steindrücke der Albrecht Dürerschen Federzeichnungen besehen. Goethe sagte schon neulich, daß er sich ärgern würde, wenn er gestorben wäre, ohne sie gesehen zu haben.

Charlotte von Stein erzählt:

Beim Goethe ist Zacharias Werner beliebt; er hatte zuerst in Jena seine Bekanntschaft gemacht. Sie waren einmal zusammen beim Knebel, die Frau schenkte Tee ein, der Kleine spielte mit Steinen, und Werner war in höchster Deklamation. Auf einmal sagt der Bube: „Der Mensch ist ja verrückt!" Knebel fährt auf: „Halt's Maul, Bube!" Die Mutter wurde verlegen. Goethe wollte sich totlachen. „Laßt ihn gehen!" sagte er, „der Junge hat eine halbe Welt in sich."

An H. K. A. Eichstädt

[geboren 1772, Professor der Alten Sprachen und Oberbibliothekar zu Jena, hatte 1803, als der Professor Schütz, von zehntausend preußischen Talern verlockt, mit der Allgemeinen Literaturzeitung nach Halle abwanderte, die Redaktion der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung übernommen, die auf Goethes Betreiben gegründet worden war, um der Universität ein kritisches Organ zu erhalten. An den ersten Jahrgängen hatte Goethe sich stark beteiligt. — Ferdinand Delbrück, 1772 geboren, war Kollaborator am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und ein eifriger Mitarbeiter an der Jenaischen Allgemeinen Literatur Zeitung. — Adam Müller gab um diese Zeit zusammen mit Heinrich von Kleist in Dresden die Monatsschrift

„Phöbus" heraus. (Phoibos Apollo, der antike Sonnengott, der täglich seinen Wagen mit feurigen Rossen über den Himmel lenkte.)]

[Weimar, den 1. Februar 1808] Indem ich Ew. Wohlgeboren den Delbrückischen Brief zurücksende, danke ich für die gefällige Vorsorge, die Sie wegen Rezension meiner Werke hegen wollen. Was mich betrifft, so habe ich die Arbeiten dergestalt von meinem Herzen abgelöst, daß ich sie gern der Welt und Nachwelt zu beliebiger Lust und Unlust überlasse, ohne weiter daran oder darüber zu denken. Delbrücks Äußerungen sind mir sehr schätzbar. Adam Müller wird wohl den ganzen Vorrat seiner Tätigkeit brauchen, um die Sonnenpferde zu füttern. Und überhaupt dünkt mich, zusammengedruckte Werke eines Autors wird niemand leicht gut rezensieren, als wer sich mit den einzelnen früher schon befreundet hat, versteht sich von Zeitgenossen: denn die Zukünftigen, die alles schon fertig und zusammengebunden antreffen, haben wieder eine eigne Art von Ansichten . . .

An Heinrich von Kleist

[der 1802 in Weimar mit Schiller und Goethe bekannt geworden war].

[Weimar, 1. Februar 1808] Ew. Hochwohlgeboren bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phöbus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen . . .

An Goethe von Bettina Brentano

[Bettina Brentano, später die Gattin Ludwig Achims von Arnim, geboren 1785 als Tochter des aus Italien stammenden, ältlichen Frankfurter Kaufmanns Brentano und seiner jung verstorbenen Frau Maximiliane geb. Laroche, deren Schönheit auf Goethe einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, als er ihr auf seiner Flucht aus Wetzlar im Hause ihrer Mutter in Ehrenbreitstein zuerst begegnet war. Bettina, die sich an Goethes Mutter kindlich angeschlossen, war im Frühjahr 1807 in Weimar gewesen und hatte dort eine leidenschaftliche schwärmerische Liebe zu Goethe gefaßt, die dieser sich freundlich gefallen ließ.]

[Frankfurt, 17. November 1807] Lieber Goethe, halte meine wunderlichen Gedanken dem wunderlichen Platz zugut, wo ich mich befinde; ich bin in der Karmeliterkirche, in einem verborgenen Winkel hinter einem großen Pfeiler; da geh ich alle Tage her in der Mittagstunde, da scheint die Herbstsonne durchs Kirchenfenster und malt den Schatten der Weinblätter hier auf die Erde und an die weiße Wand, da seh ich, wie der Wind die bewegt und wie eins nach dem andern abfällt; hier ist tiefe Einsamkeit, und die Menschen, die ich hier zur ungewöhnlichen Stunde treffe, die sind gewiß da, um an ihre Toten zu denken, die hier begraben sein mögen. Hier am Eingang ist die Gruft, wo Vater und Mutter begraben liegen und sieben Geschwister; da steht ein Sarg über dem andern. Ich weiß nicht, was mich in diese große düstere Kirche lockt; für die Toten beten? — soll ich sagen: „Lieber Gott im Himmel, heb doch diese Verstorbenen zu dir in den Himmel?" — Die Liebe ist ein flüssig Element, sie löst Seele und Geist in sich auf, und das ist Seligkeit. — Wenn ich hier in die Kirche gehe, an der Gruft vorbei, die meine Eltern und Geschwister deckt, da falte ich die Hände, und das ist mein ganzes Gebet . . .

Der Mutter erinnere ich mich auch noch, ihrer großen Schönheit; sie war so fein und doch so erhaben, und glich nicht den gewöhnlichen Gesichtern; Du sagtest von ihr, sie sei für die Engel geschaffen, die sollten mit ihr spielen. Deine Mutter hat mir erzählt, wie Du sie zum letztenmal gesehen, daß Du die Hände zusammenschlugst über ihre Schönheit, das war ein Jahr vor ihrem Tod; da lag der General Brentano in unserem Haus an schweren Wunden; die Mutter pflegte ihn, und er hatte sie so lieb, daß sie ihn nicht verlassen durfte. Sie

spielte Schach mit ihm, er sagte: matt! und sank zurück ins Bett; sie ließ mich holen, weil er nach den Kindern verlangt hatte, — ich trat mit ihr ans Bett, — da lag er blaß und still; die Mutter rief ihm: Mein General! Da öffnete er die Augen, reichte ihr lächelnd die Hand
und sagte: Meine Königin! — und so war er gestorben.
Ich seh die Mutter noch wie im Traum, daß sie vor dem Bett steht und die Hand dieses erblaßten Helden festhält und ihre Tränen leise aus den großen schwarzen Augen über ihr stilles Antlitz rollen. Damals hast Du sie zum letztenmal gesehen, und Du sagtest voraus, daß Du sie nicht wiedersehen würdest. Deine Mutter hat mir's erzählt, wie Du tiefbewegt über sie warst. Wie ich Dich zum erstenmal sah, da sagtest Du: Du gleichst Deinem Vater, aber der Mutter gleichst Du auch, und dabei hast Du mich ans Herz gedrückt und warst tief gerührt, und das war doch lange Jahre nachher. Adieu.
[5. März 1808] Hier in Frankfurt ist es naß, kalt, verrucht, abscheulich; kein guter Christ bleibt gerne hier; — wenn die Mutter nicht wär, der Winter wär unerträglich, so ganz ohne Haltnis, — nur ewig schmelzender Schnee! — Ich habe jetzt einen Nebenbuhler bei ihr, ein Eichhörnchen, was ein schöner französischer Soldat als Einquartierung hier ließ, von dem läßt sie sich alles gefallen, sie nennt es Hänschen, und Hänschen darf Tische und Stühle zernagen, ja es hat selbst schon gewagt, sich auf ihre Staatshaube zu setzen und dort die Blumen und Federn anzubeißen. Vor ein paar Tagen ging ich abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich ans Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte, — ich lauschte und glaubte atmen zu hören; — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen, und fragte, weil ich's gern aufs Eichhörnchen geschoben hätte: Hänschen bist du es? Sehr unerwartet und für meinen Mut sehr niederschlagend, antwortet eine sonore Baßstimme aus dem Hintergrund: Hänschen ist's nicht, es ist Hans, und dabei räuspert sich der ubique malus Spiritus. Voll Ehrfurcht wag ich mich nicht von der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Atmen und einmaliges Niesen vernehmen; — da hör ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht volleuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen.

Bist du da? fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille, zu hängen; ja, rufen wir beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt: Frau Rat, werd ich heut abend mit Ihnen einen Speckſalat mit Eierkuchen eſſen? Daraus ſchloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg ſei; denn wer hätte die ſchöne Geſchichte nicht von Deiner Mutter gehört, wie auf der Kaiſerkrönung die jetzige Königin von Preußen damals als junges Prinzeſſinnenkind und ihr Bruder der Frau Rat zuſahen, wie ſie ein ſolches Gericht zu ſpeiſen im Begriff war, und daß dies ihren Appetit ſo reizte, daß ſie es beide verzehrten, ohne ein Blatt zu laſſen. Auch diesmal wurde die Geſchichte mit vielem Genuß vorgetragen und noch manche andre, z. B. wie ſie den Prinzeſſinnen den Genuß verſchaffte, ſich im Hof am Brunnen recht ſatt Waſſer zu pumpen, und die Hofmeiſterin durch alle möglichen Argumente abhält, die Prinzeſſinnen abzurufen, und endlich, da dieſe nicht darauf Rückſicht nimmt, Gewalt braucht und ſie im Zimmer einſchließt. Denn, ſagte die Mutter, ich hätte mir eher den ärgſten Verdruß über den Hals kommen laſſen, als daß man ſie in dem unſchuldigen Vergnügen geſtört hätte, das ihnen nirgendwo gegönnt war, als in meinem Haus; auch haben ſie mir's beim Abſchied geſagt, daß ſie nie vergeſſen würden, wie glücklich und vergnügt ſie bei mir waren. — So könnte ich Dir noch ein paar Bogen voll ſchreiben von allen Rückerinnerungen!

Adieu, lieber Herr! — Die Frau grüß ich, Riemers Sonett kracht wie neue Sohlen; er ſoll meiner Geſchäfte gewärtig ſein und ſeinen Dienſteifer nicht umſonſt gehabt haben ...

An Bettina Brentano

[24. Februar 1808] Sie haben, liebe kleine Freundin, die ſehr grandioſe Manier, uns Ihre Gaben immer recht in Maſſe zu ſenden. So hat mich Ihr letztes Paket gewiſſermaßen erſchreckt. Denn wenn ich nicht recht haushälteriſch mit dem Inhalt [Muſikſtücke] umgehe, ſo erwurgt meine kleine Hauskapelle eher daran als daß ſie Vorteil davon ziehen und uns Freude dadurch machen ſollte. Sie ſehen alſo, meine Beſte, wie man ſich durch Großmut ſelbſt dem Vorwurf ausſetzen könne. Laſſen Sie ſich aber nicht irre machen. Zunächſt ſoll Ihre Geſundheit von der ganzen Geſellſchaft recht ernſtlich getrunken und darauf das

Confirma hoc Deus von Jomelli angestimmt werden, so herzlich und wohlgemeint als nur jemals ein salvum fac Regem.
Und nun gleich wieder eine kleine Bitte, damit wir nicht aus der Übung kommen. Senden Sie mir doch gelegentlich die jüdischen Broschüren. Ich möchte doch sehen, wie sich die modernen Israeliten gegen die neue Städtigkeit gebehrden, in der man sie freilich als wahre Juden und ehemalige kaiserliche Kammerknechte traktiert. Mögen Sie etwas von den christlichen Erziehungsplanen beilegen, so soll auch das unsern Dank vermehren. Ich sage nicht, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, daß ich zu allen gefälligen Gegendiensten bereit sei; doch wenn etwas bei uns einmal reif wird, was Sie freuen könnte, so soll es auch zu Ihnen gelangen. Grüßen Sie Arnim vielmals und sagen ihm, er möchte mir doch auch einmal wieder schreiben.
[Frau Rat hatte ihrem Sohn berichtet: „das Volck Israhel zu deutsch die Juden sind an ihrem Messias etwas irre geworden, Unser gnädigster Fürst Primas erlaubte ihnen zum Anfang Seiner Regirung die Spatzirgänge vor den Thoren mit Christen gemeinschaftlich zu gebrauchen — da bildeten sie sich nun ein das es immer weiter gehen würde und sie sahen die Thore des neuen Jerusalems sich öffnen — aber da kam bey Varrentrapp und Wenner etwas gedrucktes heraus das dem neuen Jerusalem gar nicht ähnlete und sie stutzig machte — Neue Stättigkeit und Schutz-Ordnung der Franckfurther Judenschaft — ein wahres Meisterstück in seiner Art.“]
[Weimar, 3. April 1808] Die Dokumente philanthropischer Christen- und Judenschaft sind glücklich angekommen, und Ihnen soll dafür, liebe kleine Freundin, der beste Dank werden. Es ist recht wunderlich, daß man eben zur Zeit, da so viele Menschen totgeschlagen werden, die übrigen aufs beste und zierlichste auszuputzen sucht. Fahren Sie fort, mir von diesen heilsamen Anstalten, als Beschützerin derselben, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben. Dem braunschweigischen Judenheiland [Israel Jacobson, Begründer der Jacobsonschule zu Seesen] ziemt es wohl, sein Volk anzusehen, wie es sein und werden sollte; dem Fürsten Primas ist aber auch nicht zu verdenken, daß er dies Geschlecht behandelt, wie es ist, und wie es noch eine Weile bleiben wird. Machen Sie mir doch eine Schilderung von Herrn Molitor [Vorsteher des Frankfurter Philanthropins zur Hebung der Judenschaft]. Wenn der Mann so vernünftig wirkt, als er schreibt, so muß er viel Gutes erschaffen.

Ihrem eigenen philantropischen Erziehungswesen aber wird Überbringer dieses, der schwarzaugige und braunlockige Jüngling [sein Sohn August, der die Heidelberger Universität bezog] empfohlen. Lassen Sie seine väterliche Stadt auch ihm zur Vaterstadt werden, so daß er glaube, sich mitten unter den Seinen zu befinden. Stellen Sie ihn Ihren lieben Geschwistern und Verwandten vor und gedenken Sie mein, wenn Sie ihn freundlich aufnehmen.

[Anfangs Mai 1808] Da sich nun der durchreisende Passagier entfernt hat, so ist es billig, daß der Vater Ihnen den besten Dank sage für all das Freundliche und Gute, was Sie ihm erzeigt haben. Ich hoffe, er wird Ihnen bis zu Ende wert geblieben sein.

Möchten Sie denn nun auch, meine liebe kleine Freundin, gelegentlich meinen Dank, meine Verehrung unserm vortrefflichen Fürsten Primas ausdrücken, daß er meinen Sohn so über alle Erwartung geehrt und der braven Großmutter ein so einziges Fest gegeben. Ich wollte wohl selbst dafür danken; aber ich bin überzeugt, Sie werden das, was ich zu sagen habe, viel artiger und anmutiger, wenn auch nicht herzlicher vortragen.

J. D. Falk erzählt:

Am zweiten Osterfeiertage 1808 war ich mit Goethe in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft zusammen gewesen. So ist es ihm eben recht. Auch tat er seinem Humor keinen Zwang an ...

Als ich noch jung war, sagte er, hab ich mir freilich von verständigen Männern sagen lassen, es arbeite oft ein ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen großen Maler oder Dichter hervorzubringen, aber das ist lange her. Jetzt geht das alles viel leichter vonstatten. Unsre jungen Leute wissen das besser einzurichten und springen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Lust ist. Sie arbeiten sich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich sein sollte, sondern sie wollen das ganze Zeitalter in sich hineinarbeiten, und wenn ihnen das nicht nach Wunsche glückt, so werden sie über die Maßen verdrießlich und schelten die Gemeinheit des Publikums, dem in seiner gänzlichen Unschuld eigentlich alles recht ist. Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre schätzen. Dieser versicherte mir in vollem Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so

wolle er künftighin so wenig wie möglich lesen, dagegen aber in gesellschaftlichen Kreisen seine Weltansichten selbständig zu entwickeln suchen, ohne sich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu lassen. Das ist ein prächtiger Anfang! Wenn jeder nur erst wieder von Null ausgeht, da müssen die Fortschritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden.

An Christiane

[Karlsbad, 29. Mai 1808] Dein lieber frühzeitiger Brief hat mich sehr gefreut, es war der erste, den ich hier erhielt. Nun wird auch, was ich durch den Kutscher sendete, wohl angekommen sein. Dem Eger Wasser wünsche gute Wirkung.

Der Frühling ist auch hier außerordentlich schön, alles blüht und grünt neu auf zwischen den alten Felsen und Fichtenwäldern. Ich kann diesmal die Gegend besser genießen, ich befinde mich sehr wohl und besteige die Berge wie vor alters.

Noch ist es sehr einsam hier. Außer den bekannten Karlsbader Einwohnern habe ich fast mit niemand gesprochen; dagegen bin ich viele Stunden des Tags unter freiem Himmel, teils mit Riemer, teils allein, und lasse mir wohl sein.

Da hab ich denn Zeit, allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnre, die Du an mir tust und mir das Leben so bequem machst, daß ich nach meiner Weise leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für Dich und den guten August sorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was Du von Heidelberg gehört hast, mag für den Anfang recht gut sein; wenn er nur nicht des Guten zu viel tut und zunächst müde wird. Doch das wird sich alles geben und eins aus dem andern entwickeln.

An den Sohn

[Karlsbad, 3. Juni 1808] Deinen Brief vom 23. Mai überreichte mir der Postsekretär heute früh, als ich nach dem Brunnen ging. Er war mir um so angenehmer, als ich wirklich seit einigen Tagen briefdurstig bin: denn außer einem lakonischen Blatt von der Mutter und einem Leipziger Brief von Cotta habe ich die ganze Zeit meines Hierseins von Freunden nichts weiter vernommen. Seit dem 15. vorigen Monats sind wir hier. Ich befinde mich sehr wohl, besser als seit langer Zeit, und besteige die Berge wie ehedem. Der größte Teil der Wege

und Promenaden ist schon durchgemacht, sogar habe ich den Drei-Kreuzberg erstiegen.

Du kannst Dir denken, daß der Frühling in Karlsbad besondre Reize haben muß, vorzüglich der diesjährige bei so gar schönem Wetter. Die blühenden Bäume und das junge Gelbgrün zwischen und vor den alten grauen Felsen, den finstern Fichtenwäldern, machten sich sehr gut. Nun aber ist alles abgeblüht und alles macht schon eine ernsthaftere Sommermiene ...

Wir leben nach unserer alten Weise still und fleißig, in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, besonders auch was den Wein anbetrifft; wobei mir denn lieb ist, aus Deinem Briefe zu sehen, daß Du Dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in acht nimmst, das mehr als man glaubt, einem besonnenen heitern und tätigen Leben entgegenwirkt.

Ebenso lobe ich, daß Du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beim Studieren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst; so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung, alles abzuschütteln.

Daß auch Deine Studien einen historischen Gang nehmen, ist mir sehr angenehm. Zu erfahren, wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verlorengegangen, was geblieben, was fortwirkt, ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf diese Weise zu ergreifen, antizipiert das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das Allgemeine gibt sich auf diesem Wege von selbst: denn in dem irdischen Kreise ist denn doch alles wiederkehrend.

Daß Du Deiner eignen Natur nach auf diesem Wege bleiben wirst, ist mir sehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß Du Dich auf die philosophischen und religiösen Fratzen einlassen möchtest, welche jetzt in Deutschland sogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen. Lebe besonnen und vergnügt auf dem Segmente der Erdkugel, wo Dich Dein gutes Geschick hinführt. An Spiralen und noch wunderlicheren Linien ist ohnehin kein Mangel.

Auch ohne mein Ermahnen wirst Du fortfahren, in der Gegend Entdeckungswanderungen zu machen. Die guten akademischen Jahre auch

in einer herrlichen Gegend und merkwürdiger Nachbarschaft zuzubringen, ist ein Glück, das ich nicht genossen habe, da ich drei Jahre in dem steinernen, auf der Fläche wo nicht im Sumpf, doch am Sumpfe liegenden Leipzig zubrachte.

An Christiane

[Karlsbad, 15. Juni 1808] Daß ich hier in Gesellschaft der alten Augelchen ein stilles Leben führe, dagegen hast Du wohl nichts einzuwenden, auf alle Fälle wirst Du Dich zu entschädigen wissen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte. Recht schön wäre es aber, wenn wir uns entschlössen, auf den Herbst eine kleine Reise zusammen zu machen ...

Augustens Briefe machen mir viel Freude. Es ist freilich was eignes, so allein in der Welt zu stehen und alles baar bezahlen zu müssen, da man zu Hause so viele Hinterhalte und Ausflüchte hat. Er mag sich noch ein wenig hinhelfen, damit er sieht, was das Geld wert ist; dann kann man ihm ja wohl mit etwas Außerordentlichem beispringen.

Übrigens werden wir beide selbst recht wohl tun, wenn wir wieder zusammenkommen, daß wir unsre Finanzplane, die seit dem 14. Oktober noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten, gemeinschaftlich bedenken und aufs neue einrichten.

Das Theater betreffend wirst Du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemerken, damit mir nichts fremd sei, wenn wir wieder zusammenkommen. Grüße sie sämtlich. Die musikalischen Übungen halte ja zusammen. Es ist diese Unterhaltung mehr wert als man denkt, wenn man sie haben kann.

An Zelter

[Karlsbad, 22. Juni 1808] Von hier wüßte ich nun weiter nichts zu schreiben, als daß ich mich recht wohl befinde und auch fleißig bin, wie es gehen will. Lesen Sie doch ja Friedrich Schlegel: Über die Sprache und Weisheit der Indier, und bewundern, wie er ein ganz krudes christ-katholisches Glaubensbekenntnis mit den herrlichsten Ansichten über Welt-, Menschen- und Kulturgeschichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieses Büchlein also auch für eine Deklamation seines Übertritts zur alleinseligmachenden Kirche ansehen. Alles dieses hocuspocus, es mag nun wirken, wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die echte Sinnesart ist zu weit verbreitet, und kann nicht

mehr untergehen, sie mag sich auch durch Individualitäten so viel modifizieren als sie will.

Das Exemplar meiner letzten acht Bände ist wohl noch nicht bei Ihnen angekommen. Auch bei seinem etwas späteren Erscheinen werden sie Ihnen hoffentlich willkommen sein. Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freilich wunderlich und inkohärent [zusammenhanglos] genug nebeneinander aus; deswegen die Rezensenten in einer gar eigenen Verlegenheit sind, wenn sie mit gutem oder bösem Willen das Zusammengedruckte als ein Zusammengehöriges betrachten wollen. Der freundschaftliche Sinn weiß diese Bruchstücke am besten zu beleben ...

An C. F. von Reinhard

[Karlsbad, 22. Juni 1808] Nachdem wir gestern den längsten Tag gefeiert haben, so will ich auf der andern Seite des Jahres nicht hinabsteigen, ohne Ihnen, verehrter Freund, für zwei Briefe zu danken, deren ersten ich noch in Weimar, den zweiten aber hier erhielt. Jenen hatte Herr Schlegel in Frankfurt auf die Post gegeben und begrüßte mich nachher auf seiner Durchreise in Weimar persönlich.

Die Rezension meiner ersten vier Bände hatte ich kurz vorher gelesen, das erste, was mir seit langer Zeit von ihm zu Gesicht gekommen war. Sie hatte mir viel Vergnügen gemacht: denn ob ich gleich selbst am besten wissen muß, wo in meinem Stall die Zäume hängen, so ist es doch immer sehr interessant, sich mit einem verständigen und einsichtsvollen Manne über sich selbst zu unterhalten, und ein scharfsichtiger Fremder, der in ein Haus tritt, bemerkt oft gleich, was der Hausherr aus Nachsicht, Gewohnheit oder Gutmütigkeit übersieht oder ignoriert. Allein, da ich nachher eine Rezension von Müllers Vorlesungen durchgelesen, Schlegeln selbst gesprochen und sein Büchlein über Sprache und Geist der Indier näher angesehen, so ist meine Zufriedenheit einigermaßen gemindert worden, weil doch aus allem gar zu deutlich hervorgeht, daß die sämtlichen Gegenstände, die er behandelt, eigentlich nur als Vehikel gebraucht werden, um gewisse Gesinnungen nach und nach ins Publikum zu bringen und sich mit einem gewissen ehrenvollen Schein als Apostel einer veralteten Lehre darzustellen.

Ich begriff nun erst die Rezension meiner Arbeiten und sah wohl ein, warum manches so übermäßig ins Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt war; die Absichtlichkeit von jeder Zeile wurde

klar, meine Einsicht aber ward vollkommen, als ich S. 97 des indischen Büchleins den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft hereingeschwärzt sah. Ich werde nun eine Zeitlang, was ich von ihm habhaft werden kann, mit Aufmerksamkeit lesen, um zu sehen, wie ein Mann dieser Art nach und nach immer derber auftritt, ja was sag ich nach und nach! — er hat alles schon so vorbereitet, daß er nächstens in seinem Apostolat vor der Welt, die ohnehin niemals weiß, was sie sieht und was sie will, ganz ungescheut auftreten darf. Man schreibt mir von Wien, daß er dahin kommen werde. Ich wünsche, daß er dort einen zeitlichen Vorteil finden möge. Übrigens ist in den österreichischen Staaten jetzt ein Proselyt wenig geachtet. Die Verstandesgärung, welche Joseph der Zweite hervorbrachte, wirkt immer im stillen fort. Sich dem Protestantismus zu nähern, ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß, wenn man sich auf die protestantisch poetische Weise über die katholische Religion und Mythologie ausdrücken will, man sich lächerlich, ja in gewissem Sinne verhaßt machen kann. Und so gibt es denn, wie bei großen Festen, ein Gedräng an der Kirchtüre, wo die einen hinein und die andern hinaus wollen.

Durchaus ist aber diese Schlegelsche Konversion sehr der Mühe wert, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, sowohl weil sie ein Zeichen der Zeit ist, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird, sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder wenn Sie ein ander Gleichnis wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen recht dunklen Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum so viel Licht, als zum hocus pocus nötig ist, hereinzulassen ...

Was mich betrifft, so treib' ich mein Wesen vor wie nach, nur will der Fleiß bei mir keine rechte Folge haben; auch würde ich vielleicht, wenn nicht einige angefangene Sachen mich drängten, und äußere Veranlassungen mich in Bewegung setzten, bald gar nichts mehr tun. Vielleicht gönnt mir der Himmel in den nächsten Jahren diesen wünschenswerten Zustand. [foramen minimum = ganz kleines Loch.]

Daß die Stanzen der Zueignung meines Faust vorläufig gut gewirkt,

ist mir sehr angenehm zu hören; doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Inneren, versichern, daß diese Strophen schon sehr alt sind und ihre Entstehung keineswegs den Tribulationen der Zeit zu verdanken, mit denen ich mich auf eine lustigere Weise abzufinden pflege. Soviel habe ich überhaupt bei meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publikum nicht immer weiß, wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter dran ist. Ja, ich leugne nicht, daß, weil ich dieses sehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen.

An Bettina Brentano

[die Braut Achims von Arnim, der in Heidelberg, dem Hauptsitz der Romantiker, die „Zeitung für Einsiedler" herausgab].

[Karlsbad, 22. Juni 1808] Ist es wahr, was die verliebten Poeten sagen, daß kein größeres Vergnügen sei, als das Geliebte zu schmücken, so haben Sie, vortreffliche kleine Freundin, das größte Verdienst um mich, indem Sie mir sooft Gelegenheit geben, irgend jemand, dem ich wohl will, mit Ihren Gaben auszuputzen, die so mannigfaltig sind, daß ich wirklich nicht einmal weiß, ob ich Ihnen schon für die chinesischen Früchte gedankt habe, die beinahe in meinem Kreise zu Zankäpfeln geworden wären ...

Ihr freundlicher Brief hat mich hier beizeiten aufgesucht und mich freilich in eine andre Gegend und unter einen andern Himmel versetzt. Auch ich erinnere mich, am Fuße des Johannisbergs schöne Tage gelebt und vortrefflichen Wein getrunken zu haben. Auch ich bin den Rhein hinuntergeschwommen in einem kleinen, lecken Kahn, und so habe ich also ein doppeltes Recht an Ihr Andenken.

Vielleicht ist Arnim bei Ihnen, wenn dieser Brief anlangt. Danken Sie ihm für das Heft, das er mir geschickt hat. Ob ich gleich den Nifelheimischen Himmel nicht liebe, unter welchem sich der Einsiedler gefällt, so weiß ich doch recht gut, daß gewisse Klimaten und Atmosphären nötig sind, damit diese und jene Pflanze, die wir doch auch nicht entbehren mögen, zum Vorschein kommen. So heilen wir uns durch Renntiermoos, das an Orten wächst, wo wir nicht wohnen möchten; und, um ein ehrsames Gleichnis zu brauchen: so sind die Nebel von England

nötig, um den schönen grünen Rasen hervorzubringen. [Niflheim d. i. Nebelwelt, Landschaft der nordischen Mythologie.]

An Christiane

[Karlsbad, 2. Juli 1808] Da ich überzeugt war, daß es Dich freuen würde, einen Brief von mir in Lauchstädt zu finden, so eilte ich, dorthin zu schreiben und danke Dir nun für die baldige Nachricht Deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl und ich wünsche nur auch, daß Du Dich bald völlig wiederherstellst. Wenn ich Dir raten sollte, so machtest Du baldmöglichst eine Partie nach Leipzig, besuchtest Herrn Doktor Kappe [Arzt in Dresden], brächtest viel Empfehlungen von mir und erzähltest ihm Deinen Fall. Er gibt Dir gewiß einen tüchtigen Rat und Du hast alsdann den ganzen schönen Sommer vor Dir, um ihn zu befolgen, anstatt daß Du Dich doch jetzt auf eine wunderliche Weise herumschleppst. Schreibe mir doch gleich Deine Gedanken darüber, oder vielmehr führe es aus, und schreibe mir von Leipzig. Ich habe bisher in kleiner, aber guter Gesellschaft gelebt. Die Zigesarische Familie ist abgegangen. Wir haben viel gute Spenden gehabt. Fräulein Silvie ist gar lieb und gut, wie sie immer war, wir haben viel zusammen spaziert und sind immer bei unsern Partien gut davon gekommen, ob es gleich alle Tage regnete. Das ist das eigne in einem solchen Gebirg, daß in ganz kurzen Entfernungen Regen und gutes Wetter zu gleicher Zeit bestehen kann. Was wirst Du aber sagen, wenn ich Dir erzähle, daß Riemer ein recht hübsches Augelchen gefunden hat und noch dazu eins mit Kutsch und Pferden, das ihn mit spazieren nimmt. Was sich in diesem Kapitel bei Dir ereignen wird, erfahre ich doch wohl auch.

Daß sie in Weimar gegen Frau v. Stasl übels von Dir gesprochen, mußt Du Dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien, und da er sie ihm nicht nehmen kann, so verkleinert er, oder leugnet sie, oder sagt gar das Gegenteil. Genieße also, was Dir das Glück gegönnt hat und was Du Dir erworben hast, und suche Dir's zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andre zu bekümmern.

Von Thibaut [Professor der Rechte in Heidelberg] habe ich einen

Brief, auch von Voß [der Übersetzer Homers lebte seit einigen Jahren in Heidelberg], beide übereinstimmend unter sich und mit dem, was wir von August wissen. Er macht seine Sachen ganz artig, und selbst, daß er nicht viel unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadeln. Die Zeit, die ihm von Studien übrigbleibt, mag er froh und gemütlich zubringen.

Wenn das Theater im ganzen gut geht, bin ich wohl zufrieden; im einzelnen wird es nie an Händeln fehlen. Wäre ich gegenwärtig gewesen, so würde ich mich sehr deutlich darüber erklärt haben, inwiefern eine Schauspielerin auch gegen ihren Mann von mir geschützt werden muß. Halte, was Dich betrifft, nur das Singechor zusammen. Wer weiß, was daraus entstehen kann, wenn wir es einige Jahre fortsetzen. Und manche Unterhaltung verschafft uns diese kleine Anstalt für den Winter. Grüße die sämtlichen Glieder, auch die Elsermann.

[Karlsbad, 7. August 1808] Diese Abendstunden, da man wegen der großen Hitze nur in der Nacht ausgehen mag, will ich anwenden, Dir, mein liebes Herz, einiges zu schreiben; am Tage bin ich sehr fleißig. Bis eilf Uhr wird an dem Farbenwesen diktiert, nachher kommt Kaaz, der Landschaftsmaler, und da geht es an ein Zeichnen und Pinseln, das nach Tische wieder von vorne anfängt, woran ich mich denn sehr ergötze.

Die Schachtel wird nun angekommen sein, auch wirst Du nach Kappes Verordnung nunmehr verfahren, und ich hoffe, es soll besser werden, da denn doch das Übel von keiner Bedeutung zu sein scheint. Wir wollen künftig uns aber nicht so lange mit Unglauben hinschleppen und besonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erst recht kennen lernen, was das für ein trefflicher Mann und Arzt ist. Wenn die gute Laune sich nicht einstellen will, so denke nur, über welche ungeheure Übel wir hinausgekommen sind und wie es uns vor Millionen Menschen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrat v. Stein, seine junge, schöne, liebe Frau ist ihm gestorben, die einzige Tochter sehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden, wie es in der Welt aussieht, da von allen Enden Menschen zusammenkommen. Es ist ein Jammer, nur hinzuhorchen.

Du tust wohl, in Lauchstedt bis zu Ende zu bleiben, und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiterführen. Wenn wir wieder zusammen-

kommen, machst Du mich mit den Ereignissen des Sommers bekannt, und über den Winter wollen wir auch schon hinauskommen. Auf die Musik freue ich mich bei Eberweins Wiederkehr. [Karl Eberwein, 1786 bis 1868, Musiker, durch Goethe Zelters Schüler, Hauskapellmeister bei Goethes musikalischen Veranstaltungen.]

An Frau von Stein

[deren Sohn Fritz seine junge Frau verloren, durch den Krieg seine Stellung eingebüßt und große Mühe hatte, sein Gut zu halten.]
[Karlsbad, 16. August 1808] Der Schluß Ihres Briefes, teuerste Freundin, stach freilich gegen den wohlwollenden Anfang desselben nur allzusehr ab. Mit herzlichem Bedauern vernehm ich den Unfall, der unsern Lieben abermals betrifft. Es ist manchmal, als wenn das, was wir Schicksal nennen, gerade an guten und verständigen Menschen seine Tücken ausübte, da es so viele Narren und Bösewichter ganz bequem hinschlendern läßt. Fromme Leute mögen das auslegen, wie sie wollen und darin eine prüfende Weisheit finden; uns andern kann es nur verdrießlich und ärgerlich sein. Grüßen Sie ihn schönstens und versichern ihn meiner aufrichtigsten Teilnahme ...

An Frau Charlotte von Schiller

[Karlsbad, 16. August 1808] Vor meiner Abreise von Karlsbad muß ich Ihnen, teuerste Freundin, noch meinen lebhaften Dank sagen für den freundlichen Brief, den ich kurz nach meiner Ankunft erhielt, und der mich seit der Zeit in einsamen Stunden manchmal gar heiter angeblickt hat. Wie schätzenswert ist es nicht, zu erfahren, daß die wenigen Resultate unsres Lebens, die auf dem Papier mit gedruckten Lettern stehn bleiben, unsern Freunden wirklich etwas sind, unser Andenken erneuern und an die Stelle der Gegenwart treten. Haben Sie recht vielen Dank, daß Sie Ihre Empfindungen und Gesinnungen so treu und kräftig aussprechen mögen. Nicht jedermann vermag's und unter den Vermögenden sind nicht alle so wohltätig.
Ich bin nun in der vierzehnten Woche hier. Ich wollte, der Sommer ging von neuem an, und ich wollte immer so fort mein Leben und Wesen hinführen. Das klingt nicht sehr höflich für die abwesenden Freunde! und doch habe ich vielleicht in diesen Wochen auch für sie mehr getan als sonst in Jahren. Freiheit bei geistigen Bedürfnissen, Mäßigung bei körperlichen gibt ein Gleichgewicht, das man vielleicht nur in einem

Verhältnis wie das hiesige erhalten kann. Ich habe mich sehr wohl befunden und bringe davon einige Zeugnisse mit ...

An J. H. Meyer

[Karlsbad, 17. August 1808] Jede Zeitepoche überhaupt, und so auch die unsrige, läßt sich einem Picknick vergleichen, wozu jeder das Seinige nach dem bekannten Geschmack der Gäste beitragen will. So auch einer Illumination, wo neben den lebhaftesten und brillantesten Feuern auch wohl ein unscheinbares Lämpchen angezündet wird. Ebenso scheint es mir, daß wir in diesen tumultarischen und dislozierenden Tagen doch auch an unserer Seite nicht stillsitzen und die Nationalwanderungen, indem wir wenigstens von Haus zu Haus ziehn, wenigstens einigermaßen nachahmen wollen. Haben Sie also recht vielen Dank, daß Sie als ein weiser Mann sich in den Geist der Zeit finden und ihm nicht widerstreben mögen ...

Als Goethe am 17. September 1808 in sein festlich geschmücktes Haus zu Weimar zurückkehrte, erhielt er die Nachricht, daß seine Mutter am 13. gestorben war. Wie bei jedem großen Schmerz, ließ er niemand in sein Inneres sehen, bis er den Schlag verwunden hatte.

An J. Stock, Senator in Frankfurt

[Weimar, 19. September 1808] Nur die Überzeugung, daß unsre teure Mutter von trefflichen und teilnehmenden Freunden umgeben sei, konnte uns in der letzten Zeit beruhigen, in der wir menschlicherweise bei ihrem hohen Alter ein herannahendes Ende befürchten mußten. Nehmen Sie deshalb den aufrichtigsten Dank, daß Sie unsre Stelle vertreten und eine liebevolle Vorsorge für die Abgeschiedene bis ans Ende fortsetzen wollen. Tragen Sie diese Gesinnungen auf uns über, und haben Sie die Güte, bei den vorkommenden Angelegenheiten uns zu leiten. Sobald wir erfahren, daß es Zeit sei, wird meine Frau sich auf den Weg machen und bei diesem traurigen Anlaß des Vergnügens und Trostes so werte Freunde wiederzusehen, genießen.

Um diese Zeit fand in Erfurt die Fürstenversammlung statt, an der außer Napoleon und dem Zaren, vier Könige, vierundreißig Fürsten und Prinzen und zahlreiche Diplomaten und Hofleute teilnahmen. Auch Goethe ward von seinem Herzog Karl August dorthin berufen.

Über diesen Aufenthalt Goethes in Erfurt berichtet der weimarische Kanzler von Müller in seinen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten“:
Das französische Theater gewährte ihm unsäglichen Genuß, und es war höchst interessant, ihn nach jeder Vorstellung noch stundenlang bei dem Herzog über die Eigentümlichkeiten der französischen Tragiker und dramatischen Künstler sprechen zu hören. Er war dabei stets in der höchsten Aufregung, voll Feuer und hinreißender Beredsamkeit. Bei Frau von der Recke lernte er den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. Oktober zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde. Ich hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethes Eintritt in das kaiserliche Kabinett kam auch noch der Generalintendant Daru hinzu.
Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethes dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Übersetzung des Mahomet von Voltaire. „Das ist kein gutes Stück“, sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?“
Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem

Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel alsbald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiderte er: es habe ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen · einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke eingehend, mißbilligte er sie höchlich: „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, währenddessen der Marschall Soult hereintrat, mit dem der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen sprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethes Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedenere Urteile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es eine größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen: „Voilà un homme!“
Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten nach dem Inhalte der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstand. Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft. Er fragte mich mehrmals nach dem ungefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen für ihn nötigen Einrichtungen in Paris, Zeiteinteilungen usw. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

An Silvie von Ziegesar

[jüngste Tochter des Geheimrats v. Z. auf Drakendorf bei Jena].
[Herbst 1808] An einem sehr bewegten Morgen, liebe Silvie, nur ein Wort. Ihr freundlich sorglicher Brief ist über Erfurt angelangt. Mir geht es freilich wunderbar genug. Die Geschäfte nach meiner guten Mutter Ableben fordern meine Gegenwart in Frankfurt, nach Paris werde ich dringend eingeladen, der Kaiser beehrt mich mit dem Zeichen der Ehrenlegion, Ihren Freund, das sind alles Winke und Reizungen, die mich nach Südwest locken, da ich sonst mein Heil nur in Südost zu suchen pflegte. Dem sei wie ihm wolle! Diesen Winter wünsche und hoffe ich in Weimar zuzubringen, fleißig zu sein und die lieben Nachbarn zu besuchen. Diese Freude, hoff ich, soll mir die nächste Woche werden. Adieu süßes Kind!

An Christiane

[die in Begleitung ihrer schönen Freundin Caroline Ulrichs (der späteren Gattin Riemers) nach Frankfurt gereist war, um an der Ordnung des Nachlasses von Goethes Mutter teilzunehmen].
[Erfurt, 4. Oktober 1808] Eh ich von Erfurt abgehe, muß ich Dir ein Wort sagen und Dir danken, daß Du mich herübergetrieben hast. Zum Schauspiel kam ich nicht; aber nachher fügte sich alles zum Besten. Ich

habe dem Kaiser aufgewartet, der sich auf die gnädigste Weise lange mit mir unterhielt. Nun gehts zu den Weimarischen Festen, wobei ich Dich wünschte. Manchmal ist mir's verdrießlich, daß Du so eigensinnig auf Deiner Reise bestandest. Dann denk ich wieder: Es wird wohl gut ausfallen, da so vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl. Grüße Deine Gesellschafterin und alle Freunde.

[12. Oktober 1808] Geh in allem vorsichtig und sachte zu Werke, daß Du Freunde erwerbest und erhaltest. Wenn die Verteilung geschehen ist, schreibe mir, laß nichts verkaufen. Es könnte nichts schaden, wenn man ein klein Quartier, auf der Bockenheimer Gasse oder unter der Allee, nicht weit vom Schauspielhause nähme und es möblierte. Man muß auf allerlei denken. Du hättest einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine Zeitlang zusammen. Denn für mich wird Karlsbad, für Dich Lauchstädt am Ende doch auch nicht erfreulich. Mehr nicht für heute. Grüße August und pflege ihn wohl.

[Weimar, 16. Oktober 1808] Endlich, mein liebes Kind, erhältst Du die Vollmacht. Du wirst mich darin als Ritter des St. Annenordens aufgeführt sehen. Der Kaiser von Frankreich hat mir auch den Orden der Ehrenlegion gegeben, und so wirst Du mich besternt und bebändert wiederfinden und mich hoffentlich wie immer lieb haben und behalten. Ich habe bei dieser Gelegenheit gesehen, daß ich viel Freunde habe, denn viele Menschen freuten sich darüber. Die schönen Kinder bei Hofe waren die artigsten, versicherten, es stünde sehr gut und die Augelchen waren unendlich. Nun wünsche ich Dir in Deinen Angelegenheiten guten Sukzeß, mache alles nach dem Rat der Freunde und nach Deiner Überzeugung. Alsdann besuch Heidelberg, gehe über Würzburg und Bamberg nach Hause, damit Du ein wenig Welt siehst; ich will Dir schreiben, wen Du an gedachten Orten besuchen mußt. Pflege indessen den guten August aufs beste und danke in Heidelberg allen und jeden Freunden schönstens.

[Jena, 25. Oktober 1808] In Erwartung unsrer verehrten Herzogin, welche heut herüberkommt, schreibe ich Dir, mein geliebtes Weibchen, und freue mich, daß es Dir wohlgeht. Diesmal freilich ist es sehr angenehm, daß ich so viel von Dir erfahre, danke Deiner Gefährtin dafür, und wünsche ihr einen recht hübschen gradgliedrigen Verehrer zum Schluß, damit sie von Frankfurt ungern scheide. Viel wert ist mir, daß Du schon fühlst, für Dich und mich finde sich dort kein Heil. Laß uns in

Thüringen auf unsrer alten Stelle verharren und unsre Gesellschaft nicht erweitern, sondern ausbilden.
Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunsch, eine Grille von mir, und gegenwärtig ist es gar nicht nötig, daß Du und August Euch besonders darum bewerbest. Ich dachte, da Frankfurt jetzt einen Souverän hat, so könnte man über verschiedne Umständlichkeiten hinauskommen, wenigstens bei uns wäre alles mit einem Federstrich des Herzogs abgetan, so aber setzt man dort die alten Reichsstädtischen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodieren. Lassen wir also die Sache hinhängen, bis ich vielleicht einmal persönlich den Fürsten darum ersuche. Was sollen wir Taufscheine produzieren, die von einer Seite das große Geheimnis frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der andern mit den Trauscheinen nicht zusammenstimmen. Was sollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren usw. Herrn Landrat Schlosser schreibe ich beiliegend in gleichem Sinne. Er wird es ja auch wohl so gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlassen.
[31. Oktober 1808] Kommst Du nach Heidelberg, so gehe nach Deiner Art sachte zu Werke. Was August wohlgetan, ist Dir das nächste, denen danke, sei freundlich und wohlgemut mit ihnen. Was sich sonst zeigt, lehne nicht ab, und schaue ringsumher. Sie hassen und verfolgen sich alle miteinander, wie man merkt, um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten, wenn alle was wären und gölten. Adieu lieb Kind. Riemer legt etwas bei. Wenn unser Frankfurter Wesen befestigt ist, wollen wir an hiesiges denken. Mehr nicht.

Goethe und Talma

[Caroline Sartorius, die Frau des göttingischen Geschichtsprofessors, erzählt aus dem Oktober 1808:] So fuhr ich denn mit sinkendem Tage weg, machte die drei Meilen allein im Finstern und um neun Uhr kam ich nach Weimar in ein Haus, wo ich niemals gewesen, zu einem Mann, dem ich fast unbekannt war und vor dem so manche sich fürchten mochten. Ich brachte meine Worte kurz an. Goethe war äußerst liebenswürdig, hieß mich willkommen und umarmte mich, bei dieser Gewohnheit ist's dann auch verblieben, solange wir dort gewesen sind, und weil es sich einmal beiläufig ergab, daß er nur „hübsche Kinder" küßt, so

konnte ich nichts dagegen einzuwenden haben. Seine Frau, die eben nach Frankfurt gereist war, habe ich nicht kennengelernt, und auch dieses war einer von den seltenen Glücksfällen, deren wir mehrere auf unserer Reise gehabt haben ...

Der 14. Oktober erschien, der so manches Andenken aus jener Schreckenszeit erneuerte. Die Kaiser trennten sich ...

Goethe war den Mittag bei Hof, damit aber kein Tag ohne eigentümliches Interesse verstreichen sollte, so meldeten sich der Schauspieler Talma [aus Paris] und seine Frau an. Goethe bat mich, in seiner Abwesenheit ihnen und einem Sekretär des Kaisers [Napoleon], der auch im Hause logieren sollte, die Honneurs zu machen, und so habe ich denn diesen Tag die Frau vom Hause repräsentiert ...

Den andern Tag gab Bertuch, vor dessen Industrie-Kontor sich mancher Rittersitz verbergen muß, ein stattliches Déjeuner dinatoire. Goethe, Wieland, Talmas, der Gesandte Bourgoing, Verfasser der Reise durch Spanien, und einige vornehme Russen waren dort ...

Des Mittags hatte Goethe Talmas geladen, und hier schien ein wahrer Wettstreit zwischen dem Wirt und seinen Gästen einzutreten, wer den andern an Liebenswürdigkeit übertreffen könnte. Goethe ist des Französischen nicht ganz mächtig, aber seinem Geist legt keine Sprache, die er nur einigermaßen kann, so leicht Fesseln an. Talmas baten ihn dringend, nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren; das Glück, den Autor vom Werther bei sich zu besitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden, keine Frau in Paris würde ruhen, ehe sie ihn gesehen, auf allen Toiletten, in allen Boudoirs würde er sein Buch finden, das, immer von neuem gelesen, von neuem übersetzt, jetzt wie vor dreißig Jahren den Reiz der Neuheit besäße. Es gab keine Art der feinen Schmeichelei, die sie nicht mit der Leichtigkeit des französischen Guten Tones, der nie fade noch kriechend wird, ihm ausgespendet hätten. Goethe antwortete heiter und artig, wollte sich aber auch auf kein Versprechen einlassen und meinte spaßhaft: das Glück, in Paris eine solche Sensation bei seinen jetzigen Jahren zu machen, wäre für seine Schultern zu schwer. Nun rückte Talma mit dem Plan eines Trauerspiels los, in welches er und Dulise den Werther verwandeln wollten. Dieses schien in der Tat ziemlich ungewaschenes Zeug zu sein. Goethens unerschöpfliche gute Laune ließ sich indes durch die Verunstaltung seines Kindes nicht irremachen, zuletzt nur sagte er mit einer fast unmerklich

spöttischen Miene: wenn sie mit ihrem Trauerspiel im reinen wären, so möchten sie es ihm schicken, damit er es übersetzen und bei sich könne aufführen lassen ...

Sein Kammerdiener brachte ihm inzwischen einen dicken Brief, den er erbrach, durchsah und ohne weiter seiner zu erwähnen, in's Fenster legen ließ. Talma fragte jetzt ziemlich indiskret, ob es wahr sei, wie man allgemein versichere, daß eine wahre Geschichte dem Roman zugrunde läge? Besorgt über die Wirkung dieser Frage blickte ich nach Goethe, auf dessen Gesicht sich aber keine Spur von Verstimmung zeigte. „Diese Frage", erwiderte er freundlich, „ist mir schon oft vorgelegt worden, und da pflege ich zu antworten: daß es zwei Personen in einer gewesen, wovon die eine untergegangen, die andere aber leben geblieben ist, um diese Geschichte der ersteren zu schreiben, so wie es im Hiob heißt: Herr, alle deine Schafe und Knechte sind erschlagen worden, und ich bin allein entronnen, dir Kunde zu bringen." Unser lautester Beifall lohnte den herrlichen Einfall; ernsthafter, mit einem unbeschreiblich tiefen Ausdruck, setzte er hinzu: „So etwas schreibt sich indessen nicht mit heiler Haut." Er hatte bisher französisch gesprochen, dieses Wort aber sprach er deutsch, und sich zu Sartorius wendend: „Traduisez cela à nos amis, monsieur." [Übersetzen Sie das unsern Freunden, mein Herr.] — Talma, mit dem Gepräge der großen Leidenschaften bekannt, faßte leicht den Sinn, ohne die Worte zu verstehen. Goethe ging schnell wieder in seine vorige Heiterkeit über. „Gewöhnlich", sagte er, „muß man schwer seine Jugendtorheit abbüßen; ich aber gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen sie noch in späteren Jahren Heil und Segen bringen, erstlich so manche erfreuliche und interessante Bekanntschaft, wie dies heute noch der Fall ist, dann hat vorgestern mir der Kaiser Napoleon das Ehrenkreuz gegeben, und eben beschenkt auch Alexander mich mit einem Orden"; und nun zeigte er das Paket, das der Kammerdiener ihm früher gebracht, und welches das große Band des Anna-Ordens mit einem brillantnen Stern enthielt. Hier entfernte er sich, um sich umzukleiden, weil er nach Hof gebeten war. Er hinterließ Talmas, wie uns alle, von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, die wirklich diesen Tag über alle Beschreibung war ...

Als sie [Talmas] weg waren, trat Goethe in seiner Hofuniform, mit Stern und Ordensband geschmückt, herein: „Ich komme," sagte er,

„mich Ihnen zu zeigen und zu fragen, ob Sie mich akkreditieren wollen?" Er war in dieser Kleidung so jugendlich und schön, daß ich ihm um den Hals fiel und ausrief: „Ew. Exzellenz, Ihnen so zu widerstehen ist unmöglich, aber ich hoffe, Sie werden mein Unglück nicht wollen!"

Für den Abschiedsabend hatte der Dichter seine schönste Gabe, seine Gedichte, uns aufgespart. Er erschien abends bei Tisch mit einer Hand voll Papiere, die er neben sich hinlegte, und war über alle Maßen wohlgelaunt. — Nach dem Essen fing er an vorzulesen, aus dem Kopf zu rezitieren, bis des Nachts ein Uhr; an diesem Abend übertraf er sich selbst. Des Dichters Glück war von jeher: Weiber, Wein, Gesang, und unsern Freund, für den ein ewiger Frühling blüht, begeistern die ersten beiden noch im Herbst seines Lebens zu den herrlichsten Gesängen. Verliebt sein ist die Weise des Hauses, verliebt ist jedermann, der darin ein- und ausgeht; ich war zuletzt wahrhaftig besorgt, auch uns würde die Epidemie ergreifen. So hat er diesen Sommer in Karlsbad ein Liebchen gehabt, dem er seine süßesten Lieder gesungen, und diese Sonette, die noch sämtlich ungedruckt sind, teilte er uns mit. Schön waren sie alle, am schönsten aber die, in welchen er Sie sprechen ließ, und mit deren Zartheit ich nichts zu vergleichen wüßte, wie es denn wohl noch nie einen Dichter gegeben hat, der in das weibliche Gemüt so tiefe Blicke getan hat, es ist als habe das ganze Geschlecht von der Edelsten bis zur Niedrigsten bei ihm Beichte gesessen . . .

An Zelter

[Weimar, 30. Oktober 1808] . . . Die Kunstwelt liegt freilich zu sehr im argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Ohlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben's immerfort; aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Spezi-

fikation, damit jedes ein besonders Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang.

Sehr schlimm ist es dabei, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beispiele erleben müssen. Übrigens gibt es noch immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publikum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will ...

Durch die Zeitungen sind Sie diesen Monat über genugsam an uns erinnert worden. Bei diesen Begebenheiten persönlich gegenwärtig zu sein, war viel wert. Von einer so seltsamen Konstellation habe ich auch günstigen Einfluß erfahren. Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen. Beide Kaiser haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen ...

An den Herzog

[Weimar, 10. November 1808] Gnädigster Herr, indem Ew. Durchl. ich auf das lebhafteste zu danken habe, daß Sie so gelind die unangenehme Morhardsche Sache beendigen wollen — wie er denn zu Ostern recht gut entlassen werden kann —, so befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäft zu entbinden, das meinen sonst so wünschenswerten und dankenswerten Zustand zur Hölle macht. Was mir außerdem obliegt, werde ich mit alter Treue und frischer Lust zu fördern suchen.

[Der Tenorist Morhard hatte eine ärztliche Bescheinigung beigebracht, daß er am 5. November nicht auftreten könne. Die Schauspielerin Caroline Jagemann, die ihren Einfluß als Geliebte des Herzogs benutzte, um die Leitung des Theaters aus Goethes Hand in die eigene zu spielen, bestand durchaus auf der für diesen Tag vorgesehenen Oper und meinte, „wenn der Hund Morhard nicht singen kann, so soll er bellen". Goethe umgehend, bestrafte der Herzog den Tenoristen mit Hausarrest und befahl alsdann Goethe, dafür zu sorgen, daß jener

binnen vierzehn Tagen das Herzogtum verlassen habe. Auf Goethes Vorstellungen hin hatte der Herzog die Frist nachträglich verlängert. Der Vermittelung Christianens, die ihrem Mann in allen Fragen der äußeren Theaterleitung stets geschickt zu helfen wußte, und der Einmischung der Herzogin Luise gelang es diesmal noch, Goethe zur Weiterführung der „Oberdirektion" zu bewegen.]

An Cotta

[2. Dezember 1808] Da mir bisher alles so glücklich gegangen ist, so sah ich den Verlust der ersten Lieferungen auf Velinpapier als eine Revanche an, die das Geschick an mir nehmen wollen, indem der Fall mir wie Ihnen sehr unangenehm war. Doch ließ ich nach Ihrer letzten positiven Antwort nochmals alles durchsuchen, und sie fanden sich wirklich. Es möchte mir nun beinahe wie dem Polykrates bange werden; doch hoffe ich, es soll nichts zu sagen haben, da mein Zustand nicht auf Tyrannei gegründet ist.

Von so vielen Freunden, und vorzüglich von Ihnen, war ich überzeugt, daß Sie lebhaften Anteil nehmen würden an dem, was mir Gutes widerfahren, und ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser, und zwar auf eine solche Weise zu stehen.

Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ, und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei; wie er mich denn auch mit besondrer Gewogenheit entließ, und das zweitemal in Weimar die Unterhaltung in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß, wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde. Wie wert muß mir in dieser Betrachtung das hinterlassene Zeichen sein, und wie höchst vergnüglich das demselben zugefügte russische: denn wer möchte nicht gern ein Denkmal jener wichtigen Epoche besitzen, ein Zeichen der Vereinigung zweier so großen als entfernten Mächte, wenn es auch weniger schmeichelhaft wäre.

An C. F. von Reinhard

[2. Dezember 1808] Also ist das wunderbare Wort des Kaisers, womit

er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen? Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo im umgekehrten Sinn auf mich angewendet worden. Übrigens habe ich alle Ursache, mit dieser Naivität des Herrn der Welt zufrieden zu sein ...

An Marianne von Eybenberg

[Weimar, 4. Dezember 1808] ... Vor allen Dingen haben wir Nachricht zu geben, daß wir wirklich, nachdem die Flut der Kaiser und Könige sich von unseren Bergeshöhen zurückgezogen hat, wieder einigermaßen bei Sinnen sind und daß gegenwärtig der Gescheuteste sich bloß dadurch von dem Albernen unterscheidet, daß er weiß, nach so kapitalseltsamen Begebenheiten sei er etwas weniger verrückt als die übrigen. Untersucht man die Grade der Verrücktheit, so findet man die für die tollsten, die sich einbilden, sie hätten wirklich eine Art von Urteil über das, was sie gesehen haben.

Wer jedoch alles gesehen hätte, was auch nur öffentlich in diesen Zeiträumen bei uns sich ereignet, der könnte schon sagen, daß ihm das Bunteste und Wunderlichste vor den Augen vorübergegangen wäre. Ich selbst war nicht so glücklich; denn da ich mich körperlich und geistig zu menagieren Ursache habe, so konnte ich in diesen Tagen eigentlich nur gegenwärtig sein, wo ich gefordert war und wo ich was zu leisten hatte.

Die französischen Schauspieler sind mit ihrer wundersamen, obgleich in der Verirrung tüchtig begriffenen Kunst bis nach Weimar gelangt und haben in dem Hause gespielt, durch dessen Dach zwei Jahre vorher eine französische Kugel durchflog. Es ist nun darüber eine gewaltige Bewegung, die mich nichts angeht. Ich wollte nur, ich könnte durch ein ungeheures Wunder aus diesem französischen Tragödienspiel das Falsche durch einen Blitzstrahl herausbrennen, so hätte die Welt noch immer Ursache, zu erstaunen über das Rechte, was übrig bliebe.

Talma ist ein köstlicher Mensch, der aber auch, wie wir alle, von dem Elemente leidet, in dem er schwimmt, der, indem er mit Wind und Wetter kämpft, gar wunderliche Richtungen nehmen muß, wissend oder unwissend — was geht mich das an! —, die ihn von dem Ziele, nach dem er ernstlich strebt, zu entfernen scheinen. Das Blatt geht zu Ende, und ich könnte nun erst anfangen zu erzählen, was von jener Epoche an sich bei uns ereignet. Humboldt von Rom ist angekommen und hat sein Hauptquartier in Erfurt aufgeschlagen. Mathematiker,

Baumeister und anmutige Künstler sind unsre Nachbarn und Tischgesellen geworden. Wir erwarten Wernern, Oehlenschlägern, Baggesen, Arnim, Brentano, Gerning, Kügelgen, und wenn das Glück will, so muß uns von den zwölf großen und den zwölf kleinen Göttern diesen Winter keiner fehlen. Nun, da es an den Schluß geht, merke ich erst, daß ich in's Großtun und Aufschneiden gekommen bin. So fatal das in der Politik ist, so lustig ist es in der Sozietät. Nehmen Sie also, daß an alledem, was ich bisher gesagt, kein wahres Wort sei, und lachen Sie darüber. Dafür soll das letzte desto wahrer sein, daß ich Ihnen herzlich ergeben bin . . .

An den Sohn

[5. Dezember 1808] Dadurch, daß Deine liebe Mutter Dich in Frankfurt gesehen und nachher in Heidelberg besucht hat, fühle ich mich beinahe ebenso, als wenn wir selbst wieder zusammen gewesen wären. Deine Krankheit erfuhr ich zugleich mit Deiner Genesung, und so ward mir diese Nachricht erträglicher. Leider, daß sich durch das Übel, welches Du erduldet, die alte Wahrheit bestätigt, kein Ort auf der ganzen Erde sei eigentlich für einen gesunden Aufenthalt anzusprechen. Jedes Klima, jede Lage haben ihre Tücken; nimm Dich vor den Heidelbergischen ja so gut in acht, als es gehen will. Mich freut es, daß Du an dem Vossischen und Thibautschen Hause so gute Freunde gefunden hast. Lasse Dich ja nicht durch Kleinigkeiten empfindlich oder gar mißtrauisch machen und lerne beizeiten, daß man in der Welt, was nur irgend möglich ist, vermitteln soll. Es gibt Verhältnisse genug, mit denen das nicht angeht.

Mir ist es im ganzen recht wohl gegangen, nur haben mir die Händel beim Theater schon mehrere Wochen eine Störung in die vorgenommenen Arbeiten gebracht. Es geht mit dieser Krise wie mit Krisen in einem Körper, der sich mit allerlei heimlichen Mängeln hinschleppt, die vielleicht gar selbst einander die Wage halten und eine Art von kranker Gesundheit ausmachen; wird dann aber auch zufällig hier einmal das Gleichgewicht aufgehoben, dann geht es bunt her und es wird schwer, den völligen Untergang zu verhüten. Noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben, und wenigstens die Sache teils für mich, teils mit Wohlgesinnten genugsam durchgedacht, um eine Radikalkur dem Patienten vorschlagen zu können . . .

Ich vernehme von der Mutter, daß Du wegen Deiner roten Backen Anfechtungen hast, und daß es Leute gibt, die behaupten, solche Farbe sei eben nicht grade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe, Du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie Dich bezeichnen wollen, einen bessern Begriff haben und immer so fort leben wie bisher, daß Du sie nicht verscherzest.

An J. J. Willemer

[1760—1838 kunstsinniger Bankier zu Frankfurt am Main.]

[Weimar, 5. Dezember 1808] Ich begreife recht wohl, daß Sie bei allen Gütern, womit das Glück Sie begünstigt hat, sich doch manchmal in einer peinlichen Lage befinden, die aber nach meiner Einsicht bloß von einem unvollendeten Streben herkommt. Diejenigen Menschen, die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichsam von selbst geben, sind am besten dran und gewinnen meistens den Vorsprung vor denen, welche Forderungen einer höhern Bildung an sich und andere machen, und welchen der Vorgeschmack höherer Genüsse in ihr Inneres eingepflanzt ist. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wissen, was wir selbst sollen und vermögen, und was wir von unsern Umgebungen erwarten können, darüber geht meistenteils das Leben hin, und man darf wohl sagen, daß der isolierte Mensch hier niemals zum Ziele gelangt; ja sogar wenn er auch so glücklich wäre, mit gleichgesinnten zu wirken, so wird er sich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern scheinen. Doch wie mag man über solche Hauptpunkte schreiben, da Gespräche darüber allein erquicklich und fördernd sein können. Leben Sie recht wohl und gedenken unsrer mit den lieben Ihrigen.

Heinrich Steffens in seinen Erinnerungen

[Weimar, 31. Dezember 1808] Wir fanden bei Tafel außer Goethes Frau, Meyer und Riemer nur Werner. Goethe war sehr heiter; das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, und die unbefangen geistreichen Äußerungen des berühmten Wirtes erheiterten uns alle. Endlich wandte er sich an Werner, der bis jetzt wenig teil an den Gesprächen genommen hatte. „Nun, Werner," sagte er auf seine ruhige, doch fast gebieterische Weise, „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorlesen können?" Werner griff eilig in die Tasche, und die zerknitterten, schmutzigen

Papiere lagen in solcher Menge vor ihm, daß ich erschrak und diese Aufforderung Goethes, die das unbefangene und interessante Gespräch völlig zu unterdrücken drohte, keineswegs billigte. Werner fing nun an, eine Unzahl von Sonetten uns auf seine abscheuliche Weise vorzulesen. Endlich zog doch eines meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt des Sonetts war der köstliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm. Er verglich ihn mit einer Hostie. Dieser schiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Goethe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte sich an mich: „Nun, Steffens," fragte er, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen suchte, „was sagen Sie dazu?" — „Herr Werner", antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzulesen, in welchem er sich darüber beklagte, daß er zu spät, zu alt nach Italien gekommen wäre; ich glaube einzusehen, daß er recht hat. Ich bin zu sehr Naturforscher, um eine solche Umtauschung zu wünschen. Das geheimnisvolle Symbol unserer Religion hat ebensoviel durch einen solchen falschen Vergleich verloren wie der Mond." Goethe ließ sich nun völlig gehen und sprach sich in eine Heftigkeit hinein, wie ich sie nie erlebt hatte. „Ich hasse", rief er, „diese schiefe Religiosität; glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwie unterstützen werde. Auf der Bühne soll sie sich, in welcher Gestalt sie auch erscheint, wenigstens hier nie hören lassen!" Nachdem er auf diese Weise sich eine Zeitlang und immer lauter ausgesprochen hatte, beruhigte er sich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben," sagte er ernsthaft, „Sie wissen ja, daß solche Ungereimtheiten mir unausstehlich sind. Sie haben mich verlockt zu vergessen, was ich den Damen schuldig bin." — Er faßte sich nun ganz, wandte sich entschuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Gespräch an, erhob sich aber bald, entfernte sich, und man sah es ihm wohl an, daß er tief verletzt war und in der Einsamkeit Beruhigung suchte. Werner war wie vernichtet ...

Kurz nach aufgehobener Tafel trat ich bei Goethe ein, der, völlig ruhig und heiter, den Auftritt bei der Tafel ganz vergessen zu haben schien und mit belehrender Ausführlichkeit, wie er sie liebte, einige optische Phänomene darstellte und erläuterte. Als ich mich von ihm trennte, wartete Riemer auf mich, er wünschte mich zu sprechen und führte mich in seine Wohnung. Hier fing er nun an, über den von mir erlebten Auftritt zu sprechen. „Was Sie gesehen haben," sagte er,

„ist in diesem Hause so selten, daß ich mich kaum erinnere, etwas Ähnliches erlebt zu haben. Sie wissen, wie man sich mit Goethe beschäftigt, wie seine Äußerungen und alles, selbst das Kleinste, was man von ihm erfährt, ein Gegenstand der Tagesblätter wird. Ich muß Sie nun recht sehr bitten, ein Besprechen der heutigen Begebenheit in solchen Blättern nicht zu veranlassen." Meine erste Empfindung war, ich gestehe es, eine Art von Entrüstung. „Ich darf", sagte ich, „nicht voraussetzen, daß Sie je etwas von mir erfahren haben; wäre das der Fall gewesen, so würden Sie diese Bitte als gänzlich überflüssig betrachten; so wichtig der heutige Tag mir auch persönlich ist, so lieb es mir gewesen ist, erlebt zu haben, in welchen großartigen Zorn der herrliche Mann geraten kann, wenn er die widerwärtigen geistigen Krankheiten der Zeit entdeckt, so können Sie sich doch völlig beruhigen. Ich habe an dieser fliegenden Literatur nie teilgenommen, ich stehe mit keinem einzigen Blatt in irgendeiner Verbindung, aber ich begreife Ihre Furcht und finde sie sehr natürlich."

Ich hatte versprochen, den Nachmittag bei der als Schriftstellerin bekannten und beliebten Madame Schopenhauer zuzubringen. Ich fand da außer meiner Frau und der Familie Frommann einige Herren und Damen aus der Stadt. Der Auftritt bei der Tafel war der einzige Gegenstand unseres Gespräches. Ein bedeutendes und gefahrdrohendes politisches Ereignis konnte keine größere Aufregung hervorrufen. Ich glaubte mich an den Hof Ludwigs des Vierzehnten versetzt, Goethes Haus erschien mir als der Palast eines mächtigen Königs, dessen zornige Äußerung, von den bedeutendsten Folgen, die ganze Umgebung besorgt machte und in heftige Bewegung versetzte ... Obgleich nun diese ganze Begebenheit mir etwas Seltsames, ja fast Komisches hatte, so muß ich doch bekennen, daß diese souveräne Gewalt, die ein mächtiger Geist auf seine Umgebung ausübte, mir nicht bloß merkwürdig, sondern auch achtungswürdig und bedeutungsvoll erschien. In der Tat: hinter dem scheinbar Geringen verbarg sich etwas Großes und Feierliches, etwas geschichtlich Mächtiges, was ich wohl zu schätzen wußte.

Wilhelm von Humboldt an seine Frau

[Weimar, Anfang Januar 1809] So sein recht eigentliches häusliches Leben mit der teuern Hälfte und Riemer ist nichts weniger als inter-

essant oder hübsch. Habe ich Dir schon erzählt, daß er die Frau Du und sie ihn Sie nennt? Das, siehst Du, liebes Kind, ist ein Respekt! Riemer ist noch breiter, schwammiger und zerflossener geworden, als Du ihn schon kanntest, und so behaglich und gemächlich, daß er um acht Uhr immer noch im Bett liegt. Er ist auch ganz eigentlich der Famulus des großen Mannes, redet immer in Wir und hat auch zu den kleinsten Dingen, um die man ihn bittet, nie einen Augenblick Zeit. Dabei treibt er unendlichen gesellschaftlichen (auch Goethe nachgemachten), meist sehr tändelnden, meist läppischen und ziemlich arg magistermäßigen Spaß. So macht er jetzt Sonette, die Goethe unendlich protegiert. Nicht genug, daß Riemer sie mir vorlesen mußte, so nahm Goethe selbst sie oft und las sie noch einmal. Sie sind nicht geradehin schlecht, meist komisch und satirisch, aber doch oft sehr fade. Mit dem Theater ist wieder alles im Gleise, und Goethe hat wieder die ganze ungehinderte Direktion. Nur haben Goethe und die Mademoiselle Jagemann sich jeder einen Schauspieler geschlachtet ...
Als Schiller starb, war zwischen ihm und Goethe eine leichte Brouillerie; teils deswegen, teils weil er selbst eben von einer großen Krankheit kam, hat ihn Goethe in seiner Krankheit nicht gesehen; aber wunderbar ist es, daß er auch Monate nachher die Wolzogen und die Lola vermieden hat. Jetzt ist er wieder sehr gut mit beiden. — Ohne das Legionkreuz geht Goethe niemals, und von dem, durch den er es hat, pflegt er immer „Mein Kaiser" zu sagen ...

An Marie Anna Louise Nicolovius

[geb. Schlosser, Gattin des Konsistorialrats Nicolovius zu Königsberg.]
[Weimar, 27. Januar 1809] Ihr freundlicher Brief, liebe Nichte, liegt schon wieder zu lange bei mir, ohne daß ich ihn beantwortet hätte. Ich bin überhaupt kein fleißiger Korrespondent, aber zwischen uns ist es das Schlimme, daß wir uns nie oder wenigstens solange nicht gesehen haben: denn in der Persönlichkeit liegt doch eigentlich der wahre Grund menschlicher Verhältnisse. Freilich habe ich von Ihnen Liebes und Gutes genug vernommen, und wenn wir je zusammenträfen, würden Sie finden, daß mit dem Oheim auch ganz leidlich auszukommen ist. Haben Sie indessen recht vielen Dank für die Schilderung Ihrer lieben Familie, deren Verminderung ich herzlich bedaure. Unsere gute Mutter hat uns noch immer zu früh verlassen; doch können

wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie sich durch den Drang der Zeiten sicher und selbständig durchgehalten hat. Ich danke Ihnen und Ihrem lieben Gatten, daß Sie durch Ihr Schreiben ein neues Band anknüpfen wollen, indem sich das alte auflöst ... Meine Frau grüßt herzlich und wünscht mit mir, Sie beide einmal zu sehen, welches jetzt eher möglich und wahrscheinlich wird, da Sie uns um so vieles näher kommen. Mög aus dieser Veränderung des Wohnorts und der äußern Verhältnisse alles Gute entspringen ... Sagen Sie Ihrem lieben Gatten, für den ich kein besonderes Blatt einlege, daß auch ich jenem Mann [Hamann], dem er seine Bildung verdankt, gar manches zwar nicht unmittelbar, doch durch die Vermittelung unsers trefflichen Herders schuldig geworden sei, und daß sein Andenken bei allen denen immer lebendig bleibt, die aufrichtig anerkennen, welchen großen Anteil an deutscher Kultur jene Männer gehabt, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Königsberg zusammenlebten und wirkten ...

An Bettina Brentano

[Weimar, 22. Februar 1809] Herr v. Humbold hat uns viel von Dir erzählt. Viel das heißt oft. Er fing immer wieder von Deiner kleinen Person zu reden an, ohne daß er so was recht Eigentliches zu sagen gehabt, woraus wir denn auf ein eigenes Interesse schließen konnten. Neulich war ein schlanker Architekt von Kassel hier, auf den Du auch magst Eindruck gemacht haben.

Dergleichen Sünden magst Du denn mancherlei auf Dir haben, deswegen Du verurteilt bist, Gichtbrüchige und Lahme zu warten und zu pflegen. Ich hoffe jedoch, das soll nur eine vorübergehende Büßung werden, damit Du Dich des Lebens desto besser und lebhafter mit den Gesunden freuen mögest ...

Karl Sieveking aus Hamburg erzählt:

[Weimar, 20. April 1809] Am Sonntag mittag war ich bei Goethe und fand ihn im Garten. Du glaubst nicht, wie weit der Mann hervorragte vor allen, die in Deutschland geschrieben haben; solch ein menschlicher Adel in dem ganzen Wesen, solch ein Feuer in den großen braunen Augen, so gediegen und unmittelbar aus dem Leben gegriffen jedes Wort, auch das unbedeutendste, das er sagt.

Nach Tisch fand ich mich am Fenster mit ihm allein und hatte Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen, dessen Faden nicht nach jeder Antwort von meiner oder seiner Seite riß. Nun sprach er von seiner glücklichen Jugend; damals hätte man Jahre verlieren dürfen, jetzt keinen Tag; die Welt sei ernsthafter geworden; wie der Schiffbrüchige müßten wir uns an der Planke halten, die uns rettete und die verlorenen Kisten und Kasten uns aus dem Sinne schlagen.

An F. W. Riemer

[Augusts einstigen Hauslehrer, der als Nachbesserer und Abschreiber von Goethes Diktaten, Manuskripten und Briefen in Goethes Hause geblieben war und dem Dichter auch menschlich nahestand. Über den „gestrigen Vorfall" ist nichts zu ermitteln, vielleicht hatte Riemer sich von seinem cholerischen Temperament hinreißen lassen. Er blieb übrigens noch bis 1812 bei Goethe, um alsdann eine Stelle als Professor am Gymnasium zu Weimar anzutreten.]

[Weimar, 19. Mai 1809] Den gestrigen Vorfall sehe ich als ein günstiges Ereignis an, denn die böse Laune, der Sie sich zeitweise übergeben, mußte früher oder später eine Szene herbeiführen, und ich gestehe Ihnen, Sie haben meine Geduld auf starke Proben gestellt. Doch will ich gern, da das Übel einmal einen Ausbruch genommen hat, und Sie aus unerfreulicher Erfahrung wissen, wohin wir geführt werden können, mich beruhigen, und wir wollen es weiter zusammen versuchen. Indessen mache ich Ihnen zur Pflicht, an Selbstbeherrschung, ja an Selbständigkeit zu denken und sich nach einem Amte umzusehen, deren manche Sie mit Ehren bekleiden könnten, und geschähe es nur, um die Überzeugung bei sich zu nähren, daß in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Tätigkeit von uns gefordert wird und daß wir nur insofern für etwas gelten, als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen . . .

An Christiane

[Jena, 30. Mai 1809] Wende alles, was Du kannst, die nächsten acht Tage von mir ab: denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen, wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir sehe, und was in kurzer Zeit zu erreichen ist. Wie gesagt, mein Kind, laß nur die nächsten acht Tage nichts an mich heran, was abzu-

halten ist. Alle Geschäfte sind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an Euch denken und Euch von Zeit zu Zeit einen Fisch und ein gutes Stück Wildbret schicken, damit Ihr es in gutem Frieden genießet und Euch weiter nichts anfechten lasset.

M. H. Hudtwalcker an Goethes Sohn August

[Der Student der Rechte M. H. Hudtwalcker aus Hamburg, ein Neffe des Buchhändlers Frommann zu Jena, war in Heidelberg mit Goethes Sohn bekannt geworden, der ihn dem Vater empfohlen hatte.]

[Jena, Frühjahr 1809] Er arbeitet an einem neuen Roman, von dem man sich ins Ohr sagt, daß er Die Wahlverwandtschaften heißen wird, wohnt eng und schlecht in einem Nebenflügel des Schlosses, weil, glaube ich, seine ordentlichen Zimmer umgebaut werden, wo er in einer Stube leben, essen und schlafen muß, und kann sich trotzdem nicht entschließen, nach Weimar, wo ihn so vieles stört, hinzuziehen. Ich brachte ihm Deinen Brief bei meiner ersten Ankunft hierselbst, vor vierzehn Tagen, und er erkundigte sich sehr sorgfältig nach Dir. Seitdem habe ich ihn mehrere Male bei meinem Onkel Frommann und auch einmal im Botanischen Garten gesehen; er soll magerer geworden sein, was ihm sehr gut steht, und ist meist ziemlich heiter und gesund.

Hudtwalcker an Graf Baudissin

[Jena, Juni 1809] Am Sonntag war große Gesellschaft bei Frommanns: Goethe und Frau. Ersterer war sehr still ... Alle Welt schimpft hier auf „Katzenbergers Badereise", selbst Goethe, der den Verfasser [Jean Paul] überhaupt nicht liebt, hat anders der Onkel nicht gelogen. Meinethalben: es ist lächerlich, wie ängstlich dieser Zirkel in verba magistri [auf die Worte des Meisters] schwört ...

Es vergeht kein Tag, wo ich nicht zu Frommanns gehe, wo Goethe bisweilen des Abends ist. Am Sonntag abend war er von sieben bis elf Uhr dort und sprach sehr viel. Und wie spricht er! Bisher habe ich zuweilen geglaubt, man könne den Menschen Goethe vom Dichter absondern, aber nun ist er recht eigentlich auch meinem Herzen teuer geworden. Jedermann bildet sich ein, wenn er mit ihm spricht, selbst Goethe zu sein, und fühlt sich unbewußt zu ihm heraufgehoben. Er schätzt jedes, kennt jedes, was irgendeinen menschlichen Geist beschäftigen kann. Am interessantesten ist es, ihn über naturhistorische Gegen-

stände, besonders über Blumen zu hören. Seine fast kindliche und rührende Zartheit, die seine Leser kennen, erscheint hier in einer Liebenswürdigkeit, die kein Gedicht erreichen kann. Er spricht mit großer Lebhaftigkeit, und Gries, der ja so taub ist, daß er seine Worte nicht hört, versichert mich, er verstehe vieles bloß durch seine Gebärden. Sein Blick ist hinreißend, und wenn vollends eine Träne sein Auge füllt, was ihm im Feuer seiner Begeisterung und bei seiner sittlichen Reizbarkeit nicht selten begegnet, so möchte gewiß jeder Jüngling ihm um den Hals fallen und jedes Mädchen an seine Brust.

An die Hoftheater-Kommission

[1. August 1809] Wir lehnen bei der Kommission, wie billig, alles ab, was außertheatralisch scheinen könnte; aber wenn ein Mann seiner Frau die Augen blau schlägt, so kann das sehr theatralisch werden, wenn sie gerade an demselben Abend eine Liebhaberin zu spielen hat. Es sollte deswegen bei dieser Gelegenheit sehr deutlich ausgesprochen werden, daß ein Akteur, der seine Frau prügelt, von Kommissions wegen sogleich auf die Hauptwache geführt wird ...

An den Hofkommissions-Sekretär Witzel

[Jena, 11. August] Beiliegendes Schreiben der Demoiselle Engels wäre Fürstl. Kommission zu übergeben, und Herr Röpke über das Anbringen zu vernehmen. Man sollte mit diesem Manne, der noch immer den Komödianten fortspielt und nicht begreifen will, was ein weimarischer Hofschauspieler sei, einmal Ernst machen und ihn ohne viel Umstände auf die Hauptwache setzen. Denn nach der bisherigen Weise hat seine Frau die Prügel und Demoiselle Engels die Grobheiten weg und Fürstl. Kommission ist, als wenn sie nicht da wäre. Bringt uns ein gutes Geschick nächsten Herbst zusammen, so wird, will's Gott, keine Unart ungeahndet hingehen. Denn bei unserm Theater kommt es mir oft wie bei der hiesigen Akademie vor: es ist, als wenn die Welt nur für die Groben und Impertinenten da wäre, und die Ruhigen und Vernünftigen sich nur ein Plätzchen um Gottes willen erbitten müßten ...

An C. G. von Voigt

[Jena, 26. September 1809] Mein August, wie ich höre, ist zu Hause angelangt, von Würzburg aus zu Fuße mit einem Jagdtäschchen. Das ist denn für diese Jugend ganz artig. Indessen kommen seine

Kleider erst nach und er wird, sobald er sich produzieren kann, aufwarten. Möchten Sie ihm einige Augenblicke der Prüfung gönnen.
Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist. Doch mag es auch sein Gutes haben; wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß. So habe ich diese Tage eine recht angenehme Unterhaltung mit Schömann [Professor der Rechte in Jena] gehabt, und ich bin sehr verlangend, ihn öfter und näher zu sehen; denn im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es jetzt einerlei, an welchen Gegenständen man seine Tätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag.

An Zelter

[30. Oktober 1809] Die Narren von Deutschen schreien immer noch gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt, so sähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen lassen und im alten Wesen beharren. — Ich wenigstens treibe mein Wesen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Örtchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten.
Ob ich gleich wenig vom Detail weiß, so sehe ich doch auch, nach meiner Art, in Ihr Ganzes hinein, d. h. Ihres Staats und seiner Aussichten und Hoffnungen, und da wünschte ich denn freilich einen so edlen teuren Freund nach so manchen Prüfungen wenigstens mit bessern Aussichten beglückt. Wäre mir Ihr Tätigkeitskreis, wäre mir ganz deutlich, was Sie tun und leisten, so könnte ich auch über Ihre Zustände beruhigter sein: denn in der Ferne sieht man gewöhnlich nur, was fehlt und abgeht. Die Hoffnung wie die Furcht sind zwei leere Wesen.
Mit diesen wenigen Worten erhalten Sie meinen Roman. Tun Sie, als wenn der größte Teil Ihnen zugeschrieben wäre, und verzeihen mir mein übriges Schweigen und Stocken. Es wird beinahe jetzt unmöglich, mit dem einzelnen von einzelnen Dingen zu sprechen;

faßt man aber breitere Verhältnisse ins Auge, so mag man wohl noch manches darstellend aussprechen.
Heute nicht mehr! Die Rübchen sind glücklich angekommen. Der Dank dafür soll bei jeder frischen Schüssel erneuert werden.

An Bettina Brentano

[Weimar, 3. November 1809] Man kann sich mit Dir, liebe Bettine, in keinen Wettstreit einlassen, Du übertriffst die Freunde mit Wort und Tat, mit Gefälligkeiten und Gaben, mit Liebe und Unterhaltung, das muß man sich denn also gefallen lassen und Dir dagegen soviel Liebe zusenden als möglich, und wenn es auch im stillen wäre.
Deine Briefe sind mir sehr erfreulich, sie erinnern mich an die Zeit, wo ich vielleicht so närrisch war wie Du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt.
Dein hinzugefügtes Bild ward gleich von jedermann erkannt und gebührend begrüßt. Es ist sehr natürlich und kunstreich dabei, ernst und lieblich. Sage dem Künstler etwas Freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren, sich im Radieren nach der Natur zu üben. Das Unmittelbare fühlt sich gleich. Daß er seine Kunstmaximen dabei immer im Auge habe, versteht sich von selbst. Ein solches Talent müßte sogar lukrativ werden, es sei nun, daß der Künstler in einer großen Stadt wohnte oder darauf reiste. In Paris hatte man schon etwas Ähnliches. Veranlasse ihn doch, noch jemand vorzunehmen, den ich kenne und schreibe seinen Namen. Vielleicht gelingt ihm nicht alles wie das interessante Bettinchen. Fürwahr, sie sitzt so traulich und herzlich da, daß man den etwas korpulenten Wintergarten, der übrigens im Bilde recht gut komponiert, seine Stelle beneiden muß. Das zerknillte Blättchen habe sogleich aufgezogen, mit einem braunen Rahmen umstrichen und so steht es vor mir, indem ich dies schreibe. Sende ja bald bessere Abdrücke.

Adam Oehlenschläger in seinen Erinnerungen

[November 1809] Goethe lud mich zweimal höflich zu sich zu Tisch, und da war ich keck und satyrisch, weil ich nicht herzlich und kindlich sein konnte. Unter anderm rezitierte ich ein paar Epigramme, die ich auf Schlegels gemacht hatte. Goethe sagte hier wieder gutmütig: „Das ist ganz gut, aber so etwas sollten Sie nicht machen; wer Wein pressen kann, soll keinen Essig brauen." Ich: „Haben Sie denn keinen

Essig gebraut, Herr Geheimrat?" Goethe: „Zum Teufel! Ist es denn recht, weil ich es gemacht habe?" Ich: „Nein! aber wo Wein gepreßt wird, da fallen auch eine Menge Trauben ab, die zum Wein nicht taugen; die können dann noch einen guten Weinessig geben; und der Essig ist ein sicheres Mittel gegen die Fäulnis."
Ich mußte leider bald fort; und so nahmen wir einen kalten Abschied voneinander. Dies war mir in meinem innersten Herzen zuwider; denn keinen Mann in der Welt achtete und liebte ich mehr als Goethe; und nun sollte ich ihn vielleicht in meinem Leben nie wiedersehen. Die Postpferde waren auf den nächsten Morgen um fünf Uhr bestellt. Es war bereits elf Uhr abends; ich saß allein auf meinem Zimmer im Elefanten, das Haupt auf die Hand gestützt und Tränen in den Augen. Da bemächtigte sich meiner eine unbeschreibliche Sehnsucht, ihn zum letztenmal an meine Brust zu drücken; aber zugleich rührte sich auch der Stolz in meinem Herzen, und ich wollte mich nicht vor ihm demütigen. Ich lief nach Goethes Hause, sah noch Licht in seiner Wohnung, ging zu Riemer auf sein Zimmer und sagte: „Lieber Freund, kann ich nicht Goethe noch einen Augenblick sprechen? Ich wollte ihm doch gern ein letztes Lebewohl sagen." Riemer war erstaunt, aber da er meine Gemütsbewegung sah und alles wußte, antwortete er: „Ich werde es ihm sagen, ich will sehen, ob er noch nicht zu Bett gegangen ist." Er kam zurück und bat mich, einzutreten, indem er selbst ging. — Da stand Götz von Berlichingens und Hermann und Dorotheas Verfasser in der Nachtjacke und zog seine Uhr auf, um zu Bett zu gehen. Als er mich sah, sagte er freundlich: „Nun, mein Bester, Sie kommen ja wie Nikodemus!" — „Herr Geheimrat," sagte ich, indem ich ihn umarmte, „erlauben Sie mir, dem Dichter Goethe auf ewig Lebewohl zu sagen!" — „Leben Sie recht wohl, mein liebes Kind", sagte er herzlich. — „Nichts mehr! nichts mehr!" rief ich gerührt und verließ schnell das Zimmer.

An C. F. von Reinhard

[31. Dezember 1809] Die Wahlverwandtschaften schickte ich eigentlich als ein Zirkular an meine Freunde, damit sie meiner wieder einmal an manchen Orten und Enden gedächten. Wenn die Menge dieses Werkchen nebenher auch liest, so kann es mir ganz recht sein. Ich weiß, zu wem ich eigentlich gesprochen habe, und wo ich nicht ganz miß-

verstanden werde. Mit dieser Überzeugung war auch Ihnen das Büchlein adressiert, und Sie sind sehr liebenswürdig, mich ausdrücklich zu versichern, daß ich mich nicht geirrt habe.

Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos [griechisch: Volk, Volksgemeinde], es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen, und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren. Wie ich mich denn auf die Wirkung freue, welche dieser Roman in ein paar Jahren auf manchen beim Wiederlesen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geschreis das, was das Büchlein enthält, als ein unverändertes Faktum vor der Einbildungskraft steht, wenn man sieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert, so läßt man sich in der Fabel zuletzt auch so ein apprehensives Wunderkind gefallen, wie man sich in der Geschichte nach einigen Jahren die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaisers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet sein Recht wie das Geschehene.

[21. Februar 1810] Ihren erfreulichen Brief, mein verehrter Freund, erhalte ich heute früh, und heute abend läßt mir der Fürst Repnin gefällig sagen, daß er Ihnen noch etwas von mir gern überbrächte. Da sehe ich um mich her, was ich Ihnen schicken könnte, und wage es, die Bogen des zweiten Teils der Farbenlehre, die zu jenem ersten gehören, den Sie schon besitzen, einzupacken und mitzugeben. Lassen Sie solche nur leicht heften, die folgenden sende ich nach. Nur bitte ich, dieses werdende Werk geheim zu halten. Mitwollende gibt's wenig, Mißwollende viel. Wenn ich in diese Bogen hineinsehe, so kommt mir's manchmal vor, daß ich älter werde und daß ich radotiere: denn radotieren heißt nicht, wies das gemeine Lexikon sagt, allein albernes Zeug reden, sondern auch, das Rechte zur unrechten Zeit sagen; welches dem sogenannten Verstande immer albern vorkommt. Da Sie mir [in den Wahlverwandtschaften] meine liebe Ottilie so echt, gut und freundlich nehmen und auch dem Eduard Gerechtigkeit widerfahren lassen, der mir wenigstens ganz unschätzbar scheint, weil er unbedingt liebt, so gewinnen Sie gewiß diesem zweiten Teile des Farbenwesens so viel ab, daß er dem ersten, der Ihre Gunst erwerben konnte, die Wage hält. Wieviel anderes wirklich Erfreuendes und Erquickliches hätte ich nicht zu sagen, wenn wir einander gegenüber-

stünden; jetzt mag es ein Ende haben, weil ich einpacken und fortsenden muß, und mich nur noch Ihrem freundlichen Wollen empfehlen kann.

An Christiane

[Jena, 30. März 1810] August kommt wieder zu Euch hinüber, und ich freue mich seiner auf mehr als eine Weise; aber es ist doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht übersehe und bedenke, so ist mir sein heidelbergischer Aufenthalt lieber als sein jenaischer: es kommt schon etwas Kümmeltürkisches in ihn. Ich habe niemals einen so deutlichen Begriff von diesem Worte gehabt als jetzt. Ich will ihm seinen Sommer nicht verderben, und Du brauchst ihm hiervon nichts merken zu lassen; aber wenn es so fortgeht, so muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch sein mag. Da viel Zeit bis dahin ist, so wollen wir's besprechen; aber ich sage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten ... Lebe wohl und versäume nicht, zu diktieren, was vorgeht, und grüße Deinen hübschen Sekretär.

An die Hoftheater-Kommission

[Jena, 10. April 1810] Zum neunten Mai, als zu Schillers Todestag, der gerade auf einen Mittwoch fällt, wünschte ich ein Gedächtnisfest. In vier oder fünf Abteilungen würden Szenen aus Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, Maria Stuart und Tell gegeben. Die Glocke machte den Schluß. Meine früheren Stanzen, denen ich noch einige zufügen würde, würden zuletzt rezitiert. Ich wünschte hierüber Herrn Genasts Gedanken und nähere Vorschläge zu vernehmen. Es kann eine vortreffliche Repräsentation werden, die sehr viel Menschen anzieht und erfreut ...

An Frau Charlotte von Schiller

[Jena, 27. April 1810] Es gehört eine Überwindung dazu, liebe teilnehmende Freundin, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal sich äußern soll. Ihre guten Worte fordern mich indessen auf, und ich kann nicht ganz stumm bleiben.

Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das, was getan sein mußte und weiter keine Freude daran gehabt, als daß es getan war. So gingen die schönen und mitunter sehr schönen Tage hin, ohne innere Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabei zeigte sich noch etwas sehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, bloß durch eine einsamkrittlige Hypochondrie erzeugt wird. Mir erschienen nämlich nicht allein das Publikum, sondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, selbst die nächsten, immer unter jener Gestalt des Tyrannen, der den Becher so lange in den Strudel wirft, bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein so kühnes Gleichnis erlaubt habe, so verzeihen Sie mir gewiß, wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächst hier zu tun ist, beschäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichst eilen, nach Karlsbad zu kommen, weil mein jetziger leidlich behaglicher Zustand doch nur ein Scheinwesen ist, das, ehe man sich's versieht, in eine sehr unerfreuliche Wirklichkeit umschlagen kann.

Indessen muß ich notwendig noch einmal meine weimarischen Lieben besuchen und sehen: denn ich finde höchst nötig, mich von gewissen hypochondrischen Einflüssen zu befreien. Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreien soll.

An C. F. von Reinhard

[Reinhards Freund Sulpiz Boisserée hatte Goethen Zeichnungen vom Kölner Dom gesandt, um ihn für dessen Vollendung zu interessieren.]

[Jena, 14. Mai 1810] Das Portefeuille ist mir durch Herrn Zimmern in Jena zugestellt worden und hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. In Eile nur weniges von dem, was darüber zu sagen wäre.

Man kann niemandem vorschreiben, wohin er seine Liebhaberei wenden und wozu er die ihm einwohnenden Gaben ausbilden soll. Ferner ist alles dasjenige höchst schätzbar, was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, besonders wenn es in einem wahrhaft treuen historischen und kritischen Sinne geschieht.

Nach diesen sind die Bemühungen des jungen Mannes, durch welchen die vorliegenden Zeichnungen zustande gekommen, höchlich zu loben. Er ist dabei gründlich zu Werke gegangen, wie ich denn gern bekenne, daß der Grundriß des Doms zu Köln, wie er hier vorliegt, eins der interessantesten Dinge ist, die mir seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen. Der perspektivische Umriß gibt uns den Begriff

der Unausführbarkeit eines so ungeheuren Unternehmens, und man sieht, mit Erstaunen und stiller Betrachtung, das Märchen vom Turm zu Babel an den Ufern des Rheins verwirklicht.
Desto erfreulicher, obgleich ebenso erstaunenswürdig, ist die Restauration oder vielmehr der auf dem Papier unternommene Ausbau, welcher mit sehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Überlieferungen und aus dem sonst Bekannten dieser Kunstzeit und Bauart, das Wahrscheinliche so harmonisch als man es wünschen mag, zusammengestellt. Und man müßte sehr viel bewandter in diesen Dingen als ich sein, wenn man sich vermessen wollte, irgend etwas daran auszusetzen.
Freilich gehört eine solche leidenschaftliche Beschränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen. Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessiert, und ebenso eine Art von Abgötterei mit dem Straßburger Münster getrieben, dessen Fassade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer gedacht halte, als die des Doms zu Köln.
Am wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar sarazenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen, gern darstellen möchte. Doch bleibt im ganzen die Epoche, in welcher sich dieser Geschmack der Baukunst von Süden nach Norden verbreitete, immer höchst merkwürdig. Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- und Puppenzustand vor, in welchem die ersten italienischen Künstler auch gesteckt, bis endlich Michelangelo, indem er die Peterskirche konzipierte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt dargestellt hat.
Ich verarge es unterdessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bei dieser mittleren Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als notwendig an und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und welthistorischen Weissagungen.

An Christiane

[Karlsbad, 3. Juli 1810] Seit der Abreise der Kaiserin [von Österreich] habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin schon die Personen der ersten Zeit und die meisten meiner Bekannten fort. Indessen kommt unter so vielen Menschen immer einmal wieder ein alter Bekannter, oder es findet sich etwas interessantes Neues. Von Augelchen hat sich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kaiserin wird

für mich nicht ohne Folgen sein, man hat mir vertraut, daß sie mir eine Artigkeit erzeigen werde, die mich um so mehr freuen müsse, weil sie sich selbst etwas ausgedacht. Du sagst niemand davon, denn so etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwischen kommen, das die besten Absichten der Großen hindert. Nach Wien bin ich von hunderten eingeladen. Ich habe es nicht abgesagt, aber mir auf jeden Fall vorbehalten, Augusten an die Wohlwollenden zu adressieren. Er wird überall willkommen sein. Bis jetzt hab ich von dem edlen Jüngling keine Zeile erhalten, so daß ich nicht weiß, ob er die durch des Prinzen Bernhard Leute überschickte Sachen bekommen hat. Auch schreibst Du mir nichts von den getrockneten Trüffeln und Schwämmen, die in einen flachen Korb gepackt waren.

An C. F. von Reinhard

[Sulpiz Boisserée und sein Bruder Melchior Boisserée waren mit ihren Kunstsammlungen von Köln nach Heidelberg übergesiedelt.]

[Karlsbad, 22. Juli 1810] Da mein hiesiger Aufenthalt sich nach und nach zu Ende neigt und ich wahrscheinlich bald nach Töplitz gehe, so will ich ein ruhiges Wort vernehmen lassen und für den lieben Brief danken, den ich vor einiger Zeit erhalten.

Zuerst will ich Sie ersuchen, den jungen Freund in Heidelberg hinreichend aufzuklären, damit er deutlich erfahre, wie ich es meine. Es würde sonst, wenn er uns besucht, leicht ein verdrießliches Verhältnis geben, wenn er erst alsdann erführe, wie ich denke. Das, was er mit seinen Künstlern geleistet hat, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung des Gegenstandes ist trefflich: der Gegenstand selbst aber, für uns, nur an seiner Stelle schätzenswert, als ein Dokument einer Stufe menschlicher Kultur. Betrachteten freilich diese guten jungen Leute nicht einen solchen Mittelzustand als den obersten und letzten, wo sollen sie den Mut zu einer so unendlich mühsamen Arbeit hernehmen. Wenn der Ritter seine Schöne nicht für die schönste und einzige hielte, würde er Drachen und Ungeheuer um ihretwillen bekämpfen?

Ich habe schon oft genug in meinem Leben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, so daß ich neulich mich ganz und gar auch von den bessern enthalte. Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und die erste zugunsten der letzten zu nutzen, ist eigentlich ihre stille

Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel; aber ich mag mich weder gutmütig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Überzeugung befördern.

[Karlsbad, 22. Juli 1810. Der berühmte Historiker und Staatsmann Johannes (von) Müller, geboren 1752 zu Schaffhausen, ein unzuverlässiger Charakter, aber glänzender und einflußreicher Schriftsteller, war 1809 als königlich westfälischer Staatsrat und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts zu Kassel nach vielen Kränkungen durch die französischen Hofschranzen in unmittelbarer Wirkung einer persönlichen Roheit des Königs Jérôme erkrankt und aus einem Leben geschieden, das sich hauptsächlich zu Kassel, Mainz, Wien, Berlin und wiederum Kassel abgespielt hatte. Sein dreibändiges Werk „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte" war erst nach seinem Tode erschienen.] Müllers Werk habe ich in diesen Tagen mit Ruhe, und manche Abteilung wiederholt, gelesen. Es ist ein höchst dankenswertes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen. Freilich verbirgt sich ein jedes Individuum schwer hinter der Maske des von ihm hervorgebrachten Buches; vielmehr erkennt man den Autor aus der Schrift vielleicht deutlicher als aus dem Leben: denn es schneidet sich doch jeder die Welt ziemlich nach seiner Taille. So ist es auch hier, und ich liebe dies Werk besonders, weil es die Tugenden und die Mängel des Verfassers so deutlich ausspricht. Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respektabel, und diejenigen Teile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine wohlausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohltätig. Mir auf meiner einzelnen Warte ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunkt keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maßstab paßt, wird man befriedigt, wo er nicht mehr hinreicht, bleibt das Werk unzulänglich, und man weiß nicht, was der Verfasser will . . .

Mein diesjähriger Aufenthalt in Karlsbad nahm einen ganz eigenen Charakter an: die Lust des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar verlassen; nichts der Art wollte weiter gelingen, und so war ich auch des Durchstöberns und Durch-

klopfens der allzu bekannten Felsmassen völlig müde... In Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerstreuung", sagt Goethe in den „Annalen" von seinem Karlsbader Aufenthalt des Jahres 1810. Als europäische Berühmtheit und Freund des Herzogs hatte Goethe in Karlsbad, wo sich die vornehme Welt allsommerlich zu treffen pflegte, stets die wertvollsten Beziehungen anzuknüpfen gewußt. Auch in den höchsten Kreisen. So gewann er in diesem und dem folgenden Jahre die besondere Freundschaft der Kaiserin von Österreich, deren schöne Menschlichkeit ihn zu enthusiastischer Verehrung hinriß. „Ihr Aussehn ist zart," berichtet er seinem Herzog, „aber nicht eben kränklich, sowie denn wegen ihrer Gesundheitsumstände das Publikum wie die Ärzte geteilter Meinung sind. Sie trinkt Eselsmilch, weil man ihre Brust für angegriffen hält und scherzt oft über ihre Milchschwester... In ihren Äußerungen hat sie etwas Originelles. Sie spricht über die mannigfaltigsten Gegenstände, über menschliche Verhältnisse, Länder, Städte, Gegenden, Bücher und sonstiges, und drückt durchaus ein eigenes Verhältnis dieser Gegenstände zu ihr aus. Es sind eigene Ansichten, jedoch keineswegs sonderbar, sondern wohlzusammenhängend und ihrem Standpunkt vollkommen gemäß. Daß sie übrigens geübt ist, einem jeden etwas Angenehmes aus dem Stegreif zu sagen oder zu erwidern, läßt sich denken..." In Teplitz verkehrte er u. a. mit dem witzigen Fürsten von Ligne, „dem frohesten Manne des Jahrhunderts" und dem König Ludwig von Holland, dem Bruder Napoleons.

An F. A. Wolf

[F. A. Wolf, „der Vater der Altertumswissenschaft", früher Professor in Halle, seit einigen Jahren in Berlin um die Gründung der dortigen Universität bemüht, dessen Freundschaft Goethe in der ersten Zeit nach Schillers Tode so wohltätig gewesen war, hatte von Teplitz aus auf einem Geschäftsformular die in folgendem Brief gesperrt gedruckten Zeilen an den Dichter gerichtet; dieser, „der richtige Karlsbader" und Riemer, der mit Vorliebe Gieshübler Sauerbrunnen trank, antworten, indem sie die Zeilen Wolfs kommentieren.]

Höchst merkwürdiges und erfreuliches
Fragmentum epistolare cum notis et animadversionibus
Justi Carlsbadensis et Aciduli Gishübelii.

Das Blatt, worauf dieses Fragment geschrieben, hat ungefähr die Größe eines echten Papyrus, indem es nur drei bis vier Querfinger breit, zu Rechnungen liniiert und die Ausgabe von Gulden, Kreuzern und Hellern darauf zu notieren eingerichtet ist. Da nun beide letztere Rubriken jetziger Zeit unnötig sein möchten, weil gegenwärtig alles nur in Gulden evaluiert wird: so scheint dasselbe auf eine ältere Epoche zu deuten. Dieser Umstand, sowie der Mangel eines Datums, setzt die Ausleger in nicht geringe Verlegenheit; welche aber eben deswegen mit desto ernsterem Beruf und größerm Vergnügen ans Werk schreiten.

„In 10—14 Tagen bin ich in Karlsbad." Es würde sehr viel Seiten einnehmen, wenn man die Konjekturen alle aufzeichnen wollte, welche bei Ermanglung eines Grund- und Normaltages hier von den Kritikern durchgearbeitet werden mußten. Nach sehr vielen Kontroversen und Überlegungen vereinigten sie sich endlich, die Epoche des Blattes zwischen das Ende des Juni und den Anfang des Juli zu setzen; wobei sie sich, wie man sieht, einen billigen Spielraum vorbehielten. Eine von den Hauptschwierigkeiten, diese Stelle richtig zu erklären, entsprang daher, daß beide Ausleger geneigt waren, das eigentliche Datum (Ort und Zeit) dieses Dati (Erlasses) früher zu setzen, damit das Datum der Ankunft um so viel näher rückte.

„Hätten Sie wohl die Güte" Hier wurde eine Emendation gewagt, statt Güte, Freude zu setzen; weil man aber auch das Verbum und das übrige hätte ändern müssen, so hielt man es für besser, den Text stehen zu lassen und jenes für eine redneriſche Umschreibung dessen zu halten, was sich von selbst versteht.

„Mir um die Zeit" Die Verlegenheit wegen der Epoche und des Termins sowohl a quo als ad quem ging bei dieser Stelle von neuem an. Nach dem Vorgange Petavs und andrer Meister entschloß man sich, die Hälfte Julis, welche eben ein so ungewisser Termin ist, als fest anzunehmen. [Petavius, französischer Theologe, 1583—1652.]

„Auf acht Tage" Wir machen hier ein Komma, welches im Original fehlt, ob es uns gleich viel angenehmer gewesen wäre, das folgende Unterstrichene wenigstens auf die Zeit zu deuten. Acht Tage vergehen gar zu bald, und acht Tage wenigstens erlauben noch immer, seine Hoffnung auf vierzehn Tage wenigstens, ja auf vier Wochen auszudehnen.

„Wenigstens drei Zimmer" Hier fängt nun aber erst die Qual an, da nicht nur vom Auslegen, sondern vom Ausrichten die Rede ist.

Drei Zimmer wären vielleicht in dem Augenblick, wo dieses Gegenwärtige geschrieben wird, irgendwo zu haben; aber, ob beisammen, ob getrennt, wie und wo, ist nicht einmal auszusprechen, geschweige ob es morgen oder übermorgen noch so sein wird.

„Vorn heraus" Auch sogar diese einfache Bedingung ist gegenwärtig schwer zu erfüllen.

„Auf der Wiese," Durch diesen Zusatz wird die Sache noch schwerer. Wir haben zwar gegenwärtig zwei Wiesen, die Wiese oder Lauka schlechtweg und die neue Wiese, nowa lauka. (Hier ist wohl der Ort zu bemerken, daß es eines böhmischen Puristen Sache sein möchte, ob man nicht statt nowa, welches doch offenbar ein ausländisches Wort ist, ein inländisches bedeutenderes finden könnte, welches ganz vollkommen sein würde, wenn es zugleich die Wirtshaus-, Theater- und Judenwiese ausdrückte.) Auf der so genannten und wahrscheinlich gemeinten Wiese ist gegenwärtig keine Art von Zimmer noch Kammer mehr zu haben. Die Häuser sind bis in die äußersten Giebel bewohnt, so daß man abends Sterne in der Luft zu sehen glaubt, und sogar Dachkämmerchen werden nur aus Gunst vergeben.

„Oder sonst" Hier würden benannte Freunde zu jeder andern Zeit sich getröstet finden, wenn nicht auf eine ganz unglaubliche Weise die Hilfsbedürftigen, wie es jedoch scheint, meistens in guter gesunder Gesellschaft sich hier eingefunden und alle Räume weggenommen hätten.

„Auf jeden Fall bei guten Leuten zu besprechen." Diese Bedingung würde am ersten zu erfüllen sein. Die Karlsbader sind alle gut, nur haben sie dies Jahr bemerkt, daß sie den Fremden noch einmal soviel abnehmen können, ohne deshalb an ihrer guten Renommee abzunehmen, und es steht zu erwarten, daß sie in dieser Einsicht nicht zurückschreiten werden, wenn auch der Kurs der Banknoten auf einen bessern Weg zurückkehren sollte.

Die Unmöglichkeit, etwas Gewisses zuzusagen, nötigt also Unterzeichnete zu folgender bedenklicher Erklärung:

Ein anständiges Quartier in der Hälfte Juli auf kurze Zeit zu versprechen, ist völlig unmöglich. Es könnte nur durch den wunderbarsten Zufall ein solches offen werden, der jedoch keineswegs wahrscheinlich ist. Auch selbst ein ungeräumiges, in der geringsten Lage, würde nicht vorzubereiten sein. Das Städtchen ist schon bis hinter die Kirche und

bis zum Hirschensprung hinaus besetzt, und wir rücken selbst in unserm Hause so zusammen, daß es beinahe unbequem wird. Indessen möchten wir wünschen, daß die Freunde, zu unsrem Glücke, ihrem Glücke vertrauten und zu gedachter Zeit hieher kämen, um im schlimmsten Falle nur die Nacht unter Dach, allenfalls unter dem Dache, den übrigen Tag aber unter freiem Himmel, unter Bäumen, in Sälen, auf Spaziergängen, Spazierfahrten, und was dergleichen Seligkeiten dieses irdischen Paradieses mehr sind, zuzubringen; worüber niemand mehr erfreut sein könnte, als die Unterzeichneten.
Karlsbad, 3. Juli 1810. Justus Carlsbadensis. Acidulus Gishübelius.

An Professor Georg Satorius in Göttingen

[Karlsbad, Juli 1810] Hier in Karlsbad habe ich das Glück, seit acht Wochen nichts von deutscher Literatur und überhaupt nichts von Wissen oder Wissenschaft zu vernehmen, sowie ich auch keine Zeitung angesehen habe und nicht ins Theater gekommen bin. Ich fühle mich dadurch gleichsam in einem goldenen Zeitalter, in einem Paradies der Unschuld und Unbefangenheit, welches bloß dadurch einigermaßen gestört worden, daß ich den Nachdruck des Campischen Wörterbuchs für einen Dukaten gekauft habe und vor allen Dingen bemüht bin, so viel daraus zu lernen, als dieses Goldstück wert ist. So bleibt denn das übrige reiner Gewinn für die Zukunft. [Es handelt sich um das fünfbändige „Wörterbuch der deutschen Sprache", das der braunschweigische Schulmann und Jugendschriftsteller Joachim Heinrich Campe, der besonders durch seine Bearbeitung von Defoes Robinson bekannt geworden ist, soeben erscheinen ließ.]
Von meinem Farbenwesen ist mir hie und da ein Widerhall entgegengekommen, wie ohngefähr die Gebirge widerklingen, wenn man darin schießt. Man erfährt dadurch weiter nichts, als daß geschossen worden. Haben Sie die Güte, da Sie in der Mitte der Literatur sich befinden, einigemaßen achtzugeben, was sich Günstiges oder Ungünstiges ereignet; notieren Sie sich's auf ein Blättchen, wenn ich's auch erst spät erhalte, so bin ich dafür dankbar. Die große Arbeit, die ich gemacht und wovon ich doch noch einen Teil vor mir habe, soll mir wenigstens nützen, die Menschen, die Wissenschaften und sich selbst besser kennenzulernen.
Zelter ist gegenwärtig hier, und wahrscheinlich komm ich durch seine

Gegenwart weiter in meinem alten Wunsch, der Tonlehre auch von meiner Seite etwas abzugewinnen, um sie unmittelbar mit dem übrigen Physischen und auch mit der Farbenlehre zusammenzuknüpfen. Wenn ein paar große Formeln glücken, so muß das alles Eines werden, alles aus Einem entspringen und zu Einem zurückkehren. — Geheimrat Wolf ist gleichfalls hier. Seine metrische Übersetzung der Wolken des Aristophanes wird ein bedeutender Meteor an unserm philologischen und rhythmischen Himmel sein; wenn er sie nur bald zum Druck befördert.

An Christiane

[Teplitz, 11. August 1810] Fräulein von Riedesel wird dieses Blatt mit über die Berge nehmen, und es soll Dich bei Deiner Ankunft in Weimar begrüßen. Vor allen Dingen muß ich Dir ein Abenteuer erzählen. Ich war eben in ein neues Quartier gezogen und saß ganz ruhig auf meinem Zimmer. Da geht die Türe auf, und ein Frauenzimmer kommt herein. Ich denke, es hat sich jemand von unsern Mitbewohnern verirrt; aber siehe, es ist Bettine, die auf mich zugesprungen kommt, und noch völlig ist, wie wir sie gekannt haben. Sie geht mit Savignis nach Berlin und kommt mit diesen auf dem Wege von Prag her hier durch. Morgen gehen sie wieder weg. Sie hat mir Unendliches erzählt von alten und neuen Abenteuern. Am Ende geht es denn doch wohl auf eine Heirat mit Arnim aus. Lebe für diesmal recht wohl. Ich habe schon ein paar Bäder genommen, die mir ganz gut anschlagen. Der Herzog befindet sich abwechselnd. Zelter ist immer der alte. Seine Gegenwart macht mich sehr glücklich.

Luise Seidler in ihren Lebenserinnerungen

[Dresden, September 1810] Eines Morgens, während ich auf der Galerie arbeitete, erscholl die Kunde: Er ist da! Er ist auf der Galerie! „Ich habe ihn gesehen!" rief Frommann, „ich habe ihn gesprochen, er ist in bester Laune." Die Schwägerin meinte: „Ich weiß nicht, ob es nötig ist, ihm entgegenzugehen; ich denke, wir warten ihn hier ab." Diese Meinung drang durch. Aber als die imponierende Gestalt des Dichterfürsten, der trotz seiner einundsechzig Jahre in voller männlicher Schönheit strahlte, am äußersten Ende der Galerie sichtbar wurde, da flog sie ihm doch schnell entgegen. Ich blieb allein, überrascht, verdutzt zurück. In kindischer Verlegenheit darüber, daß mir

der Moment entschlüpft war, ihn auch sogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenstervertiefung. Hier hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei stehen blieb. „Das ist ja eine allerliebste Arbeit, diese heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!" hörte ich ihn sagen, „wer hat sie gemacht?" Man nannte ihm meinen Namen. Als er ihn erfahren hatte, schaute er um die Ecke und sah mich in meinem Versteck stehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen steigen, als er mir liebreich die Hand bot. In väterlich wohlwollendem Tone drückte er seine Freude aus, mir hier zu begegnen und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden. „Wo wohnen Sie, mein Kind?" fragte er weiter. „In der Xallee, neben dem Botanischen Garten", erwiderte ich. „Da werde ich Sie besuchen; wir wollen zusammen den Botanischen Garten besehen und diese herrlichen Augustabende recht genießen. Auch kann ich Ihnen noch manches zeigen; es gibt Privatsammlungen hier, die Sie gewiß noch nicht kennen. Nur wünschte ich nicht, daß davon gesprochen wird", fügte er hinzu. Wie beglückt war ich durch diese unerwartete Güte!

Als meine Nachbarin bemerkte, daß Goethe später oft in der Galerie auf- und niederwandelte und mit mir über Gemälde sprach, bat sie mich, ihn gelegentlich über die Bedeutung einer Schnecke zu fragen, welche im Vordergrunde einer uns gegenüberhängenden Verkündigung von Mantegna angebracht war. Ich benutzte einen günstigen Augenblick dazu, als der Dichter am nächsten Morgen wie gewöhnlich die Galerie besuchte. „Diese Schnecke ist ein Zierrat, meine Freundin, welchen die Laune des Malers hier angebracht hat. — Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zusammen spazieren!" flüsterte er mir dazwischen in aller Schnelligkeit zu, dann fuhr er in seinem vorigen Tone fort: — „Die Maler haben oft solche Phantasien und Einfälle, denen nicht immer eine tiefere Bedeutung zugrunde liegt." Er beendete nun seine Belehrung, als sei jene Einschaltung gar nicht gemacht worden. Gegen Abend kam wirklich der Wagen, Goethe und Seebeck saßen darin; wir fuhren an dem herrlichen Augustabend durch Dresdens reizende Umgegend. So geschah es mehrmals; ich erlebte köstliche Stunden. „Wo mag er nur die Abende zubringen?" hörte ich oft die Freunde fragen. „Niemer weiß auch nichts davon" ... Goethes Abschied von Dresden wurde mir erleichtert durch seine Einladung, ihn im Winter in seinem Hause zu besuchen. Er wollte

mir erlauben, ihn zu malen, um mich dadurch als Porträtmalerin bekannt zu machen. Auch wünschte er, daß ich ihm meine Arbeiten zuschicke, damit er sie den weimarischen Fürstlichkeiten zeige.

An C. F. von Reinhard

[Weimar, 6. Oktober 1810] Ihre liebe briefliche Sendung vom 3. August finde ich, mein verehrter Freund, erst bei meiner Rückkehr nach Weimar [am 3. Oktober], wo alles an mich gerichtete liegen geblieben, weil es ungewiß war, wohin ich meine Schritte lenken würde. Nun bin ich ungeachtet mancher Lockungen nach Osten, Norden und Süden, ungeachtet meines Wunsches, Sie im Westen zu besuchen, wieder auf meinem alten Flecke und mache bei aller Veränderlichkeit wie der Mond doch immer wieder das alte Gesicht.

Nun werde ich auch hoffentlich bald erfahren, daß Sie wieder in Kassel glücklich eingetroffen sind, und wie Ihre Sommerreise abgelaufen. Karlsbad hat mich diesmal nicht sonderlich, Teplitz sehr gut behandelt, so daß es mich wahrscheinlich künftigen Sommer zuerst anziehen wird. An dem ersten Orte der Kaiserin von Österreich nicht unbekannt geblieben zu sein, an dem letzten den König von Holland näher gekannt zu haben, waren große Gewinnste, an denen ich mich immer werde zu erfreuen haben. Sonst habe ich noch manchen ältern Freund wiedergesehen und manche liebe neue Bekanntschaft gefunden.

Dresden mit seinen Kunst- und Naturschätzen, Freiberg mit seiner unter- und oberirdischen Tätigkeit, Chemnitz durch seine Spinnmaschinen, Altenburg und Löbichau durch die Anmut der Herzogin von Kurland, haben mir eine sehr erfreuliche und unterhaltende Rückreise gegeben, wozu das herrliche, den Müllern höchst unerwünschte, den Reisenden höchst erwünschte Wetter das Seinige beitrug ...

[Auf ihrem Schloß Löbichau im Altenburgischen lebte seit 1796 die 1761 geborene dritte Frau (seit 1800 Witwe) des letzten Herzogs von Kurland, Dorothea, geb. v. Medem, eine jüngere Stiefschwester der Frau Elisa von der Recke. Sie war eine leichtsinnige, gutmütige, wohltätige Dame, die durch ihre Erscheinung und eine liebenswürdige Lebhaftigkeit bestach, aber ohne alle tiefere Kultur und ganz französisch orientiert. Gleichwohl verschmähte sie nicht, auch von deutschen Berühmtheiten gelegentlich sich huldigen zu lassen.]

[Weimar, 8. Oktober 1810] Ew. Durchlaucht verzeihen eine unterthänigste Bitte, deren gnädige Gewährung ich mit dem lebhaftesten Dank, deren Versagung ich mit heitrer Ergebenheit empfangen werde. Es betrifft meinen Sohn August, der bald sein 21. Jahr erfüllt und für den ich die Stelle eines Kammerassessors erbitten möchte.

Ich führe nur kürzlich an, daß er von Jugend auf in mancherlei Kenntnissen unterrichtet worden; daß er anderthalb Jahr in Heidelberg der Jurisprudenz hauptsächlich sich befleißigt, weil sie als Fundament eines Geschäftslebens anzusehen ist; daß er nunmehr ein Jahr in Jena diese Studien fortgesetzt und zugleich, was von Kameral- und ökonomischen Wissenschaften überliefert wird, sich zuzueignen gesucht hat, und daß sein Betragen gleichförmig und lobenswürdig sei. Dieses alles jedoch würde mich nicht zu jener Bitte bewegen, indem er wohl einige Jahre in Jena zu verweilen und sodann bei einem Rentbeamten auf dem Lande den Gang der Geschäfte von unten hinauf kennenzulernen gedenkt.

Denn eigentlich entspringt mein gewissermaßen voreiliger Wunsch aus der peinlichen Lage, in welcher sich mein Sohn in Jena befindet. Die mancherlei Verbindungen der Studenten sind bekannt, die unter der Form von Landsmannschaften, geheimen Orden, Kongregationen, Kränzchen und Gelagen sich konstituieren, einander entgegenarbeiten, Händel und Explosionen verursachen, sodann gestört, unterdrückt und niemals ausgerottet werden. Diese Dinge hat mein Sohn, mit meinem Vorwissen, in Heidelberg gründlich kennengelernt, in Jena enthält er sich, rücksichtlich auf seine Verhältnisse, von allem und steht dadurch freilich ganz isoliert und muß gegen alle Parteien face machen, welches denn, so klug er sich auch benimmt, ein unbequemer und gefährlicher Stand bleibt.

Hierzu kommt noch, daß er als Student von einer Gesellschaft der Honoratioren ausgeschlossen ist, welche man die Resource nennt, und welche keinen Studierenden aufnimmt.

Es ist also in diesem Sinne, daß ich Ew. Durchlaucht bitte, die ihm etwa zugedachte Gnade zu beschleunigen. Sobald er aus der Reihe der Studenten herausgehoben ist, hat er keine Anfechtungen weiter und kann seine Winterabende in Gesellschaft von Professoren, fürstlichen Dienern, Kaufleuten und andern im Leben schon eingeweihten

Männern zubringen, manches erfahren und sich zu manchem bilden. Auch wird es kein geringer Antrieb für ihn sein, wenn Ew. Durchlaucht ihm das bestimmte Ziel schon früher aufstecken, das er zu erreichen hat. Er ist eigentlich praktischer Natur, auch über seine Jahre im Leben einsichtig und gewandt und weiß, wie ich schon in häuslichen Dingen sehe, ein ihm aufgetragenes Geschäft mit Ruhe und Sicherheit durchzuführen. Dabei hegt er eine treue angeborene Anhänglichkeit an Ew. Durchlaucht Höchste Person und was das Glück hat, Ihnen anzugehören. Nach außen, in die Fremde, bemerkt man kein Streben, keine Richtung an ihm, so daß er sich sehr bald mit dem vorliegenden Innern bekanntmachen und im Gegenwärtigen und Einzelnen brauchbar und nützlich sein wird. Irgendeiner Prüfung unterwirft er sich mit Vergnügen.

An Bettina Brentano

[Weimar, 25. Oktober 1810] Nun bin ich, liebe Bettine, wieder in Weimar ansässig und hätte Dir schon lange für Deine lieben Blätter danken sollen, die mir alle nach und nach zugekommen sind, besonders für Dein Andenken vom 27. August. Anstatt nun also Dir zu sagen, wie es mir geht, wovon nicht viel zu sagen ist, so bringe ich eine freundliche Bitte an Dich. Da Du doch nicht aufhören wirst, mir gern zu schreiben und ich nicht aufhören werde, Dich gern zu lesen, so könntest Du mir noch nebenher einen großen Gefallen tun. Ich will Dir nämlich bekennen, daß ich im Begriff bin, meine Bekenntnisse zu schreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehn; aber in jedem Fall bedarf ich Deiner Beihilfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche andre, die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast Du eine schöne Zeit mit der teuren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtnis. Setze Dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden. Schicke von Zeit zu Zeit etwas, und sprich mir dabei von Dir und Deiner Umgebung. Liebe mich bis zum Wiedersehn.

An Goethe von Bettina Brentano

[4. November 1810] Du hast doch immer eine Ursache, mir zu schreiben, ich hab aber nichts behalten, noch in Betracht gezogen, als nur das

Ende: „Liebe mich bis zum Wiedersehn.“ Hättest Du diese letzten Worte nicht hingesetzt, so hätt ich vielleicht noch Rücksicht genommen aufs Vorhergehende; diese einzige Freundlichkeit hat mich überschwemmt, hat mich gefangen gehalten in tausend süßen Gedanken von gestern abend an bis heute wieder abend. Aus dem allen kannst Du schließen, daß mir Dein Brief ungefähr vor vierundzwanzig Stunden frische Luft ins Zimmer gebracht hat. Nun war ich aber seitdem wie ein Dachs, dem die Winterwelt zu schlecht ist, und habe mich in den warmen Boden meiner eignen Gedanken vergraben. Was Du verlangst, hat für mich immer den Wert, daß ich es der Gabe würdig achte; ich gebe daher die Nahrung, das Leben zweier regen Jahre gern in Dein Gewahrsam, es ist wenig in bezug auf viel, aber unendlich, weil es einzig ist.

Nur erst, wenn alles begriffen ist, kann das Etwas seinen vollen Wert erweisen, und somit begreifst Du mich, wenn ich Dir erzähle, daß das Wochenbett Deiner Mutter, worin sie Dich zur Welt brachte, blaugewürfelte Vorhänge hatte. Sie war damals achtzehn Jahre alt und ein Jahr verheiratet; hier bemerkte sie, Du würdest wohl ewig jung bleiben und Dein Herz würde nie veralten, da Du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest. Drei Tage bedachtest Du Dich, eh Du ans Weltlicht kamst und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß Dich die Not aus dem eingebornen Wohnort trieb, und durch die Mißhandlung der Amme kamst Du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie legten Dich in einen sogenannten Fleischarden und bäheten Dir die Herzgrube mit Wein, ganz an Deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bett; als Du zuerst die Augen aufschlugst, rief sie hervor: Rätin, er lebt! „Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde!“ sagte sie mir in ihrem fünfundsiebzigsten Jahr. Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndikus war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohl der Stadt an, und so wurde auch Deine schwere Geburt die Veranlassung, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. „Schon in der Wiege war er den Menschen eine Wohltat“, sagte die Mutter, sie legte Dich an ihre Brust, allein Du warst nicht zum Saugen zu bringen, da wurde Dir eine Amme gegeben. An dieser hat er mit rechtem Appetit und Behagen getrunken, da es sich nun fand, sagte

sie, daß ich keine Milch hatte, so merkten wir bald, daß er gescheiter gewesen war wie wir alle, da er nicht an mir trinken wollte.
Siehst Du, nun bist Du einmal geboren, nun kann ich schon immer ein wenig pausieren, nun bist Du einmal da, ein jeder Augenblick ist mir lieb genug, um dabei zu verweilen, ich mag den zweiten nicht herbeirufen, daß er mich vom ersten verdränge. —

An Bettina Brentano

[12. November 1810] In diesem Augenblick habe ich nicht mehr Fassung und Ruhe, als Dir zu sagen, fahre fort, so lieb und anmutig zu sein. Laß mich nun bald taufen! Adieu.

An Goethe von Bettina Brentano

[24. November 1810] Laß mich Dir noch erzählen, daß Dein Großvater zum Gedächtnis Deiner Geburt einen Birnbaum in dem wohlgepflegten Garten vor dem Bockenheimer Tor gepflanzt hatte, der Baum ist sehr groß geworden, von seinen Früchten, die köstlich sind, hab ich gegessen und — Du würdest mich auslachen, wenn ich Dir alles sagen wollte. Es war ein schöner Frühling, sonnig und warm, der junge hochstämmige Birnbaum war über und über bedeckt mit Blüten, nun war's, glaub ich, am Geburtstag der Mutter, da schafften die Kinder den grünen Sessel, auf dem sie abends, wenn sie erzählte, zu sitzen pflegte, und der darum der Märchensessel genannt wurde, in aller Stille in den Garten, putzten ihn auf mit Bändern und Blumen, und nachdem Gäste und Verwandte sich versammelt hatten, trat der Wolfgang als Schäfer gekleidet mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldnen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranz auf dem Kopf unter den Birnbaum und hielt eine Anrede an den Sessel als den Sitz der schönen Märchen; es war eine große Freude, den schönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu sehen, wie er im Feuer der Rede, welche er mit großer Zuversicht hielt, aufbrauste. Der zweite Teil dieses schönen Festes bestand in Seifenblasen, die im Sonnenschein von Kindern, welche den Märchenstuhl umkreisten, in die heitere Luft gehaucht, von Zephyr aufgenommen und schwebend hin und her geweht wurden; so oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie alles: ein Märchen! ein Märchen! wenn die Blase, von der krausen Wolle des Tuchs eine Weile gehalten, endlich platzte, schrien sie wieder: das Märchen platzt. Die Nachbars-

leute in den angrenzenden Gärten guckten über Mauer und Verzäunung und nahmen den lebhaftesten Anteil an diesem großen Jubel, so daß dies kleine Fest am Abend in der ganzen Stadt bekannt war. Die Stadt hat's vergessen, die Mutter hat's behalten und es sich später oft als eine Weissagung Deiner Zukunft ausgelegt.

Nun, lieber Goethe, muß ich Dir bekennen, daß es mir das Herz zusammenschnürt, wenn ich Dir diese einzelnen Dinge hintereinander hinschreibe, die mit tausend Gedanken zusammenhängen, welche ich Dir weder erzählen noch sonst deutlich machen kann, denn Du liebst Dich nicht wie ich, und Dir muß dies wohl unbedeutend erscheinen, während ich keinen Atemzug von Dir verlieren möchte. — Daß vieles sich nicht verwindet, wenn's einmal empfunden ist, daß es immer wiederkehrt, ist nicht traurig; aber daß die Ufer ewig unerreichbar bleiben, das schärft den Schmerz. — Wenn mir Deine Liebe zu meiner Mutter durchklingt und ich überdenke das Ganze, dies Zurückhalten, dies Verbrausen der Jugend auf tausend Wegen — es muß sich ja doch einmal lösen. — Mein Leben: was war's anders als ein tiefer Spiegel des Deinigen, es war liebende Ahnung, die alles mit sich fortzieht, die mir von Dir Kunde gab; und so war ich Dir nachgekommen ans Licht, und so werd ich Dir nachziehen ins Dunkel.

[28. November 1810] Einmal stand jemand am Fenster bei Deiner Mutter, da Du eben über die Straße herkamst mit mehreren andern Knaben; sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. — Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest Du, und später werd ich mich mit noch allerlei auszeichnen; und das ist auch wahr geworden, sagte die Mutter.

Einmal zur Herbstlese, wo denn in Frankfurt am Abend in allen Gärten Feuerwerke abbrennen und von allen Seiten Raketen aufsteigen, bemerkte man in den entferntesten Feldern, wo sich die Festlichkeit nicht hin erstreckt hatte, viele Irrlichter, die hin- und herhüpften, bald auseinander, bald wieder eng zusammen, endlich fingen sie gar an, figurierte Tänze aufzuführen; wenn man nun näher drauf los kam, verlosch ein Irrlicht nach dem andern, manche taten noch große Sätze und verschwanden, andere blieben mitten in der Luft und verlöschen dann plötzlich, andre setzten sich auf Hecken und Bäume, weg waren sie, die Leute fanden nichts, gingen wieder zurück, gleich

fing der Tanz von vorne an; ein Lichtlein nach dem andern stellte sich wieder ein und tanzte um die halbe Stadt herum. Was war's? — Goethe, der mit vielen Kameraden, die sich Lichter auf die Hüte gesteckt hatten, da draußen herumtanzte.

Das war Deiner Mutter eine der liebsten Anekdoten, sie konnte noch manches dazu erzählen, wie Du nach solchen Streichen immer lustig nach Hause kamst und hundert Abenteuer gehabt usw. — Deiner Mutter war gut zuhören:

In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen, ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen, auf einen Stuhl hing ich einen Überrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein paar Stiefel dazu, auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw., auf den dritten kam alles vom Feinsten nebst Degen und Haarbeutel; das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Gala; kam ich nun am andern Tag hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andre dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Geleis; wie ich nun so eine Weste nehme und sie am offnen Fenster recht herzhaft in die Luft schwinge, fahren mir plötzlich eine Menge kleiner Steine ins Gesicht; darüber fing ich an zu fluchen, er kam hinzu, ich zanke ihn aus, die Steine hätten mir ja ein Aug aus dem Kopf schlagen können; — nun es hat Ihr ja kein Aug ausgeschlagen, wo sind denn die Steine, ich muß sie wieder haben, helf Sie mir wieder suchen, sagte er; nun muß er sie wohl von seinem Schatz bekommen haben, denn er bekümmerte sich gar nur um die Steine, es waren ordinäre Kieselsteinchen und Sand; daß er den nicht mehr zusammenlesen konnte, war ihm ärgerlich, alles was noch da war, wickelte er sorgfältig in ein Papier und trug's fort; den Tag vorher war er in Offenbach gewesen, da war ein Wirtshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen, er hatte sie sehr gern, das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte.

Diese und die folgende Geschichte haben mir den lebhaftesten Eindruck gemacht, ich seh Dich in beiden vor mir, in vollem Glanz Deiner Jugend. An einem hellen Wintertag, an dem Deine Mutter Gäste hatte, machtest Du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main

zu fahren. Mutter, Sie hat mich ja doch noch nicht Schlittschuhe laufen sehen, und das Wetter ist heut so schön usw. — Ich zog meinen karmoisinroten Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus, da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den andern durch, die Luft hatte ihm die Backen rot gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen; wie er nun den karmoisinroten Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsch und lacht mich ganz freundlich an. — Nun, was willst Du? sag ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb Sie mir Ihren Sammetrock! — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin, wie ein Götterson auf dem Eis; Bettine, wenn Du ihn gesehen hättest!! — So was Schönes gibt's nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief, und wie da der Wind ihm die Schlepp lang hintennach trug. Damals war Deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen.

Nun bei dieser Geschichte kann ich wieder sagen, was ich Dir in Töplitz sagte: daß es mich immer durchglüht, wenn ich an Deine Jugend denke, ja es durchglüht mich auch, und ich hab einen ewigen Genuß dran. —

... Dein Großvater war ein Träumender und Traumdeuter, es ward ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar; einmal sagte er einen großen Brand, dann die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus; dieses war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es sich in der Stadt verbreitet und erregte allgemeines Staunen, da es eintraf. Heimlich vertraute er seiner Frau, ihm habe geträumt, daß einer der Schöffen ihm sehr verbindlicher Weise seinen Platz angeboten habe; nicht lange darauf starb dieser am Schlag, seine Stelle wurde durch die goldne Kugel Deinem Großvater zuteil. Als der Schultheiß gestorben war, wurde noch in später Nacht durch den Ratsdiener auf den andern Morgen eine außerordentliche Ratsversammlung angezeigt; das Licht in seiner Laterne war abgebrannt, da rief der Großvater aus seinem Bette: Gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja doch die Mühe bloß für mich. Kein Mensch hatte diese Worte beachtet, er selbst äußerte

am andern Morgen nichts und schien es vergessen zu haben, seine älteste Tochter (Deine Mutter) hatte sich's gemerkt und hatte einen festen Glauben dran; wie nun der Vater ins Rathaus gegangen war, steckte sie sich nach ihrer eignen Aussage in einen unmenschlichen Staat und frisierte sich bis an den Himmel. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand im Lehnsessel ans Fenster. Mutter und Schwestern glaubten, die Schwester Prinzeß (so wurde sie wegen ihrem Abscheu vor häuslicher Arbeit und Liebe zur Kleiderpracht und Lesen genannt) sei närrisch, sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Ratsherrn kommen würden, ihnen wegen dem Vater, der heute zum Syndikus erwählt werde, zu gratulieren; da nun die Schwestern sie wegen ihrer Leichtgläubigkeit verlachten, sah sie vom hohen Sitz am Fenster den Vater im stattlichen Gefolge vieler Ratsherrn daher kommen; versteckt Euch, rief sie, dort kommt er und alle Ratsherrn mit; keine wollt es glauben, bis eine nach der andern den unfrisierten Kopf zum Fenster hinausteckte und die feierliche Prozession daher schreiten sah, liefen alle davon und ließen die Prinzeß allein im Zimmer, um sie zu empfangen.

So entfernt Du von ihr warst, so lange Zeit auch: Du warst nie besser verstanden als von ihr; während Gelehrte, Philosophen und Kritiker Dich und Deine Werke untersuchten, war sie ein lebendiges Beispiel, wie Du aufzunehmen seist. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor, so zu rechter Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton daß in diesen auch meine Welt anfing lebendigere Farbe zu empfangen, und Geschwister und Freunde dagegen in die Schattenseite traten. Das Lied: „So laßt mich scheinen bis ich werde" legte sie herrlich aus, sie sagte, daß dies allein schon beweisen müsse, welche tiefe Religion in Dir sei, denn Du habest den Zustand darin beschrieben, in dem allein die Seele wieder sich zu Gott schwingen könne, nämlich ohne Vorurteile, ohne selbstische Verdienste, aus reiner Sehnsucht zu ihrem Erzeuger; und daß die Tugenden, mit denen man glaube, den Himmel stürmen zu können, lauter Narrenspossen seien, und daß alles Verdienst vor der Zuversicht der Unschuld die Segel streichen müsse, diese sei der Born der Gnade, der alle Sünde abwasche, und jedem Menschen sei diese Unschuld eingeboren und sei das Urprinzip aller Sehnsucht nach einem göttlichen Leben; auch in dem verwirrtesten Gemüt vermittele sich ein tiefer Zusammenhang mit seinem Schöpfer, in jener

unschuldigen Liebe und Zuversicht, die sich trotz aller Verirrungen nicht ausrotten lasse, an diese solle man sich halten, denn es sei Gott selber im Menschen, der nicht wolle, daß er in Verzweiflung aus dieser Welt in jene übergehe, sondern mit Behagen und Geistesgegenwart, sonst würde der Geist wie ein Trunkenbold hinüberstolpern und die ewigen Freuden durch sein Lamento stören, und seine Albernheit würde da keinen großen Respekt einflößen, da man ihm erst den Kopf wieder müsse zurecht setzen. Sie sagte von diesem Lied, es sei der Geist der Wahrheit mit dem kräftigen Leib der Natur angetan, und nannte es ihr Glaubensbekenntnis, die Melodien waren elend und unwahr gegen den Nachdruck ihres Vortrags und gegen das Gefühl, was in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorklang. Nur wer die Sehnsucht kennt; ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopf des Katharinenturms, der das letzte Ziel der Aussicht war, die sie vom Sitz an ihrem Fenster hatte, die Lippen bewegten sich herb, die sie am Ende immer schmerzlich ernst schloß, während ihr Blick in die Ferne verloren glühte, es war, als ob ihre Jugendsinne wieder anschwöllen, dann drückte sie mir wohl die Hand und überraschte mich mit den Worten: Du verstehst den Wolfgang und liebst ihn. —

An den Herzog

[1. Januar 1811] Die vergangene Nacht, gnädigster Herr, entschuldigt mich, wenn ich nicht persönlich aufwarte und nur mit wenigen Worten meine Empfindungen andeute.

Im verflossenen Jahre verdanke ich Ew. Durchlaucht außer manchem andern bedeutenden Guten auch die Erfüllung meines höchsten Wunsches. Möge der Jüngling, der sich nun unter die Ihrigen zählen darf, durch eine lange Reihe von Jahren Zeuge sein des Glückes, das Sie Sich und andern in einer bedenklichen Zeit zu verschaffen wissen. Seine Gesinnungen gleichen den meinigen, es kann ihm nicht mehr am Herzen liegen, als Ew. Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit.

An Georg Sartorius

[12. Februar 1811] Doch haben wir in diesen Tagen noch einen größern theatralischen Triumph erworben, indem wir den standhaften Prinzen von Calderon nach Schlegels Übersetzung mit allgemeiner Teilnahme aufgeführt. Jedermann machte uns das Kompliment, daß es über alle Erwartung geraten, und niemand verhehlt seinen

Unglauben, den er an dem Glück unsers Unternehmens gehegt hatte. Beim Theater kommt freilich alles auf eine frische unmittelbare Wirkung an. Man will nicht gern reflektieren, denken, zugeben, sondern man will empfangen, genießen; daher ja oft auch geringere Stücke eine günstigere Aufnahme erleben als die bessern; und zwar mit Recht. Diesmal aber haben wir ein Stück, das vor nahe zweihundert Jahren unter ganz anderm Himmelsstriche für ein ganz anders gebildetes Volk geschrieben ward, so frisch wiedergegeben, als wenn es eben aus der Pfanne käme. Die Teilnahme aller Klassen war dieselbe, und ich freue mich darüber gar höchlich, weil ich meine Mühe und Sorge, die ich auf die Wiederbelebung eines Werkes, das ich für höchst vortrefflich halte, seit ein paar Jahren gewendet habe, nunmehr reichlich belohnt sehe.

Von mir habe ich übrigens nicht viel zu sagen. Meine eigenen Sommerwanderungen haben die Wanderjahre Wilhelm Meisters verzögert; jetzt lasse ich an der Hackertschen Biographie drucken und mache mir den Spaß, an meiner eigenen zu schreiben. Ich muß aber erst einen guten Teil vor mir sehen, bis ich beurteilen kann, ob dieses Unternehmen zulässig ist ...

An Zelter

[Weimar, 28. Februar 1811] Von dem berühmten ersten Sekretär der Londoner Sozietät, Oldenburg, habe ich gelesen, daß er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor sich gestellt, alsdann aber auch, sogleich nach dem ersten Lesen, seine Antwort aufgesetzt. So habe er eine ungeheure Korrespondenz mit Bequemlichkeit bestritten. Hätte ich diese Tugend nachahmen können, so würden sich nicht so viele Menschen über mein Stillschweigen zu beschweren haben. Diesmal aber erregt Ihr lieber angekommener Brief mir eine solche Lust zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unseres Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, daß, wo nicht gleich beim ersten Lesen, doch wenigstens beim Erwachen des nächsten Morgens, diese Zeilen an Sie gerichtet werden.

Zuvörderst also bedaure ich Sie, daß Sie schreiben müssen, da wo Sie tun und wirken sollten. Die Geschäfte haben sich überall, besonders aber bei Euch, seit langer Zeit ins Papier gezogen, und die Geschäftsleute [Beamte] bedenken nicht, daß Akten, vom lateinischen Acta hergeleitet, so viel heißt als Getanes, und daß also darin

keineswegs eingeheftet werden dürfe, was man tun werde oder wolle.

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie die Farbenlehre nicht außer acht lassen; und daß Sie solche in kleinen Dosen zu sich nehmen, wird sehr gute Wirkung tun. Ich weiß recht gut, daß meine Art, die Sache zu behandeln, so natürlich sie ist, sehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, daß jedermann die Vorteile sogleich gewahr werden und sich zueignen solle. Die Mathematiker sind närrische Kerls, und sind soweit entfernt, auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen muß. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabei benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Übrigens wird mir denn doch bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im stillen weiß, daß diejenige Kultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich, irgendwo zu sagen: J'ai toujours remarqué que la Géometrie laisse l'esprit où elle le trouve. — Auch hat schon Franklin eine besondre Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Fall der alten Preußen im Oktober 1806. Sie glaubten noch taktisch zu siegen, da sie strategisch lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bei Weimar und Blankenhain herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch. Jene Lehre ist schon ausgelöscht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Großtun, ich schäme mich dessen so wenig, als die Herren sich ihres Kleintuns . . . Da ich noch hübsches Papier vor mir sehe, so will ich noch hinzufügen, daß mir dieser Tage etwas sehr Erfreuliches widerfahren, indem mir von seiten der Kaiserin von Österreich Maj. eine schöne goldne Dose, mit einem brillantenen Kranz und dem darin nach allen Buchstaben ausgedruckten Namen Luise zugestellt worden. Ich weiß, Sie nehmen auch Anteil an diesem Ereignis, da uns nicht leicht ein so unerwartetes und belebendes Gute begegnet. Nun leben Sie recht

wohl, liebe Sonne, und fahren Sie fort zu erwärmen und zu erleuchten.

An das Polizeikollegium, Weimar

[(März) 1811] Ganz gehorsamstes Promemoria. Nach der älteren, erst vor kurzem unter dem 26. Februar erneuerten Polizeiverordnung, welche den Herrschaften zur Pflicht macht, die Dienstboten nicht bloß mit allgemeinen und unbedeutenden Atteſten zu entlassen, sondern darin gewissenhaft ihr Gutes und ihre Mängel auseinanderzusetzen, habe ich der Charlotte Hoyer, welche als Köchin bei mir in Diensten gestanden, als einer der boshaftesten und inkorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen, ein, wie die Beilage ausweist, freilich nicht sehr empfehlendes Zeugnis bei ihrem Abschiede eingehändigt.
Dieselbe hat sogleich ihre Tücke und Bosheit noch dadurch im Übermaß bewiesen, daß sie das Blatt, worauf auch ihrer ersten Herrschaft Zeugnis gestanden, zerrissen und die Fetzen davon im Hause herumgestreut; welche zum unmittelbaren Beweis gleichfalls hier angefügt sind.
Ein solches gegen die Gesetze wie gegen die Herrschaften gleich respektwidriges Benehmen, wodurch die Absichten eines hohen Polizeikollegii sowohl, als der gute Wille der Einzelnen, den vorhandenen Gesetzen und Anordnungen nachzukommen, fruchtlos gemacht werden, habe nicht verfehlen wollen, sogleich hiermit schuldigst anzuzeigen und die Ahndung einer solchen Verwegenheit einsichtsvollem Ermessen anheim zu geben; wobei ich noch zu erwähnen für nötig erachte, daß es die Absicht gedachter Hoyer war, in die Dienste des hiesigen Hofschauspielers Wolff zu treten.
(Beilage.) Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr nur, nach eignem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer andern verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Türen horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeiordnung, hiermit ohne Rückhalt bezeugen wollen.

An C. F. von Reinhard

[Weimar, 8. Mai 1811] Gegenwärtig ist ein interessanter junger Mann bei uns, dessen Bekanntschaft ich Ihnen gleichfalls verdanke, Sulpiz Boisserée, der mir sehr wohl gefällt und mit dem ich auch ganz gut zurechtkomme.

Denn ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja, was uns an Gesinnungen und Meinungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider: denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigentümlichkeit betrachtet werden, und man hat neben seinem Naturell auch noch seine früheren Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen, auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. So geht es mir mit diesem, und ich denke, wir wollen in Frieden scheiden.

Überhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen, für das, was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre, was die übrigen treiben. Boisserée hat mir ein halb Dutzend Federzeichnungen von einem jungen Mann namens Cornelius, der sonst in Düsseldorf lebte und sich jetzt in Frankfurt aufhält, und mit dem ich früher, durch unsere Ausstellungen bekannt geworden, mitgebracht, die wirklich verwundersam sind. Es sind Szenen nach meinem Faust gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut paßt, und hat sehr geistreiche gutgedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zutage gefördert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weiter bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen ...

Sulpiz Boisserée an seinen Bruder Melchior

[Weimar, 3. Mai 1811] Ich komme eben von Goethe, der mich recht steif und kalt empfing, ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht untertänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif und vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße: „Recht schön", sagte er. Wir kamen gleich

auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag von Cotta und alle diese äußern Dinge. „Ja, ja, schön, hm, hm." Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im [Kölner] Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde, — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, taute er etwas auf, bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hatte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürers Zeitgenossen in den Niederlanden; daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst im Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein; ich war in allen Stücken so billig wie Du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein „ja, ja, schön, merkwürdig". Ich gab großmütig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eyck zum besten, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich aber ließ ich nicht undeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken noch nicht gern ausspreche; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen, das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede, das Gespräch führte zu unserm gemeinschaftlichen Besitz von Appollinarisburg, von seinen Verhältnissen zur Regierung, zu seiner Frau, so daß ziemlich das Wesentlichste berührt wurde; das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch; erinnerte mich noch, zum Erbprinzen zu gehen, ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen, er wolle alles schon einleiten.

Ich kündigte ihm Cornelius' Zeichnungen an, das gefiel ihm, ich schickte sie ihm nach Tisch; ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Stil seien, aber er wurde abgerufen; es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, recht weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen. Als ich durch's Vorzimmer ging, sah ich ein kleines, dünnes,

schwarzgekleidetes Herrchen in seidenen Strümpfen mit ganz gebücktem Rücken zu ihm hineinwandeln, da wird er wohl seine Vornehmigkeit haben brauchen können! Ist es ein Wunder, wenn ein Mensch, der sein ganzes Leben hindurch von Schmeichlern und Bewunderern umringt, und von klein und groß wie ein Stern erster Größe angestaunt und gepriesen wird, am Ende auf solche hoffärtige Sprünge kommt, die aber auch gleich aufhören, sobald ihm jemand gegenübersteht, der zwar das eminente Verdienst hochachtet, seinem eigenen Wert aber nicht alles vergibt.

[Weimar, 6. Mai 1811] Mit dem alten Herrn geht mir's vortrefflich, bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. „Da sehen Sie einmal, Meyer," sagte er zu diesem, der auch hereinkam, „die alten Zeiten stehen leibhaftig wieder auf!" Der alte kritische Fuchs murmelte (ganz wie Tieck ihn nachmacht, ohne die geringste Übertreibung), er mußte der Arbeit Beifall geben, konnte aber den Tadel über das auch angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen. Goethe gab das zu, ließ es aber als ganz unbedeutend liegen und lobte mehr, als ich erwartet hatte. Sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des Arms, wo Faust ihn der Gretchen bietet, und die Szene in Auerbachs Keller nannte er besonders gute Einfälle . . .

Nach Tisch wurde auf dem Flügel gespielt, ein Baron Oliva von Wien, Kapellmeister, wenn ich recht gehört, trug einiges vor; es war das kleine höfliche Männchen von tags zuvor. In dem Musiksaal hingen Runges Arabesken oder symbolisch-allegorische Darstellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, griff mich in den Arm und sagte: „Was, kennen Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist, zum Rasendwerden, schön und toll zugleich." Ich antwortete: „Ja, ganz wie die Beethovensche Musik, die der da spielt, wie unsere ganze Zeit." — „Freilich," sagte er, „das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen; da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht, aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin, es ist nicht anders möglich, was so auf der Kippe steht,

muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade." Ich schreibe Dir dieses Gespräch nur, um Dir die Vertraulichkeit und den schönen Eifer des alten Herrn zu schildern. Du kannst denken, daß es viel mannigfaltiger war und sehr vieles dabei wechselseitig zur Rede kam ... Gestern war er auf dem Lande; heute war ich von eilf Uhr an wieder bei ihm, bis spät nachmittags ... Wir sprachen sehr viel und ausschließend vom Bauwesen, Meyer und Riemer waren recht fleißig dabei, nach ihrer Art. Das Bauwesen, besonders die Grundrisse von den kölnischen [Dom-] Türmen, die zufällig zwischen den neugriechischen Kirchen gelegen, hatten die ganze Aufmerksamkeit von Goethe auf sich gezogen, und als ich fortgehen wollte, sagte er mir (was ich eben selbst fordern wollte): „Hören Sie, wir müssen die Sache einmal recht mit Ernst betreiben, ich will morgen um eilf Uhr zu Ihnen kommen, daß wir einmal allein sprechen können, wir müssen die Zeit nutzen, die wir beisammen sind, mündlich und die Zeichnungen zur Hand, versteht man sich besser ..."

[Weimar, 8. Mai 1811] Nachmittags nach Tisch saßen wir allein; er lobte recht mit aller Wärme und allem Gewicht meine Arbeit, ich hatte das erhebende Gefühl des Siegs einer großen schönen Sache über die Vorurteile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müssen, ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gesinnungen ich besonders durch Reinhard sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen ...

[Leipzig, 15. Mai 1811] Von Weimar und vom alten Herrn hätte ich noch recht viel zu schreiben, wollte ich Euch alles erzählen. Das tut sich aber besser mündlich, dafür müssen wir auch was aufsparen, und dann will ich Euch den alten Herrn dabei nachmachen, es ist ein gar wunderlicher Heiliger; es geht mit ihm wie mit allen eigentümlichen Menschen, so viel man auch von ihnen weiß und hört, sieht man doch immer noch viel Neues, wenn man mit ihnen selbst zusammenkömmt, und deshalb allein schon ist mir diese Bekanntschaft über alle Maßen schätzbar. Sie gibt mir einen Beitrag zur Kenntnis der menschlichen Natur und des Lebens überhaupt, den ein Dutzend Bücher und Geschichten großer Männer nicht so verschaffen können, und seine eigene Lebensbeschreibung nie liefern kann. Er ist gerade jetzt mit dieser Arbeit beschäftigt ...

Frau Charlotte von Schiller an Cotta

[22. Mai 1811] Dieser Monat ist mir immer so schmerzlich! In diesem Jahr doppelt, denn sogar der Tag war derselbe, an dem er uns entrissen wurde ... Goethe schrieb mir ein Billett an diesem Tage, einen Auftrag! Aber er hatte auch das Datum vermieden. Aus manchen Äußerungen in seinen Gesprächen fühlte ich in dieser vergangenen Zeit tief, wie er eigentlich niemals wieder jemand findet, der ihm Schiller ersetzen kann, wie er trauert, daß er ohne diese Art von Mitteilung sein und leben muß.

An Ludwig van Beethoven in Wien

[geboren zu Bonn 1770, gestorben zu Wien 1826].

[Karlsbad, 25. Juni 1811] Ihr freundliches Schreiben, mein wertgeschätzter Herr, habe ich durch Herrn von Oliva zu meinem großen Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar und kann versichern, daß ich sie aufrichtig erwidere: denn ich habe niemals etwas von Ihren Arbeiten durch geschickte Künstler und Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte, Sie selbst einmal am Klavier zu bewundern und mich an Ihrem außerordentlichen Talent zu ergetzen. Die gute Bettina Brentano verdient wohl die Teilnahme, welche Sie ihr bewiesen haben. Sie spricht mit Entzücken und der lebhaftesten Neigung von Ihnen und rechnet die Stunden, die sie mit Ihnen zugebracht, unter die glücklichsten ihres Lebens.

Die mir zugedachte Musik zu Egmont werde ich wohl finden, wenn ich nach Hause komme, und bin schon im voraus dankbar, denn ich habe derselben bereits von mehreren rühmlich erwähnen hören und gedenke sie auf unserm Theater zu Begleitung des gedachten Stückes diesen Winter geben zu können, wodurch ich sowohl mir selbst als Ihren zahlreichen Verehrern in unserer Gegend einen großen Genuß zu bereiten hoffe. Am meisten aber wünsche ich, Herrn von Oliva recht verstanden zu haben, der uns Hoffnung machte, daß Sie auf einer vorhabenden Reise Weimar wohl besuchen könnten. Möchte es doch zu einer Zeit geschehen, wo sowohl der Hof als das sämtliche musikliebende Publikum versammelt ist. Gewiß würden Sie eine Ihrer Verdienste und Gesinnungen würdige Aufnahme finden. Niemand aber kann dabei mehr interessiert sein als ich, der ich mit dem Wunsche,

recht wohl zu leben, mich Ihrem geneigten Andenken empfehle und für so vieles Gute, was mir durch Sie schon geworden, den aufrichtigsten Dank abstatte.

An F. W. von Trebra

[Am Bergbau zu Ilmenau war auch Kursachsen beteiligt. v. Trebra war kursächsischer Berghauptmann. Goethe verdankte ihm manche mineralogische und geologische Belehrung.]

[August 1811] Daß es mir gelingen würde, durch die Schilderung meiner Knabenjahre mich meinem alten Freunde auf eine heitere Weise darzustellen, hatte ich während der Arbeit immer gehofft, und es freut mich gar sehr, aus meinen stillen Zimmern zu meinen entfernten Lieben hinzureichen. Ich bin sowohl mit Erinnerung des Ganzen als mit Ausarbeitung des Einzelnen ziemlich vorgerückt, doch weiß ich noch nicht, wann die Fortsetzung wird erscheinen können. Ich wünschte nur, daß wir schon wieder in Ilmenau zusammenträfen, denn ich hoffe, die Schilderung jener Zeit soll Dir ein Lächeln abgewinnen. Diese Epoche möcht ich wohl statt Dichtung und Wahrheit Scherz und Ernst überschreiben. Dein und der Deinigen Beifall muntert mich kräftig auf, und ich wünsche nichts so sehr, als bald wieder etwas erwachsener aufzuwarten ...

An C. W. von Fritsch

[Staatsminister zu Weimar. Sein Vater hatte 1776 als Vorsitzender des Geheimen Conseils dagegen Einspruch erhoben, daß der sechsundzwanzigjährige Goethe in dieser obersten Regierungsbehörde Sitz und Stimme erhalte.]

[August 1811] Ew. Hochwohlgeboren haben mich vor einem Jahr von der großen Unbequemlichkeit gefälligst befreit, welche mir die Kegelbahnen in der Nachbarschaft gegeben, und ich habe meinen aufrichtigsten Dank nicht besser ausdrücken können, als daß ich dieses Jahr früher zurückgekommen bin, um sub umbra alarum tuarum [im Schatten deiner Fittiche] mich meines stillen und heimlichen Gartens zu erfreuen. Aber unglücklicherweise habe ich schon wieder eine Kegelbahn zu denunzieren, welche an derselben Stelle errichtet worden. Es scheint zwar nur ein Schub zu sein, wie man solche auf Tischen veranstaltet, aber der Lärm ist, wo nicht so stark, doch ebenso widrig, und dann hat diese Art noch das Übel, daß, wenn keine Gäste

da sind, sich wahrscheinlich die Kinder und Knaben aus der Nachbarschaft damit ergetzen, denn es ist den ganzen Tag über wenig Ruhe. Ich bin ohnehin hier außen in der Vorstadt zwischen manche Handwerker eingeklemmt, zwischen Grob- und Nagelschmiede, Tischer und Zimmerleute, und sodann ist mir ein Leineweber der unangenehmste Wandnachbar. Doch macht man sich über solche notwendige Dinge noch Raison, indem man zugeben muß, daß ein Gewerbe nicht geräuschlos sein könne. Wenn aber an Feierabenden und an Sonn- und Festtagen der Müßiggang mehr Getöse macht, als die sämtlichen tätigen Leute zusammen in ihren Arbeitsstunden, so wird man um so ungeduldiger, als den Liebhabern solcher nutzlosen Übungen außer der Stadt die herrlichsten Bahnen reichlich eröffnet sind ...

An Ch. G. Körner

[Jena, 23. April 1812] Ich billige es sehr, daß Ihr lieber Sohn [Theodor, geboren 1791] kleinere Stücke macht und Gegenstände wählt, die sich in wenigen Personen aussprechen. Die Breite gibt sich ohnehin nach und nach, und man macht nicht so unendliche faux-frais [wörtlich: falsche Preise, Fehler], als wenn man aus der Breite in die Enge gehen will; was hat sich nicht Schiller für Schaden getan, als er so vaste Konzeptionen [ausgedehnte Entwürfe] dramatisch und theatralisch behandeln wollte. Seine meisten Stücke, wie sie zusammengeschnitten werden mußten, sehen jetzt rhapsodisch [bruchstückartig] aus, und die kostbaren Einzelheiten, die nur schroff nebeneinander stehen, machen uns zwar immer erstaunen, aber sie verfehlen den reinen ästhetischen Effekt, der nur aus dem Gefühl des Ganzen entspringt.

Wenn Sie mir etwas von des jungen Mannes Lustspielen schicken wollen, wird es mir sehr angenehm sein, damit ich ihn auch von dieser Seite kennen lerne. Ich wünsche, daß er seine Gegenstände immer so richtig greife wie in den beiden vorliegenden Stücken. Was die Verse betrifft, so haben auch diese eine erwünschte Fazilität [Leichtigkeit] und Klarheit; dabei mag der liebe junge Dichter ja festhalten und nicht künsteln. Nirgends ist die Pedanterei, und also auch die rhythmische, weniger am Platze als auf dem Theater. Da verlangt man unmittelbare Wirkung und also die größte Deutlichkeit.

Will Ihr lieber Sohn mir künftig seine Plane mitteilen, nur ganz

kurz, Szene vor Szene mit wenig Worten des intentionierten [beabsichtigten] Inhalts, so will ich ihm gern darüber meine Gedanken sagen; denn wer vergreift sich nicht einmal an einem Stoff! wer verliebt sich nicht einmal in einen undankbaren Gegenstand! und so haben die schönsten Talente Mühe und Zeit verloren ...

An A. H. F. (von) Schlichtegroll

[geboren 1765 zu Waltershausen bei Gotha. Gymnasiallehrer in Gotha. Altertumsforscher und Münzenkenner. 1807 auf Betreiben des Präsidenten Fritz Jacobi als Direktor und Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften nach München berufen.]

[31. Januar 1812] Grüßen Sie meinen Freund Jacobi auf das allerbeste. Ich habe sein Werk [Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung] mit vielem Anteil, ja wiederholt gelesen. Er setzt die Überzeugung und das Interesse der Seite, auf der er steht, mit so großer Einsicht als Wärme und Liebe auseinander, und dies muß ja auch demjenigen höchst erwünscht sein, der sich von der andern Seite her in einem so treuen, tief und wohl denkenden Freunde bespiegelt. Freilich tritt er mir der lieben Natur, wie man zu sagen pflegt, etwas zu nahe; allein das verarge ich ihm nicht. Nach seiner Natur und dem Wege, den er von jeher genommen, muß sein Gott sich immer mehr von der Welt absondern, da der meinige sich immer mehr in sie verschlingt. Beides ist auch ganz recht, denn gerade dadurch wird es eine Menschheit, daß, wie so manches andre sich entgegensteht, es auch Antinomien [Widersprüche, Gegensätze] der Überzeugung gibt. Diese zu studieren macht mir das größte Vergnügen, seitdem ich mich zur Wissenschaft und ihrer Geschichte gewandt habe ...

An Knebel

[8. April 1812] Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen und habe unter seinem bornierten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzose sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die notwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich

nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.
Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet sein soll, von unserer Seite her in die andere Seite einzudringen, ja, wo möglich, sie zu durchdringen und selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zutage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider gerade die Folge von jener Beschränktheit.
Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: Wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind; Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu tun, und so ist es denn ebensoviel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei.
Ich mag die mysteria inignitatis [die Geheimnisse des Übelwollens. Das englische „old iniquity" bedeutet den „alten bösen Geist", den Teufel] nicht aufdecken; wie eben dieser Freund unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung meine redlichsten Bemühungen ignoriert, retardiert, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das so viele Jahre ertragen, denn — Gott ist gerecht! sagte der persische Gesandte; und jetzo werde ich mich's freilich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt. Sind doch auch in dem ungöttlichen Buch von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine besten Überzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften seit vielen Jahren bekenne und zum Leitfaden meines Leben und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfassers an mich, und was dergleichen Dinge mehr sind ...

An Fritz Jacobi

[Karlsbad, 10. Mai 1812] Dein Büchlein war mir willkommen, weil ich nach Deiner Ankündigung daraus Deine Überzeugung, die sich in früheren und späteren Tagen gleichgeblieben, und zu eben der Zeit den eigentlichen statum controversiae [den Stand des Wortstreites, den gegenwärtigen Stand unserer grundsätzlichen Meinungsverschie-

denheit] so mancher philosophischen Streitigkeiten erfahren sollte, deren wunderlichen decurs [Verlauf] ich mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit selbst erlebt hatte. Diesen Gewinn habe ich nun auch davon und soll Dir dagegen der gebührende Dank abgestattet sein. Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich Dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponiert hat. Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wundertätigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgendein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgendeine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herausgegeben, (welches jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig sein mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblatts stehen müssen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein."

Graf Friedrich Stolberg an seinen Bruder

[Karlsbad, 12. Juni 1812] Nachmittags kam Goethe zu uns. Da ich ihn in achtundzwanzig Jahren nicht gesehen hatte, fand ich ihn sehr verändert. Er, der so schlank und blaß war, ist dick und rot, sieht sehr gesund aus. Er war sehr freundschaftlich, zeigte Rührung und Freude, und auch mich überströmte die Erinnerung der lang verflossenen Zeit.

Wilhelm von Humboldt an seine Frau

[Rudolstadt, 17. Juni 1812] Es ist Goethen sehr schade, so ungeheuer allein zu sein; denn so viele Menschen er auch vorübergehend sieht, ist er mit keinem vertraut, und hat mir versichert, daß, wenn er Meyer und mich nicht ausnähme, im ganzen weiten Deutschland niemand sei, mit dem er eigentlich frei reden möge und könne. Er versauert wohl vielleicht nicht so, aber er verknöchert und verhärtet wirklich und wird auch entsetzlich intolerant und im Gespräch manieriert. Er hatte, wie Du weißt, immer gewisse Lieblingsausdrücke, die halbsagend waren und ihm eigentlich als Aushilfe galten, wenn er zu träge war, seine Ideen recht bestimmt auszudrücken. Aber noch nie habe ich den

Gebrauch davon so häufig als diesmal bemerkt. Er begleitet sie jetzt auch jetzt mehr mit Mienen, und muß einem, der nicht daran gewöhnt ist, sehr wunderbar vorkommen. Von meinen Sprachuntersuchungen war den ersten Tag nur einmal flüchtig die Rede. Er fand aber so viel Interesse daran, daß er den folgenden fast von nichts anderem gesprochen hat. Weimar, Karlsbad und Rom, versichert er, sind die einzigen Orte, wo er leben möge, auf Rom habe er Verzicht geleistet, und dies sei die größeste Handlung seines Lebens ...

An Christiane

[Teplitz, 9. Juli 1812] Fast alle Morgen habe ich das Glück gehabt, der Kaiserin vorzulesen. Sie spricht meistens dazwischen und äußert sich über die bedeutendsten Gegenstände mit außerordentlichem Geist und Originalität. Man kann sich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen. Ihr werdet über gewisse Dinge, die ich zu erzählen habe, erstaunen, beinahe erschrecken. Schon dreimal war ich zur Tafel geladen. Da ist sie denn, wo möglich, noch heitrer und anmutiger als sonst; sie neckt diesen oder jenen von den Gästen und reizt ihn zum Widerspruch und weiß der Sache zuletzt immer eine angenehme Wendung zu geben ...

An C. F. von Reinhard

[Karlsbad, 13. August 1812] Glücklicherweise war ich indessen hergestellt, als mich der Herzog nach Teplitz berief, wo mir in der Nähe der Kaiserin von Österreich Majestät mehr Glück und Gutes widerfahren als ich verdiene, und welches ganz überschwenglich gewesen wäre, wenn mich nicht die Sorge, meine Kräfte möchten nicht hinreichend sein, es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte.

Der Begriff, den ich mir von dieser außerordentlichen Dame in dem Zeitraum von drei Wochen vollständig bilden konnte, ist ein reicher Gewinn fürs ganze Leben. Ich darf nicht anfangen, von ihr zu reden, weil man sonst nicht aufhört, auch sagt man in solchen Fällen eigentlich gar nichts, wenn man nicht alles sagt, und es ist nichts schwerer, als ein Individuum zu schildern, welches Verdienste in sich hegt, die dem Allgemeinen angehören. Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch recht mit inneren

und äußeren Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich, lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist ...

[Die fünfundzwanzigjährige Kaiserin Maria Ludovica, Tochter des Erzherzogs Ferdinand, war die dritte von den vier Frauen des Kaisers Franz I. von Österreich, der 1806 als Franz II. die deutsche Kaiserwürde niedergelegt hatte.]

An Zelter

[Karlsbad, 2. September 1812] Von mir selbst und meinem Tun habe ich weiter nichts zu sagen, da Sie zu Michaelis wieder ein biographisches Bändchen aufsuchen wird. Betrachten Sie es freundlich. Es ist freilich nur der tausendste Teil von dem, was in jener Epoche auf mich losgehämmert und in mir gewaltig widerstanden und entgegengewirkt hat; da aber eigentlich eine solche Schrift nicht zu ernsthaft werden soll, so ist es besser, daß man ihr eine gewisse spezifische Leichtigkeit gibt, damit sie nicht, wie so viel anderes Bessere, für den Augenblick untergehe ...

Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.

Goethe und Beethoven in Teplitz 1812

Bettina von Arnim geb. Brentano erzählt in einem Brief an den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau: Er [Beethoven] gab mir Aufträge an Goethe, wie er ihn allein über alles schätze. In Teplitz im folgenden Jahr [1812] lernten sie sich kennen. Goethe war bei ihm, er spielte ihm vor. Da er sah, daß Goethe tief gerührt zu sein schien, sagte er: „O Herr, das habe ich von Ihnen nicht erwartet. In Berlin gab ich auch vor mehreren Jahren ein Konzert, ich griff mich an und glaubte, was Recht's zu leisten und hoffte auf einen tüchtigen Beifall; aber siehe da, als ich meine höchste Begeisterung ausgesprochen hatte, kein geringstes Zeichen des Beifalls ertönte. Das war mir doch zu arg, ich

begriff's nicht. Das Rätsel löste sich jedoch dahin auf, daß das ganze Berliner Publikum fein gebildet war und mir mit nassen Schnupftüchern vor Rührung entgegenwankte, um mich seines Danks zu versichern. Das war einem groben Enthusiasten wie mir ganz übrig: ich sah, daß ich nur ein romantisches, aber kein künstlerisches Auditorium gehabt hatte. Aber von Euch, Goethe, lasse ich mir dies nicht gefallen. Wenn mir Eure Dichtungen durchs Gehirn gingen, so hat es Musik abgesetzt, und ich war stolz genug, mich auf gleiche Höhe schwingen zu wollen wie Ihr. Aber ich habe es meiner Lebtag nicht gewußt, und am wenigsten hätte ich's in Eurer Gegenwart selbst getan: da müßte der Enthusiasmus ganz anders wirken. Ihr müßt doch selber wissen, wie wohl es tut, von tüchtigen Händen beklatscht zu sein; wenn Ihr mich nicht anerkennen und als Euresgleichen abschätzen wollt, wer soll es denn tun? Von welchem Bettelpack soll ich mich denn verstehen lassen? So trieb er Goethe in die Enge, der im ersten Augenblick gar nicht verstand, wie er's gutmachen solle, denn er fühlte wohl, Beethoven habe recht. — Die Kaiserin und österreichische Herzoge waren in Teplitz, und Goethe genoß viel Auszeichnung von ihnen, und besonders war's seinem Herzen keine geringe Angelegenheit, der Kaiserin seine Devotion zu bezeigen. Er deutete dies mit feierlich bescheidenen Ausdrücken dem Beethoven an. „Ei was," sagte der, „so müßt Ihr's nicht machen, da macht Ihr nichts Gutes. Ihr müßt ihnen tüchtig an den Kopf werfen, was sie an Euch haben, sonst werden sie's gar nicht gewahr: da ist keine Prinzeß, die den Tasso länger anerkennt, als der Schuh der Eitelkeit sie drückt. Ich hab's ihnen anders gemacht: da ich dem Herzog Rainer Unterricht geben sollte, ließ er mich im Vorzimmer warten. Ich habe ihm dafür tüchtig die Finger auseinandergerenkt: wie er mich fragte, warum ich so ungeduldig sei, sagte ich, er habe meine Zeit im Vorzimmer verloren, ich könne nun mit der Geduld keine mehr verbringen. Er ließ mich nachher nicht mehr warten; ja, ich hätt's ihm auch bewiesen, daß dies eine Albernheit ist, die ihre Viehigkeit nur an den Tag legt. Ich sagte ihm, einen Orden könnten sie einem wohl anhängen, aber darum sei man nicht um das geringste besser. Einen Hofrat, einen Geheimrat können sie wohl machen, aber keinen Goethe, keinen Beethoven. Also das, was sie nicht machen können und was sie selber noch lange nicht sind, davor müssen sie Respekt haben lernen, das ist ihnen gesund." — Indem kamen auf dem Spaziergang

ihnen entgegen die Kaiserin und Herzoge. Nun sagte Beethoven: „Bleibt nur in meinem Arm hängen, sie müssen uns Platz machen, wir nicht." Goethe war nicht der Meinung, und ihm wurde die Sache unangenehm; er machte sich aus Beethovens Arm los und stellte sich mit abgezogenem Hut an die Seite, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen mitten zwischen den Herzogen durchging und nur den Hut ein wenig rückte, während diese sich von beiden Seiten teilten, um ihm Platz zu machen, und ihn alle freundlich grüßten. Jenseits blieb er stehen und wartete auf Goethe, der mit tiefen Verbeugungen sie hatte an sich vorbeigelassen. Nun sagte er: „Auf Euch habe ich gewartet, weil ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient; aber jenen habt Ihr zu viel Ehre angetan." Nachher kam Beethoven zu uns gelaufen und erzählte uns alles und freute sich ganz kindisch, daß er Goethen so geneckt habe. — Die Reden sind alle wörtlich wahr, es ist nichts Wesentliches hinzugesetzt. Beethoven erzählte es mir mehrmals auf dieselbe Weise, und es war mir in mehr als einer Beziehung ganz wichtig. Ich erzählte sie dem Herzog von Weimar, der auch in Teplitz war und ihn gewaltig neckte, ohne ihm zu sagen, woher er es habe.

An Zelter

[Jena, 3. November 1812] Hier kommt denn auch der zweite Teil meines wieder aufgefrischten und aufgewärmten Lebens, wie man es nennen will. Möge er Sie im Ganzen an mich erinnern und im Einzelnen aufregend sein. Verzeihen Sie, wenn ich diesmal nichts weiter sage, denn wenn ich länger zaudre, so kommt das Büchlein nicht von der Stelle, wie es denn schon seit acht Tagen auf Absendung harrt und hofft. Wie vieles in diesem Werklein ist unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abwesenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm ich den Humor her, solche Dinge zu schreiben?

An C. F. von Reinhard

[Man hatte erzählt, Goethe hätte, neben Reinhards Tochter Sophie sitzend, weit mehr Interesse für die Speisen, als für die schönen, bewundernd auf ihm ruhenden Augen seiner Tischnachbarin gehabt.]
Mein allerliebstes Abenteuer mit Fräulein Sophie gibt zu sehr ernsthaften Betrachtungen Anlaß. Die wahren Tugenden und die wahren Mängel eines Menschen kommen nie zur Evidenz, und was man von ihm hin und wieder trägt, sind alberne Märchen. Bei sehr vielen Ge-

brechen, die ich wohl eingestehe, war Undankbarkeit gegen schöne Augen und Gefräßigkeit nie mein Fehler. Es sind mir oft Geschichten erzählt worden, was ich sollte getan und gesagt haben, und da habe ich auch nicht eine darunter gefunden, die mich gefreut hätte, die im Guten oder Bösen, zu meinem Vorteil oder Nachteil, in dem Sinn meiner Natur und meiner Art zu sein wäre erfunden gewesen . . .
Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und Sie in einem so ungeheuren, unübersehbaren Unglück [Brand von Moskau] Bruder und Schwester und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freilich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir sein müssen, um nach alter Weise heiter sein zu können.
So weit war ich mit dem redlichen Kommentar, der Paraphrase Ihres lieben Schreibens gelangt, als mir einfiel, noch etwa Eignes hinzuzufügen:
Groß ist die Diana der Epheser.
Zu Ephesus ein Goldschmied saß / in seiner Werkstatt, pochte, / so gut er konnt, ohn Unterlaß, / so zierlich er's vermochte. / Als Knab und Jüngling kniet er schon / im Tempel vor der Göttin Thron / und hatte den Gürtel unter den Brüsten, / worin so manche Tiere nisten, / zu Hause treulich nachgefeilt, / wie's ihm der Vater zugeteilt, / und leitete sein kunstreich Streben / in frommer Wirkung durch das Leben. /
Da hört er denn auf einmal laut / eines Gassenvolkes Windesbraut, / als gäb's einen Gott so im Gehirn, / da hinter des Menschen alberner Stirn, / der sei viel herrlicher als das Wesen, / an dem wir die Breite der Gottheit lesen. /
Der alte Künstler horcht nur auf, / läßt seinen Knaben auf den Markt den Lauf, / feilt immer fort an Hirschen und Tieren, / die seiner Gottheit Kniee zieren; / und hofft, es könnte das Glück ihm walten, / ihr Angesicht würdig zu gestalten.

An die Gräfin Josefine O'Donell

[geb. Gräfin Gaisruck, seit 1810 Witwe eines österreichischen Finanzministers, Palastdame der Kaiserin Maria Ludovika].
[Jena, 24. November 1812] Da Sie nun aber allerlei Wunderliches von mir gewohnt sind, so muß ich Ihnen erzählen und vertrauen, daß ich mir seit einiger Zeit, obgleich ungern und mit Mühe, von unserer Angebeteten zu sprechen abgewöhnt habe. Denn die bravsten und sonst

für's Vortreffliche empfänglichen Menschen enthielten sich nicht, mir zu versichern, ich rede enthusiastisch, wenn ich nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte ... Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, so will ich doch nicht aufgeweckt sein und halte mich daher fern von den Menschen, welche nur das Wahre zu sehen glauben, wenn sie das Gemeine sehen ...

An Goethe von Zelter

[Berlin, 14. November 1812] So wie manche sonst wohlgesinnte Menschen mir übel tun, wenn sie es auch nicht wollen: so mögen Sie, mein teurer Freund, es anstellen wie Sie wollen, es muß mir Gutes herauskommen. Soeben kommt Ihr zweiter Teil an, den ich freilich schon gelesen habe; ich blättre hier und dort und finde hier und dort, was mich an Sie, an mich erinnert, und Ihr kleines Briefchen ist ein rechtes Labsal in so trüben Tagen.

Mein ältester Sohn, den Sie kennen sollten, da Sie ihm in Weimar Gutes erzeigt haben, hat sich diese Nacht erschossen. Warum? weiß ich noch nicht eigentlich, denn seine Schulden sind zu decken und sein Rechnungswesen in Ordnung. Er hatte eben angefangen, mir hilfreich zu werden, wie er denn, im Verhältnis zu den Seinigen, konnte ein geschickter Mensch genannt werden. Und nun verläßt er mich, eben da ich ihn recht heranzuziehen wünschte.

Sonntag, den 15. Zwei Briefe hat er am Tage vor seinem Tode geschrieben: einen an seinen Bruder, in dessen Gegenwart er sich den Tod gegeben hat. Darin empfiehlt er dem Bruder seine natürliche Tochter, ein Kind von drittehalb Jahren, und eine geliebte Witwe, der er die Ehe versprochen und die schon zwei Männer tot hat. An diese Witwe ist der zweite Brief gerichtet. Er stellt darinne einen Ring zurück, beklagt, daß er ihren liebevollen Ermahnungen keine Folge geleistet, und sagt Lebewohl. Auf seinem Schreibpulte lag der Don Carlos aufgeschlagen. Auf dem Blatte stand: So ist denn keine Rettung? auch durch ein Verbrechen nicht? — Keine!

Einige Male ist mir das unangenehme Gefühl gekommen: ob ich durch strengen Ernst etwas bei ihm versehen? Seine vielen leidenschaftlichen, sinnlichen Verhältnisse waren nicht zu billigen. Obwohl er ganz von und mit mir lebte, war er vollkommen frei, hatte sein gutes Einkommen und eigene Ökonomie. In dem Briefe an seinen Bruder

sagt er: er habe öfter versucht, an mich zu schreiben, aber umsonst ...

Sagen Sie mir ein heilendes Wort. Ich muß mich aufrichten, doch bin ich nicht mehr, was ich vor Jahren war. Ich habe Kraft, aber zu andern Sachen; hier will ich gehalten sein. Seit neun Monaten habe ich meine einzige höchst geliebte Schwester, deren Sohn (der zugleich mein Tochtermann war), und nun diesen geliebten Frevler verloren. Was vielen abgeht, darüber wissen viele sich nur gar zu leicht zu trösten; was einer verliert, darüber muß er alle entschädigen.

Ich habe mir das Kind bringen lassen; es ist von stillem und gedrängtem Wesen und hat Augen, die den Ihrigen ähnlich sind. Ihr Bild, welches in meiner Stube hängt, sieht sie unablässig an; ich werde sie wohl zu mir nehmen, damit ich wieder zu verlieren habe.

An Zelter

[Weimar, 3. Dezember 1812] Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an Dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probiersteine des Todes als ein echtes, geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!

Über die Tat oder Untat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das Taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet sich, und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, „hat das Meer schon wieder Appetit zu Feigen." [Taedium vitae, Ekel vor dem Leben.]

Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt und besonders die junge,

nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Torheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammnis wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Untaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wütet. Ich getraute mir, einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genötigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zugrunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vorteil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaß des Guten zurückhalten.

Laß uns nun übergehn zu den andern Wohltaten Deiner Briefe, und ich danke Dir zuvörderst für die Betrachtungen über meine biographischen Blätter. Ich hatte darüber schon manches Gute und Freundliche im allgemeinen erfahren, Du bist der erste und einzige, der in die Sache selbst eingeht. Ich freue mich, daß die Schilderung meines Vaters eine gute Wirkung auf Dich hervorgebracht. Ich will nicht leugnen, daß ich die deutschen Hausväter, diese Lorenz Starke, und wie sie heißen mögen, herzlich müde bin, die in humoristischer Trübe ihrem Philisterwesen freies Spiel lassen und den Wünschen ihrer Gutmütigkeit unsicher in den Weg treten, sie und das Glück um sich her zerstören. In den folgenden zwei Bänden bildet sich die Gestalt des Vaters noch völlig aus; und wäre sowohl von seiner Seite als von der Seite des Sohns ein Gran von Bewußtsein in dies schätzbare Familienverhältnis getreten, so wäre beiden vieles erspart worden. Das sollte nun aber nicht sein und scheint überhaupt nicht für diese Welt zu gehören. Der beste Reiseplan wird durch einen albernen Zufall gestört, und man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht. [„Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde von J. J. Engel. Berlin 1801.]

[Weimar, 12. Dezember 1812] Indessen ich nunmehr am dritten Teile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespeares in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues

sagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehn, als der, der sein Leben damit zugebracht, so werden sie auch diesmal einige Gesichter schneiden, welches ihnen jedoch, in Betracht ihrer übrigen Untugenden, verziehen werden soll.

Verzeihe mir nun aber auch, liebster Freund, wenn ich in meinen Briefen manchmal auch sauer sehe. Alte Kirchen, dunkle Gläser, sagt das deutsche Sprichwort, und die kurzen Tage machen auch nicht heller. Meine Heiterkeit bewahre ich mir hauptsächlich für die biographischen Stunden, damit sich in die Reflexionen, die doch einmal angestellt werden sollen, nichts Trübes und Unreines mische.

Zelter an Goethe

[Berlin, 24. Dezember 1812] Mein süßer Freund und Meister! mein Geliebter! mein Bruder! Wie soll ich den nennen, dessen Namen immer auf meiner Zunge liegt, dessen Bild sich auf alles abspiegelt, was ich liebe und verehre!

Wenn das weimarische Kuvert meine Treppe heraufwandelt, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehen, und ich halte es dann lange uneröffnet, besehe es, ob es auch wahr ist, was es ist, drehe es und drücke es und küsse es ...

An Fritz Jacobi

[Weimar, 6. Januar 1813] Auf Deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahrs, als ein gutes Omen, erhielt, will ich sogleich dankbar einige allgemeine Betrachtungen erwidern.

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreun. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's erste, an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigne Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein, und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat.

Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Siehst Du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach innen und außen immer im stillen fort, mag auch gern, daß ein jeder das gleiche tue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Dasein und Wirken unentbehrlich ist, von andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu sein und auch dies vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigensinnig auf meine Weise fortwirke, so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie sonst, auch jetzt.

Daß es Dir und den Deinigen wohl gehe, ist mein herzlicher Wunsch. Grüße sie alle! Ich freue mich, daß Du bei dem Rouge et noir, das Du in Absicht auf die Lokalität des Wohnorts [ursprünglich Düsseldorf, dann Eutin, endlich München] spielen mußtest, so gut gefahren bist. Mich hat mein Genius auf eine ähnliche Weise geleitet ...

An C. F. von Reinhard

[Weimar, 25. Januar 1813] In manchen anderen Dingen, für die Sie meine Neigung kennen, arbeite ich im stillen fort und habe das Glück, in jedem Fache mich ebenfalls stiller Mitarbeiter zu freuen, und ich hoffe noch auf manche schöne Resultate der Erfahrung, wie der Theorie. Aber man muß dergleichen Dinge heimlich und heilig halten und, wenn man nicht massenhaft damit hervortreten kann, lieber davon schweigen. Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzetteln für Schaden tun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessieren, lichte Punkte und lichte Menschen fest, das übrige mag quirlen wie es will und kann.

Unser guter Wieland hat uns in diesen Tagen verlassen, nachdem er nur kurze Zeit sich mehr matt und schwach als krank befunden. Am dritten September ward sein achtzigster Geburtstag noch feierlich begangen. Geistesruhe und Tätigkeit hielten sich bei ihm so schön das Gleichgewicht, und so hat er, mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben, unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Wesen und Tun rekapituliert; es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art. Die Franzosen haben eher ähnliche Männer aufzuweisen.

Goethe nach Wielands Beerdigung

[25. Januar 1813. Johannes Daniel Falk erzählt in seinem nachgelassenen Buche „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" Leipzig 1832.] An Wielands Begräbnistage bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethes Wesen, wie man sie an ihm nicht gewohnt ist. Es war etwas so Weiches, ich möchte fast sagen Wehmütiges in ihm: seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst. Dies mochte auch wohl der Grund sein, daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Übersinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verschmäht, so doch lieber von sich ablehnt, völlig aus Grundsatz, wie mich dünkt, indem er seinen angeborenen Neigungen gemäß sich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erscheinungen beschränkt, welche Natur und Kunst in den uns zugänglichen Kreisen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unser abgeschiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unseres Gespräches. Ohne im Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei bei irgend einem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: „Und was glauben Sie wohl, das Wielands Seele in diesem Augenblicke vornehmen möchte?" — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches", war die Antwort. „Aber, um nicht mißverstanden zu werden, da ich selber von diesen Dingen spreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es ist etwas um ein achtzig Jahre hindurch würdig und ehrenhaft geführtes Leben, es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vor-

herrschten, es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf."
Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde hat, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!" Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt, für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war ...
Es war spät geworden, als ich heute Goethe verließ. Er küßte mir die Stirn beim Abschiede, was sonst nie seine Gewohnheit ist. Ich wollte im Dunkeln die Treppe hinuntergehen, aber er litt es nicht, sondern hielt mich fest beim Arme, bis er jemand geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Türe warnte er mich, daß ich auf meiner Hut sein und mich vor der rauhen Nachtluft in acht nehmen sollte ...

An C. L. von Woltmann

[in Prag, den Herausgeber der Monatsschrift „Deutsche Blätter"].
[Weimar, 5. Februar 1813] Nehmen Sie nun aber den besten und aufrichtigsten Dank für das, was Sie über meine biographische Arbeit haben äußern wollen. Der gründliche und freidenkende Historiker ist freilich am ersten im Fall, solche problematische Produktionen zu beurteilen und zu würdigen, er stößt sich nicht daran, daß man ihm Dichtung und Wahrheit anbietet, da er weiß, wie viele Dichtung er von bedeutenden historischen Monumenten abziehen muß, um die Wahrheit übrig zu behalten. Die Deutschen haben die eigne Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen gibt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreien sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isoliert gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Teilnehmer finden konnte. Hieraus ersehn Sie, wie hoch ich Ihre so freundliche als einsichtsvolle Einleitung schätzen muß, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen ...

Auf den Brand von Moskau war der Rückzug und die Vernichtung der großen Armee gefolgt. Der europäische Freiheitskrieg gegen Napoleon, die große Erhebung des deutschen Volkes begann. Am 16. März 1813 erklärte Preußen, seit dem Zusammenbruch von 1806 nachdrücklich an innerer Erneuerung arbeitend, Frankreich den Krieg. Seiner Natur und Entwicklung, seinen Erfahrungen und Verhältnissen nach konnte Goethe der allgemeinen patriotischen Begeisterung nicht anders als mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstehen. Dazu kam sein Alter. „Hätte jenes Ereignis", äußerte er später zu Eckermann, „mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben ... Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner ..." Anfangs April ward Weimar durch preußisch-russische und französische Truppen beunruhigt. Da entschloß sich der vierundsechzigjährige Dichter auf dringendes Zureden der Seinen, am 17. April nach Karlsbad abzureisen, begleitet von Riemers Nachfolger, dem neuen Sekretär Karl John, der sich übrigens als „pretentiös, speisewählerisch, genäschig, trunkliebend, dämperich" erwies und schließlich noch krankheitshalber vorläufig entlassen werden mußte. Die resolute Hausfrau blieb in Gesellschaft ihrer schönen Freundin Caroline Ulrichs zurück, ebenso August, dessen Kriegslust der Vater nur mit Mühe in Schranken hielt. Schon am Tage nach Goethes Abreise schienen über Weimar alle Schrecken des Krieges hereinzubrechen.

An Christiane

[Naumburg, 17. April 1813. Goethe wohnte in dem alten Gasthof Zum Scheffel, wo 1632 schon Gustav Adolf abgestiegen war.] Denen lieben Personen, die uns von Weimar weggetrieben haben, sind wir schon einen sehr angenehmen Morgen schuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Husaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es sah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abschied nehmen wollte. Die Jenaischen Boten brachten Blumen

und Pakete vor wie nach, und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefsten Frieden; freilich stiller als im Frieden, denn wir vermißten die Fuhrleute, die sonst um diese Zeit auf die Leipziger Messe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte sich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter erzählte mir eine alte Geisterlegende, die ich sogleich, als wir in Eckartsberge still hielten, rhythmisch ausbildete. Sie wird Herrn Riemer gesendet werden mit der Bitte, solche vorzulesen, aber nicht aus Händen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsstunde im Scheffel an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemütsruhe in den bekannten alten Zimmern empfing, uns jedoch nachher mit Gemütlichkeit, als er merkte, daß wir gemütlich seien, die neuesten Kriegsereignisse erzählte. Die Pässe wollten ihm gar nicht ernsthaft vorkommen, doch versprach er, wenn wir es verlangten, sie vidieren zu lassen.

Da es morgens früh gar zu sehr gestaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh, und wir wären beinah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige, nunmehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tausch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorstühle sind sehr hübsche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab schlängelt sich und wird durch mitumgeschlungene akanthartige Blätter belebt. Noch sehr schöne gemalte Fensterscheiben sind übrig, ein Teppich, von dem die Teile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt und hernach mehr zusammengestrickt als genäht sind. Manches Größere und Kleinere von Bronze. Das Bild einer heiligen Schusterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte sie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er starb früh, und sie nahm den Schleier. Sie muß sehr hübsch gewesen sein, da sie, nicht zum besten gemalt, etwas aufgefrischt und noch ein wenig lackiert, doch immer noch reizend genug aussieht. Was aber besonders Freund Meyern zu erzählen bitte, ist folgendes. Das steinerne Bild eines Bischofs, Gerhard von Goch, hat mich in Erstaunen gesetzt; das heißt das Gesicht. Er ward 1414 installiert, zog auf's Konzilium zu Costnitz 1416 und ist derjenige, dem die Naumburger ihre Angst und wir das vortreffliche Schauspiel, „Die Hussiten", verdanken. Er starb 1422. Nun aber kommt

die Hauptsache. Das Gesicht nämlich ist so individuell, charakteristisch, in allen seinen Teilen übereinstimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur ist stumpf und deutet auf keinen sonderlichen Künstler. Nun erkläre ich mir dieses Wunder daraus, daß man sein Gesicht nach dem Tode abgegossen und ein nachahmungsfähiger Künstler diesen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieses wird mir um so wahrscheinlicher, weil in den Augen eine Art von falscher Bewegung erscheint, und auch die Züge des untern Gesichts, bei sehr großer Natürlichkeit, doch nicht lebendig sind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie stellen in einem Fries die Passion vor, sind höchst merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich sie nicht scharf genug sehn und wüßte nichts weiter darüber zu sagen: denn wir eilten freilich wieder aus dem Heiligtume, wo es aus mehr als einer Ursache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn sie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, sind höchst unerfreulich. An sehr schönen und eleganten, zwischen die katholischen Pfeiler eingeschobenen protestantischen Glasstühlen ist kein Mangel, so daß die Honoratioren sich nicht zu beschweren haben. Auf mein Befragen versicherte mir der Küster, der Prediger habe sich in diesem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich artikuliere und das letzte Wort so genau ausspreche wie das erste. Das ist also ohngefähr, wie auf dem Weimarischen Theater und wie überall, und hieraus kann man sehen, was Reisen für einen großen Nutzen bringt. Übrigens sind die Merkwürdigkeiten unerschöpflich. Das Wichtigste, ein sonst höchst bewallfahrtetes wundertätiges Marienbild, steht nun in einer protestantischen Ecke, und der Küster versicherte, der Kopf sei hohl, mit Wasser gefüllt hätten mutwillige Fischlein dem Bilde sonst Tränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit Köpfen, denen auch solche Fischlein im Gehirn schwimmend, zu gelegener und ungelegener Zeit, Tränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptnebenpunkte, als die Bestien am Gesims, welche Wasser spien, wenn's regnete, zur Ergötzung der Christenheit, und was dem sonst mehr sein mag.

[Dresden, 21. April 1813] Vorstehendes war gleich den 17. abends in Naumburg geschrieben und sollte, zum Beweis meines Wohlbefindens, sogleich abgehn; allein der Postkurs war gehemmt, und wir mußten das Blättchen mit uns nehmen. Am Ostertage hatten wir auf dem Wege

nach Leipzig trübes und stürmisches Wetter, fortdauernd vortrefflichen Weg, aber so menschenleer, daß man in der Wüste zu fahren glaubte. Der Himmel heiterte sich auf, und schon um 12 Uhr zogen wir in Leipzig im Hôtel de Saxe ein. In Markranstädt hatten wir einige Russen gesehn, die sich mit irgendeiner Art von Spiel divertierten. Ein sehr gutes Essen stellte uns wieder her, wir durchzogen die Stadt, die gerade wegen des schneidenden Windes nicht erfreulich war. Abends gingen wir in's Deklamatorium des Herrn Solbrig. Hohler, geist- und geschmackloser ist mir nicht leicht etwas vorgekommen; das Publikum aber hat mir gefallen. Es mochten gewiß an 300 rh. eingekommen sein, sie applaudierten aber nur ein einzig Mal, als er den Kaiser Alexander hoch leben ließ. Hätte der arme Schlucker sein Handwerk verstanden, so hätte er gleich Wohlauf Kameraden! auf's Pferd, auf's Pferd! angestimmt, und hätte gewiß große Sensation erregt. Dagegen fing er mit jämmerlichem Tone das elendeste aller jammervollen deutschen Lieder zu rezitieren an: Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr. Es rührte sich aber hierauf, so wie nach andern ähnlichen Dingen keine Hand weiter, und wir machten uns in Zeiten davon. Dagegen schrieben wir zu unserer Lust die von August erzählte Totentanzlegende in paßlichen Reimen auf. Sie soll dem Prinzen Bernhard dediziert und übersendet werden. An Spargel und an sonstigem Guten hat es auch nicht gefehlt.

Montag den 19. fuhren wir ohne irgendein Ereignis, bei guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oschatz fanden wir einen leidlichen Gasthof zum Löwen und schrieben daselbst eine Parodie des Solbrigschen Lieds, sie beginnt: Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht! und so geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beschneit und bereift, das taute aber weg und verlor sich; von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet, sahen wir das schöne Elbtal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fouragemagazin gegenüber versorgten unzählige Fuhren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Witwe mit zwei Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an Eure glückliche Art zu sein. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemütsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehn habe. Die zusammenstürzende Brücke schwamm brennend fort und

landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erloſch alles nach und nach. In anderthalb Stunden war das ganze Feuerwerk vorbei. Ferner erzählte ſie von den Kranken und Gefangenen, die ſie geſpeiſet hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Koſaken ihre Pferde abgeſattelt, ſich in Kähne geſetzt und die Pferde nachſchwimmen laſſen. Das war alles vorübergegangen, und Meißen befand ſich vor wie nach. Dies iſt's, was am meiſten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein ſehr angenehmer und unterrichtender Tag. Vor allen Dingen beſtiegen wir das Schloß und beſahen uns zuerſt die Porzellanfabrik. Die Vorratsſäle nämlich. Es iſt eigen und beinah unglaublich, daß man wenig darin findet, was man in ſeiner Haushaltung beſitzen möchte. Das Übel liegt nämlich darin. Weil man zuviel Arbeiter hatte (es waren vor 20 Jahren über 700), ſo wollte man ſie beſchäftigen und ließ immer von allem, was gerade Mode war, ſehr viel in Vorrat arbeiten. Die Mode veränderte ſich, der Vorrat blieb ſtehn. Man wagte nicht, dieſe Dinge zu verauktionieren oder in weite Weltgegenden um ein Geringes zu verſenden, und ſo blieb alles beiſammen. Es iſt die tollſte Ausſtellung von allem, was nicht mehr gefällt und nicht mehr gefallen kann, und das nicht etwa eins, ſondern in ganzen Maſſen zu Hunderten, ja zu Tauſenden. Jetzt ſind der Arbeiter etwa über 300. Hauptmann von Wedel, ein Bruder unſers guten Oberforſtmeiſters, hat die Direktion, freute ſich ſehr einen Weimaraner zu ſehn, und war äußerſt gefällig. Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze ſahen wir eine von den lieblichſten Erſcheinungen. Ein ſchönes Mädchen, von etwa 4 Jahren, wurde eben zum 3. Feiertage von der Mutter angezogen und ſtand auf dem dunkeln Grunde wie ein Porträtchen, das van Dyck und Rubens nicht ſchöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günſtige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glaſes, alles trug dazu bei, daß man ſich nicht ſatt ſehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen umlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit ſah ſie uns an und ſchien beinahe zu empfinden, daß es was Artiges ſei, ſo aufmerkſam angeſehn zu werden. Der Dom, der auf demſelben Platze ſteht, hat aus mehreren Urſachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber iſt es das ſchlankſte, ſchönſte aller Gebäude

jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherrn. Es sind Kapellen und Burgen, die in der Luft schweben, und das Geistliche mit dem Ritterlichen wechselt immer ab. Eine höchst schickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geschlechts waren und die Kapellen ihren Türmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff gibt, den man durch Beschreibung niemandem geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit polnischer Sauce genossen, wie er uns den Abend vorher schon trefflich geschmeckt hatte. Ich besah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um halb 1 ab. Bei halbbedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke so reichlich, daß wir die vergnüglichste Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeschlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe kultiviert und mit Häusern bebaut ist, die erst einzeln, dann mehrere Stunden lang zusammenhängend, eine unendliche Vorstadt bilden. In der Neustadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König [August der Starke] galoppierte nach wie vor auf derselben Stelle unversehrt. In Weimar hatten sie ihm schon durch die Explosion der Brückenbogen einen Arm weggeschlagen. Schon $^1/_2$ Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, sogar eine lesende Dame; auf der Brücke aber erschien der 3. Feiertag in seinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen spazierten hin und wieder. Die beiden [am 19. März auf Befehl des Marschalls Davoust] gesprengten Bogen sind durch Holzgerippe wieder hergestellt, aber nicht bis zur Höhe der steinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauf fahren muß. Was diesen Mißstand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war sehr belebt. In der Moritzstraße hielten Russen, erwartend eine selige Bequartierung. Uns aber ging's wunderlich: denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr, begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hochzeit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austeilung und anständige Einrichtung, fand auch Körners und andere Damen daselbst, welche diese Anstalten be-

urteilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verschaffte uns sogleich ein ander Quartier in der ersten Etage seiner Wohnung, bei Herrn Hofrat von Burgsdorf. Wir sind auf das allerbequemste eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu teures Essen in einem nahen Traiteurhause, unser Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. Herrn von Ende besuchte ich heute früh, sodann Körners, wo ich Herrn Arndt antraf, der sich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und so weit wären wir gekommen, bis zu halb 3 nach Tische, den 21. April. Leider ist nun der Wein ausgegangen, und der doppelt so teure schmeckt nicht. Nun wünscht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortsetzung.

Ernst Moritz Arndt in seinen Erinnerungen

„Auch Goethe kam und besuchte mehrmals das ihm nahe befreundete Körnersche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Theodor Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: ‚Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen'." [Übrigens hat Arndt gleichwohl ein volles Verständnis für Goethes Bedeutung auch damals gehabt, denn im historischen Taschenbuch von 1814 urteilt er:] „. . . doch ragten einige hervor aus allen, und einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der deutschen Vergangenheit und auf der andern ein Bild ihrer Zukunft!

An Christiane

[Dresden, 25. April 1813] Mittwoch den 21. nachmittags gingen wir zu den Mengsischen Gipsen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns aufs beste. Viele Russen gingen auf und ab und ließen sich von dem Inspektor was vorerzählen. Ein junger hübscher Offizier hielt sich in der Gegend, wo ich war, und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte sich einen Herrn von Nolten, der Name war mir bekannt. Einer seiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolstadt gelebt. Vielleicht erinnert Ihr Euch

dessen. Ich sagte, wenn er nach Weimar käm, solle er mein Haus besuchen, es ist gar nicht unmöglich und wer weiß, was so eine Bekanntschaft für Nutzen bringen kann. Abends gingen wir ins Schauspiel. Cosi fan tutte, italienisch, war angekündigt. Nein! so ein Schrecknis ist mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen, statt der lustigen Dirnen, Liebhaber, steif und stockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede wert; der Gesang gerade nicht schlecht, aber unerfreulich. Mir ward so angst, daß ich mich flüchtete, wie die Offiziere ins Schiff stiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein schöner Postzug hervorragte, eine treffliche Reisechaise mit Vache und auf dem Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hause, ich drängte mich durch's Volk und sah Schwebel [Legationssekretär bei der französischen Gesandtschaft in Weimar] aussteigen, den 4. April hatte er in Weimar von mir Abschied genommen. Welch ein wunderliches Wiederantreffen.

Des Nachts gegen 11 Uhr weckte mich eine fürchterliche Erscheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöse hatte mich aus dem Schlafe geschreckt. Eine Kolonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangesagte Einquartierung. Ganz verwünscht sah es aus, wenn sich die Tore der großen Häuser auftaten und 10, 20, 30 bei Fackelschein in ein Gebäude hineinstürzten. Doch sind die Wirte das nun schon gewohnt, sie haben Stuben und Lager wie sie konnten eingerichtet, Essen halten sie schon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleisch und Sauerkraut, Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntwein sind die Hauptingredienzien des Gastmahls. Donnerstag den 22. gingen wir nach dem Kupferstichkabinett, wo wir uns an großen Bänden nach Raffael trefflich ergötzten, alte Bekanntschaften erneuerten und neue ganz unvermutet machten. Nach Tisch auf die Galerie. Die besten Sachen sind auf Königstein geflüchtet, aber an dem, was zurückblieb, hätte man ein Jahr zu sehn; doch war das erste, was uns der Inspektor Demiany verkündigte, daß Direktor Riedel auf dem Königstein sei, um alles wieder herbeizuholen. Das wollen wir denn auch abwarten und als ein Glückszeichen ansehn.

Dresden ist freilich jetzt sehr lebhaft; wenn man denkt, daß es schon für sich im Gewissen 40 000 Einwohner hat, was dieses schon in Friedenszeiten für eine Bewegung gibt, und was für Bedürfnisse für eine solche

Menge müssen zusammengeschafft werden. Nächstens soll eine Übersicht des Wochenmarkts folgen, insofern es möglich ist.
Auffallend war folgende Erscheinung: Chorschüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie sonst, sondern in knappen schwarzen Fracks und überhaupt schwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen, 4 Mann hoch, Arm in Arm, mit großen Stürmern auf den Köpfen, der Präfekt voraus durch die Straßen. Sie marschierten nach der Melodie eines Gassenhauers, der ohngefähr so heißen mag: So gehen wir gassaten, / Wir lustigen Kameraden, / Und ziehen frank und frei. / Und was man uns genommen, / Das haben wir nicht bekommen, / Und wenn uns nun der Teufel holt, / So sind wir auch dabei.
Vor den ansehnlichsten Häusern und auch vor dem unsern machten sie Front, sangen einen Vers desselben Lieds oder auch eines etwas ernsteren, und dann zogen sie weiter. Der militärische Geist war auch schon völlig in diese Schwarzröcke gefahren.
Daß die Kosaken, die auf dem Markte halten, von allen Menschen umgeben und angestaunt werden, ohne sich in ihrer Gemütsruhe im mindesten stören zu lassen, darf ich kaum sagen; aber wie lief jung und alt zusammen, als sie ein Kamel mitbrachten, zum echten asiatischen Wahrzeichen.
Ich sah mehrere dieser seltsamen Fremdlinge vor einem Laden stehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchsen und hatten große Freude an den Pferdchen, besonders aber an den bespannten Kutschen. Sie unterhielten sich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewissen naiven Anmut hin, berührten aber nichts.
Auf demselben Spaziergang kaufte ich einen Findling. Ihr müßt aber nicht erschrecken, als wenn die Familie vermehrt werden sollte, vielmehr dient Herrn Riemer zur Nachricht, daß es ein seltsames Gestein sei, dem man keinen Namen geben kann und das sich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, besonders aber Offiziere zu Pferd und zu Fuß in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt sich denken. An Furagefuhren fehlte es nicht, vom Lande kommen viele Menschen herein, und es ist ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwischen fehlt es nicht an Orgelmännern, seltsam gekleideten Kindern, die Kunststücke machen, und sonst an Buden und Läden, wo, wie an der Messe, allerlei Wunderliches zu sehen ist.
Ich habe mir einen Plan von Dresden angeschafft und mache mich

nach demselben mit der Stadt und den Vorstädten bekannt. Bewegung und Zerstreuung tun mir gar wohl. Ich fange nun erst an, mich wieder zu erkennen. Geht es Euch auch gut, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen. Ich habe noch nicht viel Personen gesehn und ist auch nicht viel Freude dabei. Man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abtun müssen...

An Zelter

[Teplitz, 3. Mai 1813] Beikommendes [Goethes Rede „Auf Wielands Andenken"], mein teuerster Freund, war Dir schon lange bestimmt, ich zauderte, es abzusenden: denn man wußte kaum zuletzt mehr, mit wem man in der Welt noch zusammenhinge oder nicht; jetzt finde ich eine gute Gelegenheit, es nach Berlin zu bringen. Nachdem ich erst um Deinetwillen besorgt gewesen, konnte ich mich bald beruhigen; nun bin ich für mich und das Meinige besorgt, und vielleicht nicht so bald beruhigt. Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächsten als aus eignem Entschluß, von Weimar ab. Ich war noch mit einem preußischen Passe durch die Chaine [Absperrkette] gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber selbst nicht mehr, als was der allgemeine Ruf verkündet; denn ich habe seit der Zeit weder etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können...

Ich lege ein kleines Liedchen bei, eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder „Ich habe geliebt, nun lieb ich nicht mehr." Wäre das Dichten nicht eine innere und notwendige Operation, die von keinen äußeren Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können, und da ich denke, daß Ihr immer einmal wieder tafeln und singen werdet, so sei Euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet...

An Christiane

[Dresden, 21. Mai 1813] Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und besuchte Kügelgen in der Neustadt. Kosaken, Ulanen, andere Reiterei, Fuhrwerke aller Art, von den schlechtesten Kibitken bis zu den kostbarsten Reisewagen bewegten sich hereinwärts. Die wohl-

montierte und sich gut präsentierende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog sich. Ich ging wieder zurück nach Hause, sodann mit meiner Wirtin Frau von Burgsdorf in die Kanzlei des Finanzkollegiums, deren Fenster gerade auf die Brücke gingen. Doch als mir's da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forstrat Cotta wieder in die Neustadt, nach dem schwarzen Tor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor sich gehn und hübsche weißgekleidete Kinder, wie gewöhnlich, Blumen streuen sollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weise, die mich mehr verdroß als erschreckte. Meine eigne so wunderbare und unvorsetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von Euch das Übel werde entfernt geblieben sein. Kaiser und König ritten endlich ein; es war $^1/_2$1 Uhr. Die Garden, wundersam schön, männlich und militärisch, folgten, bei 8000 Mann Infanterie. Mit Not kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiser und König. Hier sah ich noch den Rest der Infanterie, alsdann Kavallerie und starke Artillerie vorbeidefilieren. Nachts war Illumination, fast durchaus mit Lichtern hinter den Fenstern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inschriften mit ziemlich kleinen Buchstaben, an welchen die Zuschauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß sie solche ganz hätten lesen können. Überhaupt scheint man, was diese Dinge betrifft, in Dresden nicht stark zu sein. So waren die Festone, womit die beiden Empfangssäulen oben verbunden waren, dergestalt dünn und mager, daß man sie den Mädchen auf die Kleider hätte garnieren können. Ein starker Wind trieb sie nach der Stadt zu, so daß die hereinreitenden Fürsten wenig davon gesehen haben . . .

[Teplitz, 26. Juni 1813] Ich sehe nun fast niemand mehr: denn da die Sachen überhaupt so konfus und ungewiß stehn, so sind die Menschen noch konfuser und ungewisser. Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder tun muß, er mag ein Geschäft oder ein Handwerk haben, welches er will . . .

Heute hab ich einen merkwürdigen Besuch gehabt, und zwar Herrn von Dankelmann, der sich sehr angelegentlich nach seiner Frau und Kindern erkundigt. Sein rechtes Auge war mit einer schwarzen Binde bedeckt, welche zugleich diese ganze Seite des Kopfs verhüllte. Er hatte bei einem der leichten Korps gestanden, welches im Eislebischen ope-

rierte, wo man sich ganz wohl befunden haben mag. Von seinem Chef an den General Winzingerode beordert, wohnte er der Schlacht vom 2. Mai mit guter Besonnenheit bei: denn er wußte recht hübsche Rechenschaft davon zu geben. Durch einen Sturz mit dem Pferde gequetscht und sonst beschädigt, retirierte er mit den Alliierten, erhielt die Erlaubnis, in Großenhain über der Elbe sich zu kurieren und zu pflegen, mußte aber auch von da fort, und wurde, als er sein Korps wieder aufsuchte, von russischen Marodeurs geplündert und mißhandelt. Endlich gelangte er nach Breslau und glaubte sich in Sicherheit; allein die Franzosen rückten unvermutet ein und nahmen ihn nebst noch ein paar hundert Offizieren gefangen. Bei dieser Gelegenheit wurde er abermals ausgeplündert und erhielt eine Kopfwunde, durch welche das Auge zu leiden scheint; und so ist er denn wieder nach Sachsen gekommen, hat sich, wie es scheint, selbst ranzioniert, sieht sich nun in Böhmen um und will durch einen Umweg wieder nach Preußen. Dieses hat er mir erzählt, und ich schreibe es umständlich, weil man doch auch in Weimar die Schicksale dieses wunderlichen und unglücklichen Menschen nicht ungern vernehmen wird. [1777 in Bengalen geboren, hatte D. sich nach einem sehr bewegten Leben vor einigen Jahren in Weimar niedergelassen.]

Dieses ist einer von den vielen Tausenden, die jetzt in der Irre herumgehn und nicht wissen, welchem Heiligen sie sich widmen sollen. Am schlimmsten sind die königlich sächsischen Landeskinder dran, besonders die, welche bei Leipzig den 18. Juni gefangen worden. Man verfährt gegen sie, ihr Vermögen, ihre Eltern, sehr streng, und sie werden von niemand bedauert, weil selbst die Wohlwollenden doch immer meinen, sie hätten es können bleiben lassen . . .

Eine merkwürdige Bekanntschaft habe ich sodann gemacht, einen Rittmeister von Schwanefeld, der den [französischen] Gesandten in Gotha überfallen, Schwebeln entführt und sonst auf dem Thüringer Wald sein Wesen getrieben hat. Es ist ein junger Mann von starkem Körperbau, regelmäßigem Gesicht, dem Bart und straubige Haare etwas Wildes geben. Im Gespräch ist er zwar kurz gebunden, aber bedeutend, und wenn er seine Abenteuer erzählt, ganz scharmant, ja geistreich. Da er in diesem Feldzuge, so kurz er war, viel gewagt, getan und gelitten hat, so ist er heimlich ergrimmt, daß nichts aus allen den Anstalten geworden ist, und spricht unter Vertrauten ganz offen über die vielen

Fehler und Versehen, die von Anfang vorkamen. Er macht die Personen, ihre Reden und Betragen, besonders die alten Generale, gar treffend nach und sagt überhaupt viel, was ich ihm nicht nachsagen möchte. Er kommt abends in den Garten herunter, und wenn nicht zu viel Personen beisammen sind, ist er offen und unterhaltend. Er hat mich mehr als einmal bis zu Tränen lachen gemacht.

Von diesen Dingen sagt Ihr nur den Vertrautesten. Meine Briefe überhaupt gebt Ihr nicht aus den Händen, erzählen und vorlesen daraus werdet Ihr mit Vorsicht. Ich wünsche nur, daß wir wieder so weit sein mögen, um reden zu dürfen wie dieser Soldat, der als passionierter Teilnehmer vernünftiger und mäßiger von allem spricht, als die sämtlichen müßigen philisterhaften Zuschauer.

An Riemer

[Teplitz, 30. Juni 1813] Bei meiner letzten Sendung, wertester Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und rätlich sei, wie wir auch schon früher getan haben. Ich bin, wie Sie wissen, in diesem Punkte weder eigensinnig, noch allzu leicht gesinnt; allein das muß ich Ihnen gegenwärtig vertrauen, daß ich, im Leben und Umgang, seit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Wert eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen ebenso bedeutend scheint, und in Absicht auf Urteil haben sie doch etwas zu erwähnen und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu tun pflegen, die irgendeine Verzeichnung, einen Fehler der Perspektive mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen.

Überhaupt ist hier der Fall, der öfters vorkommt, daß man über das Gute, was man durch Verneinung und Abwendung hervorzubringen sucht, dasjenige vergißt, was man bejahend fördern könnte und sollte. Ich notiere nur einiges zur künftigen Unterhaltung.

Eine fremde Sprache ist hauptsächlich dann zu beneiden, wenn sie mit einem Worte ausdrücken kann, was die andere umschreiben muß, und hierin steht jede Sprache im Vorteil und Nachteil gegen die andere,

wie man alsobald sehen kann, wenn man die gegenseitigen Wörterbücher durchläuft.

An Christiane

[Dresden, 11. August 1813] In Dresden bin ich am 10. nachmittags um 3 Uhr beim schönsten Wetter glücklich angelangt, noch zeitig genug, um einen Teil des Napoleonfestes, das auf diesen Tag verlegt war, mit anzusehen.
Nachts Feuerwerk und Illumination! Nun will ich einige Tage zusehen und dann zu Euch zurückkehren. Wie sehr freue ich mich darauf.

Hatte man vor wenigen Monaten in Dresden den verbündeten Monarchen durch Transparente zugerufen: „Erlöse uns von dem Übel", so ward eben dies „Übel" durch andere Transparente jetzt begrüßt: „Divo Napoleoni invicto!" . . . Am 21. August traf Goethe bei den Seinen in Weimar ein, am 26. ritt er nach Ilmenau, wo ihm eine unerwartete Geburtstagsfeier bevorstand. Unterwegs hatte er in heiterer Erinnerung an den Sommer, da er vor jetzt fünfundzwanzig Jahren die treue Lebensgefährtin gefunden, dieser das folgende „Verslein" gedichtet:

Ich ging im Walde so für mich hin,
und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümchen stehn,
wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.
Ich wollt es brechen, da sagt es fein:
Soll ich zum Welken gebrochen sein?
Ich grub's mit allen den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's am hübschen Haus.
Und pflanzt es wieder am stillen Ort;
nun zweigt es immer und blüht so fort.

An Christiane

[Ilmenau, 28. August 1813] Ich wachte zeitig auf, ohne mich des Tags zu erinnern. Ein Kranz mit Glück auf! von Bergrat Voigt, den mir Dienemann ans Bette brachte, erinnerte mich erst. Ich war noch nicht angezogen, als ich Durchlaucht den Herzog, den Prinzen und Gefolge herankommen sah und eilte auf der Straße entgegen. Da gab es freundliche Begrüßungen, und kaum waren sie auf meinem Zimmer, als drei kleine Mädchen mit Sträußen und Goldpapierbogen auf Tellern

hereintraten. Das Gedicht von Serenissimo entdeckt ich zuletzt. Kaum hatte man sich damit bekannt gemacht, so traten drei hübsche Mädchen herein, jede einen Kranz haltend; sie rezitierten ihre Gedichte gar hübsch, und als die letzte mir den Kranz aufsetzte, küßte ich sie gar behaglich und holte es bei den andern nach.
Bald hierauf kamen die Mütter und Großmütter mit den Enkeln und kleinsten Kindern und brachten eine bekränzte Kartoffeltorte. Welche, so heiß sie war, dem Prinzen Bernhard fürtrefflich schmeckte. Und so war unerwartet ein sehr artiges, mannigfaltiges, wohlgemeintes, ja rührendes Fest entstanden, wo ich im Surtout und ohne Halsbinde figurierte. Soviel für diesmal. Ich siegle, damit es bei nächster Gelegenheit abgehe. Das war also auch wieder ein guter Rat, der mich nach Ilmenau hinwies. Daß ich unterwegs heiter war, saht Ihr aus dem Verslein. Gestern war ich sechs Stunden zu Pferde, welches mir sehr wohl bekam. Meine überraschende Ankunft machte viel Spaß. Möget Ihr dergleichen genießen!

Über den Verlauf der kriegerischen Ereignisse, soweit sie Weimar in Mitleidenschaft zogen, berichtet der Kanzler Friedrich von Müller: Zu Ende August hatten wir den unglücklichen Ausgang des Angriffs zu vernehmen, den die Alliierten von Böhmen aus gegen Dresden unternommen hatten, und bald darauf wurden viele tausend gefangene Österreicher durch Weimar gebracht. Das wechselnde Kriegsglück erhielt uns bis Mitte Oktober fortwährend in großer Spannung; von Tag zu Tag konnte man eine entscheidende große Schlacht in der Umgegend von Leipzig erwarten. Vom 16. Oktober an bis zum 19. schlug von ferne her fortwährend dumpfer Kanonendonner an unsere Ohren, ohne daß wir den Ausgang der Schlacht erfuhren. Da erschienen plötzlich in der Nacht vom 19. Oktober mehrere hundert Kosaken in Weimar, deren Anführer unverzüglich aufs Schloß zu dem Herzog gebracht zu werden verlangte. Als der Herzog geweckt wurde, gab sich dieser Anführer als der russische Oberst von Geismar zu erkennen, verkündete den siegreichen Ausgang der Schlacht von Leipzig und eröffnete dem Herzog, daß er von dem Kaiser Alexander abgeschickt sei, die herzogliche Familie zu beschützen und in Sicherheit zu bringen, wenn ihr, wie hochwahrscheinlich, bei dem Rückzug der französischen Armee Gefahr drohen sollte ...

Endlich am 21. Oktober sah man gegen Mittag eine starke feindliche Kolonne über den Ettersberg herab in der Richtung gegen Weimar ziehen. Oberst von Geismar sprengte ihr sofort mit seinen Kosaken entgegen und verteilte diese so geschickt in mehrere Haufen an beide Ufer der Ilm, daß die Franzosen auf weit größere Massen zu stoßen glauben mußten. Es war der französische General Lefebvre-Desnouettes, der die Kolonne befehligte, die einen Teil von Napoleons Arrieregarde bildete. Eine Anzahl französischer Füsiliere und Jäger zu Pferde drang bis in die Vorstädte von Weimar, in die auch einige Haubitzen geworfen wurden. In diesem Moment der höchsten Gefahr erschienen zu unserer Rettung drei Reiterscharen der alliierten Armee. Es waren mehrere Pulks Kosaken unter dem Hetman Platow, dann eine Legion preußische freiwillige Jäger zu Pferde unter dem General Thielemann und eine Abteilung österreichischer Dragoner unter dem General Bubna. Diese Truppen, von einer Batterie reitender Artillerie begleitet und von der Eckartsberger Chaussee in vollem Trab heraneilend, richteten sofort ein lebhaftes Feuer auf die herangedrungenen Franzosen und hieben auf dieselben von allen Seiten her mit solchem Ungestüm ein, daß sie alsbald auseinandergesprengt und zur schleunigsten Flucht gezwungen wurden. Als die siegenden Reiter sich vor der Stadt aufgestellt hatten, empfingen die Bewohner sie mit dem lautesten Jubel. Noch entsinne ich mich lebhaft, welchen begeisternden Eindruck die preußischen freiwilligen Jäger auf uns machten, die, geschmückt mit frischen grünen Zweigen, voll Jugendfrische und Siegeslust heranzogen und uns mit den mutigsten und heitersten Kriegsliedern begrüßten.

Wenige Tage darauf ward bei Hofe der Kaiser Alexander von Rußland mit großem Gefolge angekündigt ...

In den beiden nächsten Tagen gingen auch der Kaiser von Österreich und der König von Preußen durch Weimar und speisten am Hofe. Ersterer aber nahm sein Hauptquartier in Tannroda. Es war mir höchst interessant, im Gefolge dieser Monarchen ihre Minister, die Grafen Metternich und Nesselrode, mir aus dem Jahre 1807 von Paris her bekannt, sowie den preußischen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg und den Minister Freiherrn von Stein wiederzusehen, welche sämtlich ein paar Tage in Weimar verweilten. Stündlich vergrößerte sich daselbst die Zahl der anwesenden auswärtigen Diplomaten, unter denen

ich mit mehreren in den Abendkreisen bei Goethe zusammentraf, der diese durch Witz und Heiterkeit auf das anmutigste zu würzen wußte. Nach einigen Wochen zog sich der ganze Kreis der Fürsten, Minister und Diplomaten nach Frankfurt a. M., wohin auch der Herzog von Weimar sich begab, um hier vorerst die weitere Entwicklung der Kriegserfolge abzuwarten.

Goethe und die Lage

Der Historiker Professor Heinrich Luden wollte in Bertuchs Industrie-Kontor zu Weimar eine politische Zeitschrift herausgeben. Er erzählt in seinem nachgelassenen Erinnerungsbuche „Rückblicke in mein Leben" aus dem Dezember 1813: Bertuch ließ anfragen, wann Se. Exzellenz mich wohl empfangen könnte. „Sogleich nach Tisch, etwa um drei Uhr", war die Antwort. Bei meinem Antritt, und es war das erste Mal daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte, kam Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte mir in der verbindlichsten Weise höchst freundliche Worte. Aber er erleichterte mir nicht, wie Herr von Voigt getan hatte, das Anbringen meines Anliegens, vielmehr sprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngsten Ereignissen. An dieses Gespräch knüpfte ich dann an. Er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industrie-Kontor herauszugeben. „Ja," antwortete Goethe, „Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen?" Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn von Grolmann. [Der nachmalige General von Grolmann, aus französischer Kriegsgefangenschaft entronnen und nach Jena gekommen, hatte Luden vorgestellt, daß er mehr als mit der Waffe dem Vaterlande als Hochschullehrer, besonders aber als politischer Schriftsteller nutzen könne.] „Freilich," sagte Goethe, „bei der gegenwärtigen Aufregung — um nicht zu sagen Begeisterung — finde ich das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch wirklich abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest?" „Die Ankündigung", erwiderte ich, „ist schon in der Druckerei und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden. Wenn nicht etwa auf Seiten des hohen Ministeriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Eben deswegen", setzte ich hinzu, „möchte ich das Unternehmen der Protektion Ew. Exzellenz empfehlen." — Goethe schwieg wohl eine Minute lang; sein

Gesicht wurde sehr ernst. Alsdann hob er an und sagte ungefähr folgendes:

„Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Diskretion rechnend. Das will ich auch jetzt tun, Herr Hofrat. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift nichts einzuwenden. Unsere Regierung würde sich auch gewiß hartem Tadel aussetzen, wenn sie sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja die — Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzten? Und gewiß sind wir am geeignetsten, sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil dies der bequemste Modus ist. Also wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protektion zwar kann Ihnen niemand versprechen und niemand gewähren; ein jeder bleibt billig für seine Handlung verantwortlich; Sie werden jedoch wohl auch keiner Protektion bedürfen; und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinauszugehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift Noli me tangere [wolle nicht mich berühren] freundlich erinnern. — Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen, und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird."

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das tiefste verletzt. Indes suchte ich mich so gut als möglich zu fassen, konnte aber nicht umhin, etwas zu erwidern. „Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Exzellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben. Denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Exzellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammenzustimmen, so fürchte ich doch, daß ich dieses Mal den Rat Ew. Exzellenz nicht befolgt haben würde. Denn gerade das, daß der teutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann

seinen Kloß gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk, gerade dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Teutschland gebracht hat; und all diese Schande und all dieses Unglück wird von neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut. Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen. — Und nun sprach ich einige Minuten fort, von der großen Entscheidung vor unsern Augen, von der Erhebung des teutschen Volkes, von den Proklamationen der Fürsten, von Freiheit, von Vaterland, von der Notwendigkeit, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heiles.

Goethe saß ganz ruhig. Endlich erhob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich schwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein sanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden schien, zu reden an und sprach ohne Unterbrechung ziemlich lange. Von dem, was er sagte, vermag ich indes nur einzelnes mitzuteilen, kann aber nicht unbemerkt lassen, daß ich mehr als einmal auf das tiefste ergriffen wurde, zum Teil allerdings durch seine Worte, weit mehr noch durch seine Weise, durch den Ton seiner Stimme, den Ausdruck seines Gesichtes, die Bewegung seiner Hände. „Ich habe Ihnen", sagte Goethe, „ruhig zugehört und recht gern. Sie aber sind in einigen Eifer hineingeraten, und dies ist eben nicht nötig gewesen, da Sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto oder auch von einer einzelnen vorübergehenden Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre. Es gilt aber um etwas anderes. Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal. Sie gedenken dasselbe gegen Napoleon zu richten

und gegen die Franzosen. Aber glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden. Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen und wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist, denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren, teils über Grundsätze, teils über Tatsachen. Sie werden sich verteidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit Einem Worte: Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden: wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignorieren, und manchen geschieht selbst mit Verachtung zuviel Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen. Mit denen ist nicht gut Kirschen zu essen, Sie wissen, aus welchen Gründen. Den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen. Da ich dieses alles ganz klar vorausseh, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche hegen, keine Unannehmlichkeiten bereiten, ich möchte unser Gouvernement, das nicht über 100 000 Bajonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich denke endlich — warum sollte ich es nicht sagen — auch an meine Ruhe und an Ihr Wohl."

Hier trat eine Pause ein. Ich schwieg still, weil ich, was ich etwa zu sagen vermocht hätte, nicht zu sagen wagte, und weil ich auch, diesem Manne gegenüber, in der Tat sehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen

suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein, da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und, wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht ... Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? ... Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttlung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir

sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! ‚Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!'"

Als ich auf dieses Wort etwas erwiderte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethes Worte immer bestimmter, schärfer und, ich möchte sagen individueller wurden. Aber ich trage Bedenken, niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine teutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Teutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Tränen angefüllt. Ich faßte Goethes beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich gesagt habe, und ebensowenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß ist, er war sehr herzlich. — Soweit Luden. Die „Nemesis, Zeitschrift für Geschichte und Politik" begann 1814 zu erscheinen und hörte 1818 auf. Ursprünglich gegen Napoleon gerichtet, wandte sie sich bald der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands zu. In Wien und Berlin sah man die freiheitlichen Bestrebungen im Ländchen Karl Augusts höchst ungern und begann bald mit Drohungen und Verfolgungen.

An die Gräfin Josephine O'Donnell

[30. Oktober 1813] Nachdem uns ein zwar gehofftes aber doch immer schweres Geschick lange gedroht, so brach es endlich am 21. und 22. Oktober über uns herein, und wir hatten von der rohen losgelassenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie sich vorstellen, daß wir in achtundvierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten durchgeduldet haben, so werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Anteil gedenken. Das erste Liebreiche, was mir alsdann entgegenklang, war der Name O'Donnell, der allein schon hinreichend gewesen wäre, mich in eine andere Welt zu versetzen. Da aber der Mann, der ihn trägt [ein österreichischer Feldmarschall], unter die vorzüglichsten gehört, die ich in meinem Leben gekannt habe, so war die Unterhaltung mit ihm Erquickung, ja Wiederherstellung, und ich freue mich nur, daß mein Sohn gegenwärtig gewesen, um einen Begriff von so hoher Bildung zu fassen und sich darüber mit mir jetzt und in der Folgezeit fruchtbar zu unterhalten. Ebenso engelartig erschien mir Fürst Moritz Liechtenstein, welcher, mehr als er selbst wissen kann, mir hilfreich gewesen. Die edle Teilnahme des Fürsten Louis, der mit eigener und der Seinigen Gefahr die Verwüstungen, womit uns wilde Horden überzogen, abzulehnen trachtete, mußte rühren und unsere Hoffnungen beleben. Erfreulich war die ritterlich angenehme Gegenwart des Fürsten von Windisch-Grätz, wozu sich ein Graf Clam, ein von Pfeil und andere so brave als wohldenkende Männer gesellten. Von mehreren ist mir der Name entfallen, aber ihre Gestalt sowohl als ihr Gespräch bleibt unvergeßlich. So lebten wir bedrängt und getröstet, aufgeregt und beruhigt unsere Tage, bis endlich die Gegenwart und besondere Gunst des Herrn Grafen Metternich mich völlig aufrichtete und mir einen frohen Eindruck hinterließ: denn es ist freilich geist- und herzerhebend, an den Ansichten solcher Männer teilzunehmen, die das ungeheure Ganze leiten, von dessen kleinstem Teil wir andern uns gedrückt, ja erdrückt fühlen . . .

An Knebel

[November 1813] Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegensatz mit dem Lauf der Welt, und so suche ich auch noch außer Dir Freunde der Wissenschaft und Kunst, die zu Hause bleiben, aufzufordern, daß sie das heilige

Feuer, welches die nächste Generation so nötig haben wird, und wäre es auch nur unter der Asche, erhalten mögen.
Sage mir doch etwas Näheres von der Euklidischen Gemeinde! Sich voneinander abzusondern, ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist ...

An Karoline von Woltmann

[in Prag, Schriftstellerin, geboren 1782 zu Berlin, 1805 mit dem diplomatischen Vertreter der Hansestädte am preußischen Hofe Karl Ludwig von Woltmann vermählt, der vor den Franzosen nach Prag geflohen war, wo er jetzt durch Erkrankung festgehalten wurde.]
[Ende November 1813] Die Heilung so vieler dem Vaterland geschlagener Wunden kann nicht sicherer vonstatten gehen, und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervorbringen, als wenn die Deutschen sich nicht nur im stillen und einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aussprechen; denn fürwahr: der Unglaube und der Unwille der Volksglieder untereinander, die Mißhelligkeiten, welche aufzuregen und zu schärfen gar viele sich zum Geschäfte machen, weil es ein leichtes ist, wogegen sich aber wenige fanden, welche Mäßigkeit und Billigkeit zu bewirken suchten, weil es schwer ist; der aus gleichgültigen Dingen hervortretende Konflikt zwischen Personen und Unternehmungen, welche gar wohl untereinander bestehen können — und was sonst noch alles die traurige Litanei unserer deutschen Literatur enthalten mochte, dieses zusammen hat mehr geschadet, als der fremde Einfluß, denn es hat den wechselseitigen Glauben zerstört und so viele vertrauliche Bande gelöst.
Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger Anerkennung stimmen, so bedarf die Nation kaum etwas weiter, um sowohl sich aus der Gegenwart herauszureißen als der Zukunft getrost entgegenzugehen ...

An Karl Caesar von Leonhard

[Generalinspektor der Domänen des Großherzogtums Frankfurt, gestorben 1823 als Professor der Mineralogie zu Heidelberg.]

[12. Dezember 1813] Fast keinen Brief eröffne ich gegenwärtig, ohne daß ich darin Klagen einer verwaisten Familie, eines gestörten freundschaftlichen Zirkels vernehme; und zu gleicher Zeit raten uns die Ärzte Heiterkeit des Gemüts, Frohsinn und Gleichmut an, als das einzige Mittel, uns vor gleichem Schicksal zu bewahren; und wer fände sich wohl leicht in solche Widersprüche ...

An Sara von Grotthuß

[geb. Meyer aus Berlin, Schwester der Frau Marianne v. Eybenberg].
[Weimar, 1. Dezember 1813] Die ungeheuren Schicksale sind verhältnismäßig gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen denen mir zunächst Verbundenen, durch diese unruhigen Wochen wenigstens gesund, und man half sich wechselsweise selbst die schlimmsten Stunden ertragen.
Wo man hinsieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, alles klingt wider von Jammer und Not, und nur die Hoffnung, daß aus diesem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müsse, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Älteren es wahrscheinlich finden, daß sie erst aus glücklicheren Regionen auf dieses neue Glück herabsehen werden ...

An Fr. W. von Trebra

[Weimar, 5. Januar 1814] Unsere Chemiker fahren fort, die wunderlichsten Dinge zu entdecken, und Deine Weissagungen bestärken sich immer mehr. — Da ich von Weissagungen rede, so muß ich bemerken, daß zu unserer Zeit Dinge geschehen, welche man keinem Propheten auszusprechen erlaubt hätte. Wer durfte wohl vor einigen Jahren verkünden, daß in dem Hörsaale unseres protestantischen Gymnasiums mohammedanischer Gottesdienst werde gehalten und die Suren des Korans würden hergemurmelt werden, und doch ist es geschehen, wir haben der baschkirischen Andacht beigewohnt, ihren Mulla geschaut, und ihren Prinzen im Theater bewillkommnet.
Aus besonderer Gunst hat man mir Bogen und Pfeile verehrt, die ich, zu ewigem Andenken, über meinem Kamin aufhängen werde, sobald Gott diesen lieben Gästen eine glückliche Rückkehr bestimmt hat.
Wir haben diese Tage her nicht sowohl in Unruhe, als in großer Bewegung gelebt. Unser gnädigster Herr begibt sich zu seinen Heerhaufen, welche schon bis Kassel vorangerückt sind. Da wir den Kriegszustand

gegenwärtig für den natürlichen und wünschenswerten halten müssen, so entschlagen wir uns aller Sorgen, um frohen Mutes einen glücklichen Erfolg zu genießen. Auch mein Sohn wird, nicht dem Kalbfell, wohl aber dem Hüfthorn folgen. Diana war im Frieden und Krieg immer die Schutzgöttin der Weimaraner ... [Karl August war vom Rheinbunde zurückgetreten und hatte als russischer General die Führung eines deutschen Bundeskorps übernommen. — Goethes Sohn August hatte sich zu dem Weimarischen Freiwilligenkorps gemeldet, das der Herzog im Dezember bilden ließ, der Vater aber hatte sich seiner Annahme durchaus widersetzt.]

Laß mich, mein Lieber, bald von Dir hören. Man bedient sich als Symbol der Ewigkeit der Schlange, die sich in einen Reif abschließt, ich betrachte dies hingegen gern als Gleichnis einer glücklichen Zeitlichkeit. Was kann der Mensch mehr wünschen, als daß ihm erlaubt sei, das Ende an den Anfang anzuschließen, und wodurch kann dies geschehen, als durch die Dauer der Zuneigung, des Vertrauens, der Liebe, der Freundschaft.

Wenn ich diese Blätter mit roter Tinte korrigiert zu Dir sende, so ist auch dies ein Zeichen der Zeit. Unsere jungen Herren finden nichts bequemer als hinauszumarschieren, um anderen ehrlichen Leuten ebenso beschwerlich zu sein, als man uns gewesen, und das ist ein sehr lockender Beruf, da man noch nebenher für einen ausgemachten Patrioten gilt. Uns Übersechzigern aber bleibt nichts übrig, als den Frauen schön zu tun, damit sie nicht gar verzweifeln. Wie wollen wir das nun anfangen? Mit den Bejahrten spiele ich Karte, und die Jüngeren lehre ich irgend etwas. Vivat sequens. Gott erhalte Deinen Humor! Ich habe keine weitere Ambition, als daß man zu mir sagen möge:

You are the merriest undone Man in Europe.

An den Sohn

[der in weimarischen Diensten nach Frankfurt a. M. gereist war.]

[Weimar, 14. Januar 1814] Dir soll gleich, mit umgehender Post, die Nachricht werden, daß Dein Brieflein angekommen ist und uns höchlich erfreut hat. Fahre so fort, mit heiterem Sinn, auf zwei Dinge zu achten, erstlich, wo die Menschen hinauswollen? und zweitens, wie sie sich deshalb maskieren? Zeige Dich nicht allzu behäglich, damit sie Dir

Dein Glück nicht übelnehmen. Wir gehen in unsrem Wesen fort, und zu diesem Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere sich daraus ein Bedenken machen.

Die Menschen sind noch ebenso absurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde, das Schauspiel abzudanken, nach welchem sie vier Wochen später jämmerlich lechzten, da ich nun die Bosheit hatte, die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuschieben, bis sie mich unter Drohungen dazu nötigten. Wir sind mit Asche genug bestreut und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen.

Erkundige Dich, wenn Du Zeit hast, nach Antiquaren aller Art, besuche ihre Läden und Zimmer, und bringe mir etwas Gedeihliches wohlfeil mit. Wenn Dir etwas behagt, so zaudere nur nicht, denn wenn Du auch irrtest, hat es nichts zu sagen. Irrend lernt man.

In der Jenaischen Literaturzeitung steht eine treffliche Ankündigung, in welchem Sinne man, zunächst, die politischen Flugschriften anzeigen wolle. Ich würde (bis auf wenige Stellen, die noch einer Erläuterung bedürfen) diese Kolumnen gern unterschreiben. Folgende Stelle nimm Dir zu Herzen, und sprich sie nicht aus. Insofern aber in Frankfurt Exemplare unserer Literaturzeitung gehalten werden, so mache die Menschen, gelinder Weise, darauf aufmerksam. „Unsere Männer und Frauen mögen ja nicht glauben, die Deutschheit sei einerlei mit dem Christentum und der ritterlichen Gesinnung; denn jenes war ihr an sich fremdartig, zumal ehe es die Reformation verdeutschte, und dieses, gleichfalls ein Sprößling der Fremde, stand in manchem Widerspruch mit der ursprünglichen deutschen Nationalfreiheit."

An Knebel

[Weimar, 19. Januar 1814] Karl [Knebels Sohn] hat sich recht brav bewiesen, und ich will gern am rechten Orte seiner gedenken. Dies bemerke ich aber: daß es für junge Leute eine wahre Wohltat ist, wenn ihnen gewisse bessere und höhere Zustände, eine Zeitlang versagt bleiben; dadurch lernt man erst schätzen, was man erhält; denn leider sieht der Mensch nach einem jeden, was ihm geworden, immer wieder was neues Wünschenswertes vor sich, und seine Ungeduld wächst mit jedem Gelingen. Verzeihe diese allgemeine Bemerkung! ich habe sie aber in meiner Pädagogik gegen meine jungen Leute immer gern zur Ausübung gebracht.

August befindet sich in Frankfurt ganz wohl, doch will es ihm nicht gerade behagen, wie sonst, da er jünger war und nicht so scharf bemerkte, was für ein Unterschied in den Kulturen ist. Das religionsmystische, leider oft hohle und stets dünkelhafte Wesen hat auch die besten Menschen ergriffen, und Werner findet die beste Gelegenheit, seine Spitzbübereien auszuüben ...

An F. B. von Bucholtz

[Weimar, 14. Februar 1814] Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bei uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sei es uns dagegen erlaubt, zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.

Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermut rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und nebeneinander existieren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Not genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschichtschreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht

alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Fakultäts- und Provinzialsinn, durch ein auf so manche Weise hin- und widerschwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennenzulernen.

Da nun dieses Mißverhältnis in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreiten und wieder neu Auflebenden nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Tatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Konflikt immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe; ich tue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln.

Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Kultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mitteilung und Überlieferung zu danken. Genauer als sonst werde ich die Tagesschriften, sie mögen sich hervorbringend oder beurteilend erweisen, lesen und betrachten, und es sollte mir sehr angenehm sein, wenn diese Barometer des Zeitgeistes eine bessere Witterung andeuten, als ich mir erwarte.

An J. J. Riese

[„Kastenschreiber" (Verwalter der Armenkasse) in seiner Vaterstadt Frankfurt, mit Goethe seit den Knabenjahren befreundet.]

[Weimar, 14. Februar 1814] Die Erzählungen meines Sohnes, begleitet von einem Schreiben Ihrer liebwerten Hand, haben mich in jene so ruhig als unschuldige Zeiten zurückversetzt, in welchen wir einer heitern und lustigen Jugend genossen. Ich freue mich, daß Sie, als ein besonders

teurer Freund, zu den übrig gebliebnen gehören und wir uns noch, bis auf diesen Tag, zusammen der Vergangenheit freuen können. In meinem dritten Bande finden Sie Ihren geschätzten Namen und die Erinnerung unsrer näheren Verhältnisse, nicht ohne Bemerkung des vielfältigen Widerspruchs, mit welchem der Freund meinen Enthusiasmus zu zügeln und meine Dialektik zu üben verstand.

Auch habe ich, bei Gelegenheit der lebhaften Erzählung meines Sohnes, die Narbe an dem rechten Zeigefinger vorgewiesen, welche Sie mir schlugen, als ich mit demselben, unter einer Forsthauslaube, etwas schalkisch auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir beide gewogen waren. Wir bereiteten uns eben einen Teller Schinken zu verzehren und Sie hatten das aufgehobene Messer in der Hand, welches zu meiner Bestrafung sich etwas eilig niedersenkte. Solche lustige, leichte Wunden schlägt das fortschreitende, immer ernstere Leben nicht, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie, bei so großem Wechsel der Dinge, als einzelner Mann, weniger Sorgen unterworfen, an Ihrer Stelle unverrückt geblieben. Grüßen Sie mir unser Fränzchen zum schönsten, deren Heiterkeit sich gewiß erhalten hat. Eine so beständige Freundschaft deutet auf redliche, treue Gemüter und einen ruhigen, gleichen Lebenswandel.

Mögen Sie noch lange, amtlich auf dem Kirchhofe beschäftigt, diesem und jenem ein Erbbegräbnis zuteilen und mit dem besten Humor sich selbst und Ihren nächsten Umgebungen leben, zu Trost und Freude, und auch dabei immerfort meiner in Liebe gedenken.

An Zelter

[22. April 1814] Ein besonderes Gute ist mir auch seit acht Tagen geworden: Professor Sartorius von Göttingen, ein alter Freund, benutzt die zwischen den Deutschen wieder eröffnete Kommunikation und besucht mich. Was ist gegenwärtig wünschenswerter, als sich mit einem Manne zu unterhalten, dessen Geschäft es ist, die Kräfte und Verhältnisse der Staaten bis auf den heutigen Tag zu kennen und gegeneinander abzuwägen; es gewährt die größte Beruhigung, dieses ungeheure Ganze zu übersehen und seine Hoffnung wegen künftiger Zustände dadurch zu begründen, anstatt daß wir uns sonst in der traurigen Lage befinden, vom Augenblick hingewiesen, durch Zeitungen verwirrt und durch Geklatsch gar zerstört zu werden, um

so mehr, als jetzt nicht allein von dem künftigen Schicksal Europas, sondern von dem der ganzen Welt die Rede sein kann ...

Am 9. April 1814 gelangte die Siegesbotschaft der Einnahme von Paris nach Weimar. „Freudenschießen den ganzen Tag." Am 4. Mai landete der entthronte Kaiser auf Elba. Die allgemeine Spannung war gelöst, der Weltfriede erschien gesichert. Von Berlin aus ward Goethe auf Ifflands Veranlassung um ein Festspiel zur Siegesfeier angegangen. Er schrieb die allegorische Dichtung „Des Epimenides Erwachen", den Deutschen zu zeigen, was sie erlitten, erkämpft und jetzt zu erhalten und zu gestalten hatten. Für die alsbald aufkommende Neigung, Napoleon zu verkleinern, hatte Goethe freilich kein Verständnis, dazu hatte ihm die Größe dieser dämonischen Natur zu sehr imponiert. So glaubte er denn auch im folgenden Jahre bei Napoleons Wiederkehr noch an dessen Sieg, bis die Schlacht bei Waterloo die endgültige Gewißheit brachte.

Die Vollendung

Eine neue Jugend empfing den erst leicht ergrauenden Dichter auf der Schwelle des Greisenalters und segnete ihm die beiden sommerlichen Reisen von 1814 und 1815, die ihn nach siebzehn Jahren endlich wieder in die heimatlichen „Main-, Rhein- und Neckargegenden" führten. Und wie ihn auf diesen Reisen die Luftveränderung und Wiesbadens heiße Quellen äußerlich verjüngten, so gewann die erwachte innere Jugend auf ihnen durch den Verkehr mit den jungen Romantikern, den Brüdern Boisserée und ihrem Kreise und durch das sich anbahnende zarte Verhältnis zu einer jungen Frau, die anmutige Leidenschaft mit lebhaftem Geiste verband: Marianne von Willemer.

Die jetzt abgeschlossenen Jahre der inneren Vereinsamung und der äußeren Spannung hatten Goethe durch die Arbeit an „Dichtung und Wahrheit" die entschwundene Jugend von neuem durchleben lassen, die kommende vorbereitend. Indem er sich selber historisch ward und das monumental Vorbildliche seines Werdeganges und seiner Persönlichkeit erkannte, begann er mit sicherer Hand die noch unvollendeten

Teile des Wunderbaues weiterzuführen, den wir meinen, wenn wir den Namen Goethe aussprechen.

Auf griechischer Schönheit, römischer Ordnung, deutscher Tiefe sah er seine geistige Existenz fest gegründet. Jetzt wandte er den Blick nach Osten, in die ursprüngliche Heimat der Kultur und Religion. Er konnte an viele Studien und Versuche anknüpfen, als er, äußerlich durch russisch-asiatische Soldateneinquartierungen angeregt, sich in den letzten Jahren immer eingehender mit dem alten Orient und seinen Literaturen beschäftigt hatte, hierin zunächst „Opium für die jetzige Zeit" gewinnend. Denn schon als Knaben hatte ihn die Poesie des Alten Testaments dichterisch gereizt, als Student hatte er sich in die Mystik der Propheten versenkt, durch Herder sich zu einer Übersetzung des Hohenliedes und zur Koranlektüre anregen lassen. Aus Italien heimgekehrt, hatte er das uralte klassische Drama der Inder „Sakuntala" in der ersten deutschen Übersetzung von Georg Forster gelesen. Jahrzehnte zurück lag die Arbeit am Mahomet, lag die Entstehung der Ballade von den edlen Frauen des Asan Aga, die poetischen Niederschläge dieser geistigen Orientreisen.

Jetzt war eine deutsche Übersetzung des alten persischen Dichters Hafis erschienen, der, „während rund umher Reiche zusammenstürzten und Usurpatoren dauernd emporschossen, mit ungestörtem Frohsinn von Nachtigall und Rose, von Wein und Liebe" gesungen hatte und in dessen Leben, Denken und Dichten Goethe so überraschend viel ihm selber Eigentümliches wiederfand, daß er fast meinte, in diesem Sänger von Schiras selber vor einem halben Jahrtausend schon einmal auf Erden gewandelt zu sein . . . Der Gedanke an eine dichterische Verschmelzung der östlichen und westlichen Erdenhälfte zu einer poetisch-philosophischen Einheit ließ ihn bald nicht wieder los, und so gedachte er dem östlichen Diwan des persischen Dichters einen „westöstlichen" ergänzend gegenüberzustellen. (Diwân-Versammlung, Sammlung).

Von diesem Gedanken geleitet, von der „temporären Verjüngung" getragen, vom allgemeinen Aufatmen der Zeit gefördert, begann Goethes Lyrik jetzt sich in einer seit Schillers Tode unerhörten Kraft und Fülle zu regen, von den kleinen Erlebnissen des Tages nicht weniger gespeist als von den Einflüssen der jungen Romantik und des alten Orients. — So trat im Juli 1814 Goethe, ein abendländischer

Hafis, mit noch gesteigerter Empfänglichkeit für Natur, Menschen und Kunst die fröhliche Fahrt in die Heimat an.

An Christiane

[die ihm zugeredet hatte, sich dem Reisewagen anzuvertrauen].

[Hanau, 28. Juli 1814] Zuförderst also muß ich die scharmante Person loben, welche mich das Fahrhäuschen zu betreten bewog; bei der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich sonst vergangen ... Und nun, nach Werners Beispiel, an der Seite ein Lob der Gemüse: Wirsching und Kohlrabi, wie ich sie in vielen Jahren nicht gegessen. Nun steht meine ganze Hoffnung auf Artischocken:

Ein Liebchen ist der Zeitvertreib, auf den ich jetzt mich spitze,
Sie hat einen gar so schlanken Leib und trägt eine Stachelmütze.

[Frankfurt, 29. Juli 1814] Also fuhr ich zu Frankfurt ein, Freitag abends, den 28ten, die Stadt war illuminiert, und ich wie Fritz Fromann nicht wenig über diese Attention betroffen. Allein meine Bescheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls inkognito, angekommen war. Ich bedankte mich daher nicht und ging, auf Karlen gestützt, durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten, schien der Mond desto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was sich verschlimmert hatte, was bestand und was neu heraufgekommen war. Zuletzt ging ich an unserm alten Hause vorbei. Die Haus-Uhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbesitz hatte sie in der Auktion gekauft und sie am alten Platze stehen lassen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

In Wiesbaden, wohin er sich nun zum Gebrauch der Bäder begab, verlebte Goethe frohe Wochen in der Gesellschaft seines Freundes Zelter aus Berlin. Die herrliche Umgegend ward auf heiteren Wagenfahrten gewürdigt, deren eine die Freunde am 16. August nach Rüdesheim führte. Dort lud die auf der Höhe des jenseitigen Ufers aus der Zerstörung der Kriegszeiten neuerstandene Kirche des heiligen Rochus zur Besichtigung und ein bei ihr stattfindendes kirchliches Volksfest zur Teilnahme ein.

Aus diesem Wiesbadener Aufenthalt erzählt der Freiherr von Biedermann in seinem Sammelwerk „Goethes Gespräche" ohne Quellen-

angabe: Goethe habe durch das Tragen des Ordens der Ehrenlegion allgemein Anstoß erregt. Als ihn jemand hierauf aufmerksam gemacht, habe er mit dem Wort aus seinem Faust „Das Pentagramma macht dir Pein?" den Orden abgenommen und in die Tasche gesteckt.

An Christiane

[Wiesbaden, 1. August 1814] Die Bewegung einer glücklichen Reise, die überwarme Jahrszeit, das erquickliche Schwalbacher Wasser und die wenigen warmen Bäder wirken schon so gut auf mein ganzes Wesen, daß ich mir das Beste verspreche. Solchen Anfang und solche Hoffnungen braucht es aber auch, daß ich den hiesigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zusammenkommt, was ich hasse und noch drüber. Nächstens sende eine Litanei, und Ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit sei gesagt: eigentlich ist die Schuld mir beizumessen, der ich die Güter und Gaben, die solch eine Gegend, solch ein Zustand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn Euch andern lebenslustigen Hasenfüßen wäre hier das köstlichste Gastmahl bereitet. Vier Chausseen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen, wo der Ort liegt, stieben den ganzen Tag von Zu- und Abfahrenden, von Lust- und Spazierfahrenden. Da soll's nach Mainz, Biebrich, Ellfeld, Schlangenbad, Schwalbach und wohin alles. Da liegen für Fußgänger verfallne Schlösser, mit Erfrischungs-Örtern, im nächsten Gebirg. Da, und so weiter! Zelter, ein furchtbarer Fußwandrer, hat das alles schon durchstrichen, als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles schon durchfahren, durch { trunken / gessen } und will, ich soll das auch tun. Ich hoffe, die Lust dazu soll kommen, er muß sich meinetwegen nicht binden; einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die größte Erquickung, das übrige teilt sich ein . . .

Nach fünfwöchigem Kuraufenthalt in Wiesbaden verlebte Goethe den Anfang des Septembers auf dem Landgute Franz Brentanos (eines Sohnes der jung verstorbenen „schönen Maxe") zu Winkel im Rheingau, am 10. September kam er wieder nach Frankfurt, wo er in dem „nahverwandten Schlosserschen Hause die liebevollste Gastfreundschaft" fand. Am 18. weilte er zum ersten Male auf der anmutig am Main gelegenen Gerbermühle, wo sein Frankfurter Freund, der kunstsinnige Bankier Johann Jacob Willemer, die Sommermonate

mit den Seinen zu verleben pflegte. Zu diesen gehörte seit vierzehn Jahren die schöne Marianne Jung aus Linz an der Donau, die, vierzehnjährig, als Schauspielerin an das Frankfurter Theater gekommen war. Willemer hatte die Sechzehnjährige den Gefahren des Theaterlebens entzogen und in seine Familie aufgenommen, wo ihr eine gründliche musikalische Ausbildung zuteil ward. Am 24. September reiste Goethe nach Heidelberg, wo sich vor vier Jahren die Brüder Boisserée aus Köln mit ihren reichen Kunstsammlungen niedergelassen hatten. Am 27. September führte Willemer unter lebhafter Zustimmung seiner Töchter und Schwiegersöhne die schöne Marianne Jung als seine dritte Gattin zum Traualtar. Am 10. Oktober traf Goethe wieder in Frankfurt ein. Er war dort an den folgenden Tagen mehrfach mit den Neuvermählten zusammen, wie sie denn am 18. von einem nahen Weinberge aus gemeinsam sich an den zahllosen Feuern erfreuten, die auf allen Höhen der weiten Landschaft zur Feier des Jahrestages der Leipziger Schlacht aufflammten. Dabei lag eine Landkarte auf, und Frau Willemer bezeichnete auf ihr die Feuerstellen mit roten Tüpfchen. — Am 27. Oktober traf Goethe wieder in Weimar ein.

An Christiane

[Frankfurt, 16. September 1814] Sehr lange habe ich nichts von Euch gehört; möge das ein Zeichen sein, daß Ihr Euch wohl befindet. Mir ist es die letzte Zeit gar gut ergangen, woran das schöne Wetter nicht wenigen Anteil hat ...

Den 18. Oktober. Geschenk des Stammbuchs aller Stammbücher. Ein Baron Burkana, aus Aleppo in Syrien, reist die Kreuz und Quer durch Europa und nötigt alle, die ihm aufstoßen, ihm etwas zu schreiben. Die Zeit seiner Wanderschaft dauert von 1748 bis 1776, wo er in Wien, 70 Jahre alt, starb. In zwei dicke Oktavbände hat man die hinterlaßnen Blätter zusammengebunden, die ich mitbringe. Unter manchen unberühmten Namen stehen die berühmtesten: Voltaire und Montesquieu an der Spitze. Übrigens ist auch diese Sammlung wegen der Handschriften verschiedener Nationen und Religionen merkwürdig. Es ist eine große Akquisition. Sah ich die Gemälde-Sammlung des Herrn Dr. Grambs, besuchte einige Freunde in den Gärten, fuhr sodann mit Mad. Brentano und Städel zu Willemer. Der Tag war höchst schön, der Wirt munter, Marianne wohl (das

letztemal hatten wir sie nicht gesehen). Diesmal sahen wir die Sonne, auf einem Türmchen, das Willemer auf dem Mühlberg gebaut hat, untergehn. Die Aussicht ist ganz köstlich. Soviel für diesmal, die Fortsetzung folgt.

Boisserées Freund Bertram erzählt

[Heidelberg, September 1814] Wie Goethe sich in die farbenprächtige und wahrheitsvolle Idealwelt dieser altdeutschen Bilder der Boisserées chen Sammlung, in die überraschende Ursprünglichkeit ihrer Gedanken hineinlebte und über die empfangenen Eindrücke sich äußerte, ist für den alten Herrn im hohen Grade charakteristisch. Er betrachtete die Bilder nicht, wie sie eines neben dem andern an der Wand hingen, er ließ sich immer nur eins, abgesondert von den andern, auf die Staffelei stellen und studierte es, indem er es behaglich genoß und seine Schönheiten, unverkümmert durch fremdartige Eindrücke von außen, sei es der Bilder- oder der Menschenwelt, in sich aufnahm. Er verhielt sich dabei still, bis er des Gesehenen, seines Inhalts und seiner tieferen Beziehungen Herr zu sein glaubte, und fand er dann Anlaß, Personen, die er liebte und schätzte, gegenüber, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, so geschah es in einer Weise, die alle Hörer zwang. — Es war vor dem Bilde der Anbetung der heiligen drei Könige, das damals für einen Van Eyck galt, da sagte er: Das ist lauter Wahrheit und Natur; man kann von der Ruine zum Bilde und umgekehrt vom Bilde zur Schloßruine wandern und fände sich hier wie dort in gleich ernster Art angeregt und gehoben. — Da hat man nun, äußerte er ein andermal, auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eigenen Bestehens wegen abgesperrt, und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Gleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue, ewige Jugend; und wollte ich auch hier etwas sagen, es würde diese oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, und der wäre mir wohlgebührend ... Wie ganz anders muß zu Eycks Zeit das Kunstleben und die Kunstliebe geblüht haben. Jetzt verschlingt der schlechte Luxus alles.

An Willemer

[Weimar, 28. Dezember 1814] Gestern, als am 27. d. M., ist das angekündigte Schatzkästlein durch den pünktlichen Fuhrmann gut und glücklich anher gelangt, nachdem ich noch einige Tage wegen der eingetretenen Kälte in Sorgen gewesen. Ob das trinkbare Gold hier, hinter dem Thüringer Walde, so gut schmecken und duften wird als damals, wo das Auge durch den Anblick des frohen Mains, das Ohr durch liebreiche Gespräche und das Herz durch vertrauende Freundschaft erquickt war, ist ein Problem, welches zu lösen nicht versäumen werde.

Noch sehr gern gedenke ich bei den roten Tüpfchen über den Bergen des Panoramas der lieben Hand, die sie bezeichnet. Auch das Stammbuch ist wieder glücklich zu mir gekommen, und ich hoffe mit einigen Blättchen bald die guten und frohen Worte zu erwidern ... Und somit leben Sie recht wohl in der lieblichen Gesellschaft, die Ihnen gegönnt ist.

An C. H. Schlosser

[23. November 1814] In unserer Gegend hatte der Krieg, die allgemeine Bewegung der Gemüter und mancher andere ungünstige Umstand zusammengewirkt, und den schönen Kreis, wovon Weimar und Jena die beiden Brennpunkte sind, wo nicht aufzulösen, doch seine Bewegungen zu hemmen, zu stören vermocht, und ich sah mich fast auf mich selbst zurückgedrängt. Diese Zeit benutzte ich, um mich in mir selbst historisch zu bespiegeln, da ich mich denn sehr freue, daß die Resultate meiner drei Bändchen auch andern Gelegenheit geben mögen, auf sich selbst zurückzukehren.

Der erste Blick in jene vaterländische Gegend, nach so langer Abwesenheit, eröffnete mir eine freiere Laufbahn, denn ich fand eine nach so langem Druck wieder sich selbst gegebene Stadtfamilie (will ich es nennen, um nicht Volk zu sagen), wo sich so viel Eigenschaften, Fähigkeiten, so mancher Besitz und so redliches Streben hervortun, daß man sich daran erbauen und wünschen muß, in einem so schönen Elemente zu schweben und mitzuwirken.

Wie sehr es mich also, nach diesem allen, glücklich macht, durch Sie, mein wertester Freund, und Ihre Vermittelung, mit jenem schönen Kreise auch abwesend in Verbindung zu bleiben, fortzuwirken und auf

mich wirken zu lassen, werden Sie selbst ermessen. Könnte ich so glücklich sein, mein Jahr zwischen der Vaterstadt und der hiesigen Gegend zu teilen, so würde es für mich und andere ersprießlich werden; weil es in einem Alter, wo man durch das, was in einem engen Kreis mißlingt, gar leicht zu Unmut uud Hypochondrie verleitet wird, höchst erwünscht ist, einer sich wechselweis auffordernden neuen Tätigkeit zu genießen und durch sie verjüngt und zu früherer Tatkraft wiedergeboren zu werden.

... Was mich jetzo beinahe ausschließlich beschäftigt, gesteh ich Ihnen am liebsten, da ich dabei mit Freude Ihrer gedenken kann. Ich habe mich nämlich, mit aller Gewalt und allem Vermögen, nach dem Orient geworfen, dem Lande des Glaubens, der Offenbarungen, Weissagungen und Verheißungen. Bei unserer Lebens- und Studienweise vernimmt man so viel von allen Seiten her, begnügt sich mit enzyklopädischem Wissen und den allgemeinsten Begriffen; dringt man aber selbst in ein solches Land, um die Eigentümlichkeiten seines Zustandes zu fassen, so gewinnt alles ein lebendigeres Ansehen.

Ich habe mich gleich in Gesellschaft der persischen Dichter begeben, ihren Scherz und Ernst nachgebildet. Schiras, als den poetischen Mittelpunkt, habe ich mir zum Aufenthalte gewählt, von da ich meine Streifzüge (nach Art jener unzähligen kleinen Dynasten, nur unschuldiger wie sie) nach allen Seiten ausdehne.

An Knebel

[Weimar, 9. November 1814] Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit obenan, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten und zu fördern; man kann niemanden meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten; und so hab ich niemanden in

seiner Lebensweise irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden.

Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab ich mir denn auch, bei dieser Gelegenheit, meine Töpfe und Näpfchen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja mein Geschirr mit manchen Gerätschaften vermehrt. Ich habe an der homerischen wie an der nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

An Zelter

[Weimar, 27. Dezember 1814] Vor Jahresschluß will ich Dir wenigstens noch einen freundlichen Gruß zurufen und versichern, daß ich mich ganz wohl befinde. Das gleiche wünsche von Dir zu vernehmen. Hafis hat mich fleißig besucht, und da ist denn manches entstanden, das Dir in der Zukunft liebliche Melodien ablocken soll . . .

Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beschäftigt, die mich zu wunderlichen Betrachtungen veranlaßt, indem ich genötigt bin, über die abgeschiedenen und immer aufs neue spukenden Geister Revue zu halten. Auch wird durch diese mir abgenötigte Betrachtung die biographische Arbeit sehr gefördert.

Von meiner italienischen Reise habe ich die vorhandenen Tagebücher von Karlsbad bis Rom redigiert. Dieses Büchlein erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen, die im Augenblick geschrieben worden. Ich hüte mich, so wenig als möglich daran zu ändern, ich lösche das Unbedeutende des Tages nur weg, sowie manche Wiederholung; auch läßt sich vieles, ohne dem Ganzen die Naivität zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen. Wann es herauskommen kann, weiß ich selbst noch nicht. Soviel für diesmal. Melde mir nun auch, wie es Dir ergangen ist.

An den Großherzog

[Bei dem, wie Ernst Moritz Arndt sagt, monströsen Käsezuschnitt des Wiener Kongresses war Sachsen-Weimar beträchtlich erweitert

worden. Karl August durfte sich hinfort Großherzog nennen und Königliche Hoheit nennen lassen.]

[22. April 1815] Sie haben, verehrtester und geliebtester Fürst, von Jugend an durch Hoheit des Geistes und der Gesinnung sich Vorzüge zu erwerben gewußt, welche über alle andern erhaben sind, ja von Geburt und Glück, als von Folien, nicht Wesenheit, sondern nur einen lebhafteren Glanz gewinnen.

Ereignet sich's nun, daß Höchstdenenselben für so vielfaches redliches inneres Bemühen auch von außen ein gebührendes Beiwort erteilt wird, so benutzen wir mit Freude, wenn die Hof- und Kanzleisprache uns nunmehr erlaubt, dasjenige als ein Anerkanntes auszusprechen, was sonst bei aller Wahrheit als Schmeichelei hätte erscheinen können. Ew. Königliche Hoheit haben bisher den kleinen Kreis bis ins Unendliche erweitert, indem Sie in einem jeden einzelnen der Ihrigen eine gemäßige Tätigkeit zu erregen und zu begünstigen gewußt. Möge Höchstdenenselben eine lange Reihe von Jahren gegönnt sein, um in einem ausgebreiteten Wirkungskreise eben diese Wohltat fortzusetzen. Erlauben Höchstdieselben mir fernerhin davon als freudiger Zeuge zu verharren, ja in dem kleinen Bezirk, der meiner Tätigkeit angewiesen bleibt, redlich mitzuwirken, so werden auch meine späteren Tage, wie die bisherigen, die ich in Ihrer Nähe und durch Ihre Gunst und Einfluß genutzt und genossen, nicht ohne Wirkung und Frohsinn verfließen.

Am 28. Mai 1815 traf Goethe zu neuem Kurgebrauch in Wiesbaden ein. Auf die Sonnenfreude der ersten Tage fiel der Schatten Napoleons, „schreckliche Nachrichten" trafen ein. Aber durch die Schlacht bei Waterloo am 10. Juni ward der Himmel wieder klar. Ende Juli unternahm Goethe „in der ehrenden Gesellschaft des Herrn Staatsministers von Stein" einen Ausflug nach Köln. Dort sah er „mit vorbereitetem Erstaunen" den Dom, „das schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung, und konnte doch mit Augen das Maß fassen von dem, was es hätte werden sollen, ob es gleich dem angestrengtesten Sinne noch immer unbegreiflich blieb. Auch von altertümlicher Malerei fand sich in Professor Wallrafs Sammlung und anderer Privaten gar viel zu schauen, gar mancher Wert zu erkennen, und der Aufenthalt, so kurz er gewesen, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück".

Im Sommer des Jahres 1815 kam Stein nicht lange vor seiner zweiten Fahrt nach Paris in Köln an, wo ich damals saß. Er schickte einen Bedienten, ich möge nach dem Dom kommen, wo ich ihn finden werde ... und wir gingen flugs dahin. Er begrüßte uns auf das allerfreundlichste — und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da stand der neben ihm größte Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, Wolfgang Goethe, sich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß." Wunderbar gingen die beiden deutschen Großen hier nebeneinander her wie mit einer gegenseitigen Ehrfurcht; so war es auch im Gasthause am Teetisch, wo Goethe sich meistens sehr schweigsam hielt und sich früh auf sein Zimmer zurückzog.

Wie waren die beiden zusammengekommen? wie dann miteinander nach Köln gekommen? Goethe hatte seine Vaterstadt und einige alte Genossenschaft und Freundschaft wieder einmal besucht. Da hatte ihn sein Herz gefaßt, und er hatte sich wieder das Herz gefaßt, die Pfade, auf welchen seine lustige, genialische Jugend sich ergangen und getummelt hatte, die Pfade, welche bei Wetzlar an der Lahn und durch ihre schönen Täler nach Nassau, Koblenz, Ehrenbreitstein und Valendar hinlaufen, noch einmal wieder zu durchwandeln. Da vernimmt Stein in seinem Schlosse die Nachricht, Goethe ist in Nassau im Löwen abgestiegen. Er flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen, und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter. Ich kann mir denken, wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden; es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander hin mit einem zarten Noli me tangere. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaft stiller tönen gehört. [Äsóp, altgriechischer Fabeldichter.]

Hier konnte ich mir unsern Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts erfreuen: die stolze, breite Stirn und die schönsten braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen ...

Schon am 31. Juli war Goethe wieder in Wiesbaden, wo er das Ende seines Kuraufenthalts in Sulpiz Boisserées Gesellschaft verlebte. Am 12. August mittags trafen beide in Frankfurt ein. Boisserée stieg im Schwanen ab, Goethe begab sich sofort nach der Gerbermühle, von Willemer und den Seinen freudig erwartet. Hier wohnte er nun ohne Unterbrechung bis zum 8. September.

„Morgens blieb er allein, jeden Vormittag um zehn trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung nachmittags auf Spaziergängen, gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen am Boden löste. Abends, wenn er seinen weißflanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Bemerkenswert ist, daß ihm beim Lesen seiner eigenen Gedichte nicht selten Tränen in die Augen traten." (Aus einem Bericht Mariannens von Willemer.)

An den Großherzog

[Frankfurt, 3. September 1815] Ew. Königliche Hoheit möge gegenwärtiges Blatt, womit ich diesen mir so wichtigen Tag im stillen feiere, vollkommen hergestellt antreffen, damit meine aufrichtigen und treuen Wünsche mit ganz heiterem Sinne mögen aufgenommen werden. Gedenke ich der vielen Jahre, die ich das Glück habe, Ihnen anzugehören, und der unendlichen Abwechselung der äußern und innern Welt, so bekräftigt sich mir aufs neue die alte Wahrheit, daß nichts dauerhaft sei als echte Neigung, Anerkennung und Ergebenheit, mit welchen unveränderlichen Gesinnungen ich die Hoffnung nähre, Höchstdieselben bald glücklich wiederzusehen.

An dem Oberrhein verklingt nun auch nach und nach der Kriegsdonner, meinen stillen Betrachtungen kann ich hier am Main am stillsten Orte nachhängen, der bei heiterm Wetter auch wohl für den angenehmsten gelten kann; es ist ein unmittelbar am Fluß gelegener, der Holzhausischen Familie gehöriger Wohnort, welchen Geheimderath Willemer auf seine Lebzeit gepachtet und nun die vor mehr als dreißig Jahren gepflanzten Bäume immerfort gegen Himmel streben sieht . . .

Um diese Zeit weilte Ernst August, Herzog von Cumberland, in Frankfurt. Seine Gemahlin hatte als Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz mit ihrer Schwester, der späteren Königin Luise von Preußen, 1790 in Frankfurt der Kaiserkrönung Leopolds II. beigewohnt. Die Prinzessinnen hatten damals bei Goethes Mutter Aufnahme gefunden. Jetzt sandte das herzogliche Paar Goethe eine Einladung, sie in der Stadt zu besuchen. Dieser lehnte ab und war verdrießlich, daß man ihn nicht (nicht einmal auf der Gerbermühle) in Ruhe ließe. Als aber die Fürstlichkeiten abends selber zu ihm hinausfuhren, ward der „unerwartet beglückende Nachtbesuch" aufs beste empfangen, und Marianne neckte ihren Dichter gern mit den devoten Verbeugungen, die Seine Exzellenz vor den hohen Herrschaften gemacht hätte. Mit edlem Rheinwein, der in Goethes Geburtsjahr ausgegoren hatte, also 1748er, ward am 28. August Goethes sechsundsechzigster Geburtstag gefeiert, nachdem frühmorgens das auf einem Mainschiff an die Gerbermühle geführte Theaterorchester dem Dichter ein Ständchen gebracht hatte. Dieser siedelte am 8. September in Willemers Stadtwohnung über, um jetzt Frankfurts Kunstsammlungen, Buchläden und Meßwaren bequemer in Augenschein nehmen zu können.

An Christiane

[Frankfurt, 9. September 1815] Von Dir wieder ein Wort zu vernehmen, war mir sehr erfreulich. Wohl hat uns beide der Sommer übel behandelt, und darin hast Du vollkommen recht, daß man sich durch äußere Gegenstände von der Betrachtung seines innern Zustandes zerstreuen müsse. Die angenehmsten Tage, die ich zubrachte, waren immer die, wo alles so schnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deshalb mache Dir soviel Bewegung und Veränderung als Du kannst in diesen schönen Tagen und denke darauf, wie wir diesen Winter abwechselnd die Tage zubringen. Etwas Musik wäre sehr wünschenswert, es ist das unschuldigste und angenehmste Bindungsmittel der Gesellschaft. Gegenwärtig bin ich in der Stadt, allein in Willemers Wohnung, deren unschätzbare Aussicht Du kennst. Von morgens bis abends ist's unter meinen Fenstern lebendig, tags laufe ich in der Stadt herum, Menschen und Sammlungen zu sehen. Frankfurt stickt voll Merkwürdigkeiten.

Seebeck war hier und wohnte mit auf der Mühle, Boisserée ist noch

hier, Schlossers sind förderlich und liebreich. Wie gerne gönnte ich Dir nur vierzehn Tage in dieser unendlich schönen Gegend! ...
Fritz Stein versäumt zu haben, tut mir leid. Sein Brief ist gar liebreich und verständig. Suche die Mutter und übrige Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freistaat ist Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige, was leidlich durchs Leben bringt ...

An Marianne Willemer

[Frankfurt, im Roten Männchen, 12. September 1815]
Nicht Gelegenheit macht Diebe, / sie ist selbst der größte Dieb,
denn sie stahl den Rest der Liebe, / der mir noch im Herzen blieb.
Dir hat sie ihn übergeben, / meines Wertes Vollgewinn,
daß ich nun, verarmt, mein Leben / nur von Dir gewärtig bin.
Doch ich sehe schon Erbarmen / im Karfunkel Deines Blicks,
und erfreu in Deinen Armen / mich erneuerten Geschicks.

An Goethe von Marianne Willemer

Hochbeglückt in Deiner Liebe / schelt ich nicht Gelegenheit;
ward sie auch an Dir zum Diebe, / wie mich solch ein Raub erfreut!
Und wozu denn auch berauben? / Gib Dich mir aus freier Wahl;
gar zu gerne möcht ich glauben: / Ja, ich bin's, die Dich bestahl.
Was so willig Du gegeben, / bringt Dir herrlichen Gewinn:
Meine Ruh, mein ganzes Leben / geb ich freudig, nimm es hin!
Scherze nicht! Nichts von Verarmen: / Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt ich Dich in meinen Armen, / jedem Glück ist meines gleich.

Schon am 15. September beendete Goethe seinen Aufenthalt in Frankfurt, das er nun nicht wieder betreten sollte, um, diesmal mit Sulpiz Boisserée, noch einige Tage auf der Gerbermühle zu verleben und dann mit diesem nach Heidelberg zu reisen. Während dieses Beisammenseins, dem letzten auf der Mühle, entstanden die beiden folgenden Gedichte:

Suleika-Marianne an Hatem-Goethe

Als ich auf dem Euphrat schiffte, / streifte sich der goldne Ring
fingerab, in Wasserklüfte, / den ich jüngst von Dir empfing.
Also träumt ich. Morgenröte / blitzt ins Auge durch den Baum.
Sag Poete, sag Prophete, / was bedeutet dieser Traum?

Hatem-Goethe an Suleika-Marianne

Dies zu deuten, bin erbötig! / Hab ich Dir nicht oft erzählt,
wie der Doge von Venedig / mit dem Meere sich vermählt?
So von Deinen Fingergliedern / fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern, / süßer Traum, begeisterst Du!
Mich, der von den Indostanen / streifte bis Damaskus hin,
um mit neuen Karawanen / bis ans Rote Meer zu ziehn,
mich vermählst Du Deinem Flusse, / der Terrasse, diesem Hain;
hier soll bis zum letzten Kusse / Dir mein Geist gewidmet sein.

In heiter-glücklichem Beisammensein kam der letzte Abend heran. Marianne sang einige Volkslieder und das Duett aus dem „Don Juan": „Gib mir die Hand, mein Leben." Dieses mit so verführerischem Zauber, daß Goethe sie einen kleinen Don Juan nannte, worauf sie unter dem Lachen der Anwesenden das Gesicht in die Noten versteckte. Während hierauf Goethe den Totentanz und eine Reihe von neuen Liebesgedichten las, hörte die junge Frau still zu, den Kopf mit einer gelben, turbanartig gelegten Schärpe umwunden, welche Goethe ihr geschenkt hatte. Willemer schlief ein und wurde darum gefoppt. Bis ein Uhr blieb man zusammen; Sulpiz begleitete den Dichter noch auf sein Schlafzimmer; das Gespräch kam auf die farbigen Schatten, und sie traten mit einem Licht auf den Balkon, wo Goethe einen darauf bezüglichen Versuch vornahm. Dies gab Veranlassung zu einer scherzhaften Zeichnung, die Marianne bis zu ihrem Tode aufbewahrte: wie Goethe eine Kerze zum Fenster hinaushält, um den Mond besser sehen zu können.

Das war die letzte Nacht auf der Gerbermühle. Für den nächsten Tag, Montag, den 19. September, war die Abreise beschlossen; es ist bezeichnend, daß nunmehr Marianne „gewaltig" auf richtiger Einhaltung der Zeit bestand, wodurch eine große Hetze sich entwickelte. Nachmittags fuhren Goethe und Sulpiz Boisserée durch den schön beglänzten Wald nach Darmstadt; man hatte verabredet, daß Willemers in der nächsten Woche zum Besuch nach Heidelberg kommen sollten, wo Goethe und Boisserée am 21. eintrafen. Aber schon am 23. brachen Willemers auf; unterwegs entstanden die folgenden Verse:

An Goethe von Marianne Willemer

Was bedeutet die Bewegung? / Bringt der Ostwind frohe Kunde?

Seiner Schwingen frische Regung / kühlt des Herzens tiefe Wunde.
Kosend spielt er mit dem Staube, / jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
treibt zur sichern Rebenlaube / der Insekten frohes Völkchen.
Lindert sanft der Sonne Glühen, / kühlt auch mir die heißen Wangen,
küßt die Reben noch im Fliehen, / die auf Feld und Hügel prangen.
Und mich soll sein leises Flüstern / von dem Freunde lieblich grüßen;
eh noch diese Hügel düstern, / sitz ich still zu seinen Füßen.
Und du magst nun weiterziehen! / Diene Frohen und Betrübten.
Dort, wo hohe Mauern glühen, / finde ich den Vielgeliebten.
Ach, die wahre Herzenskunde, / Liebeshauch, erfrischtes Leben
wird mir nur aus seinem Munde, / kann mir nur sein Atem geben.

Am 24. September traf Marianne mit ihrem Gatten und dessen Tochter, der verwitweten Frau Rosette Städel, in Heidelberg ein. Suleika und Hatem waren wieder vereint, und zu der kastanienbeschatteten Terrasse des alten Schlosses rauschten die Palmen von Schiras empor ...

An vollen Büschelzweigen, / Geliebte, sieh nur hin!
Laß Dir die Früchte zeigen / umschalet stachlig grün.
Sie hängen längst geballet, / still, unbekannt mit sich;
ein Ast, der schaukelnd wallet, / wiegt sie geduldiglich.
Doch immer reift von innen / und schwillt der braune Kern,
er möchte Luft gewinnen / und säh die Sonne gern.
Die Schale platzt, und nieder / macht er sich freudig los.
So fallen meine Lieder / gehäuft in Deinen Schoß.

Am 26. September schon kehrte Willemer mit den Seinen auf die Gerbermühle zurück. Goethe und Marianne haben sich nicht wiedergesehen, aber Hatems und Suleikas Kinder leben im Westöstlichen Diwan unsterblich weiter.

An Goethe von Marianne

[Gerbermühle, 26. September 1815]

Ach, um deine feuchten Schwingen, / West, wie sehr ich dich beneide;
denn du kannst ihm Kunde bringen,/ was ich durch die Trennung leide!
Die Bewegung deiner Flügel / weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel / stehn bei deinem Hauch in Tränen.
Doch dein mildes, sanftes Wehen / kühlt die wunden Augenlider;
ach, für Leid müßt ich vergehen, / hofft ich nicht, wir sehn uns wieder.

Geh denn hin zu meinem Lieben, / spreche sanft zu seinem Herzen;
doch vermeid ihn zu betrüben / und verschweig ihm meine Schmerzen.
Sag ihm nur, doch sag's bescheiden: / Seine Liebe sei mein Leben;
freudiges Gefühl von beiden / wird mir seine Nähe geben.

An Marianne Willemer

[Heidelberg, 30. September 1815]

Locken, haltet mich gefangen / in dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen / zu erwidern hab ich nichts.
Nur dies Herz, es ist von Dauer, / schwillt in jugendlichstem Flor;
unter Schnee und Nebelschauer / rast ein Ätna Dir hervor.
Du beschämst wie Morgenröte / jener Gipfel ernste Wand,
und noch einmal fühlet Hatem / Frühlingshauch und Sommerbrand.

An Christiane

[Heidelberg, 27. September 1815] So wie auf die Gerbermühle, bei schönen Tagen, so zu den köstlichen Bildern wirst Du hergewünscht. Überall find ich nur Gutes und Liebes. Bin überall willkommen, weil ich die Menschen lasse wie sie sind, niemanden etwas nehme, sondern nur empfange und gebe. Wenn man zu Hause den Menschen so vieles nachsähe als man auswärts tut, man könnte einen Himmel um sich verbreiten; freilich ist auf der Reise alles vorübergehend, und das Druckende läßt sich ausweichen.

Wie die schwärmerische Liebe der geliebten jungen Frau, wie Wiesbadens heiße Quellen und die sonnige, von Jugenderinnerungen durchsetzte Luft der heimatlichen Main-, Rhein- und Neckargegenden, wie die ganze herrliche Freiheit dieser beiden Sommer, so hatte auch der Verkehr mit den jungen Romantikern und ihren Kreisen, die Betrachtung ihrer Kunstschätze, die Anteilnahme an ihren Absichten und Hoffnungen an der Verjüngung Goethes mitgewirkt, der, ohne den geliebten Griechen untreu zu werden, das Herz jetzt weit für deutsche Art und Kunst öffnete. Schon in Köln, angesichts des unvollendeten Doms, war eine alte Liebe aus den Straßburger Tagen wieder wach geworden, die vor länger als vierzig Jahren in der Schrift „Über deutsche Baukunst" begeisterten Ausdruck gefunden hatte. In Heidelberg vor den altdeutschen und altniederländischen Bildern der Boisseréeschen Sammlung mußte jetzt „der alte Heidenkönig dem Christkind

huldigen". „Da macht der Eyck ein solches Bild, das mehr wert ist als alles, was ich gemacht habe."
Zwei Tage nach Mariannes Abreise traf der Herzog Karl August in Heidelberg ein, der schon einige Zeit am Rhein geweilt hatte. Am 30. begleitete Goethe den Herzog nach Mannheim. Man verabredete die gemeinsame Rückreise nach Weimar.

An C. G. von Voigt

[Heidelberg, 1. Oktober 1815] Ich, nach Heidelberg zurückgekehrt werde, auf höchsten Befehl, Karlsruh besuchen, alsdann in Frankfurt mit unserm teuren Fürsten wieder zusammentreffen. Es ist wundersam genug, daß ich vor vierzig Jahren, gerade in diesem Monat, durch eine Kalbische Stafette von Heidelberg nach Weimar gerufen wurde. Welch ein Glück, nach so unendlichen Ereignissen, immer noch in gleichem Verhältnis zu stehen, und nach einem solchen Kreislauf dieselbe Bahn aufs neue zu betreten ...
Unsre Seelenangelegenheit geht, wie Serenissimus sagten, nach Wunsche. Ein Glück bei so viel unseligen Verhandlungen. Wie aber die Welt gespalten und in die kleinsten Bißlein zerrissen ist, erfährt man zu Wunder und Schrecken, wenn man unter fremden Menschen viel hin und her wandelt. Möge ich doch bald wieder in dem engeren Kreise anlangen ... [„Seelenangelegenheit": Erweiterung des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, Einwohner- („Seelen")-Zuwachs.]

S. Boisserée erzählt

[Goethe hatte einen Ausflug nach Karlsruhe unternommen und dort, nicht ohne Enttäuschung, seinen Straßburger Jugendfreund, den Augenarzt, Volkswirtschaftler und Erforscher des Übersinnlichen Jung-Stilling wiedergesehen, der als „Hofrat" im Dienst des Großherzogs stand, mit der einzigen Verpflichtung „das Gute zu fördern".]
Jungs lassen noch zum Abend einladen, als wir eben fortwollen. Wir freuen uns, im Wagen zu sein, und rekapitulieren, rühmen die Muschelsammlung und die ganz neue Anschauung und lachen zuweilen auch. Dann wachen bei Goethe alte Erinnerungen auf: gerade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog von Heidelberg durch eine Stafette nach Frankfurt holen. Wenn er jetzt gerade vom Minister Stein zurück in Frankfurt wäre und es ihm einfiele, wäre er imstande, es zu wiederholen, da er ohnehin verlangt, Goethe solle nach Frank-

furt kommen. Vor Tisch schon rühmte Goethe, daß er wohlgetan, nach Köln zu gehen, sich vom Herzog influenzieren zu lassen. Er lasse sich ohnehin leicht bestimmen und vom Herzog gern, denn der bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem; aber einige Personen seien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt: immer, wenn sie ihm erschienen, sei ihm, auch ganz unabhängig von ihnen, etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entschiedenen Naturen seien ihm glückbringend, so auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, sagte er, aber wenn es einmal der Fall sein würde, versprach er, mir's zu sagen ... „Ich spreche vom Aberglauben, wie man sich bei aller Anerkennung des Geheimnisvollen im Leben davor zu hüten habe." Und er war einig, daß man nur so viel darauf geben müsse, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnisvollen Macht zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage aller wahren Weisheit sei. — Unterwegs kamen wir dann auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen. Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. — Die Sterne waren aufgegangen, er sprach von seinem Verhältnis zu Ottilie [in den Wahlverwandtschaften, ihr Urbild Minna Herzlieb], wie er sie liebgehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft ahndungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb schläfrig, im schönsten Sternenlicht bei scharfer Kälte nach Heidelberg.

Von diesem Abstecher nach Karlsruhe zurückgekehrt, fand Goethe am 3. Oktober in Heidelberg eine dringende Einladung des Herzogs, wieder nach Mannheim zu kommen, wo ihn dessen Geliebte, die Jagemann (Frau von Heigendorf) und allerhand Festlichkeiten erwartet hätten. Goethe sah sich durch diese Einladung aus einem seit Monaten genossenen, ungezwungenen, heiter bewegten Dasein unangenehm aufgeschreckt. „Er fühlte sich nervös angegriffen, sprach von Krankheit und Tod und entschloß sich, am 7. Oktober, dem ursprünglichen Reiseplan zuwider, auf dem nächsten Wege durch Franken heim nach Thüringen zu reisen, ja er drängte Boisserée, ihm bis Neckarelz und Würzburg das Geleite zu geben."

An Willemer

[Heidelberg, 6. Oktober 1815] Daß ich, teurer, verehrter Freund, immer um Sie und Ihre glücklichen Umgebungen beschäftigt bin, ja Ihre selbstgepflanzten Haine, das flüchtig gebaute und doch dauerhafte Haus, lebhafter als in der Gegenwart sehe und mir alles Gute, Liebe, Vergnügliche, Nachsichtige wiederholt wiederhole, werden Sie an Sich fühlen, da ich gewiß aus jenen Schatten nicht vertrieben werden kann, und Ihnen oft begegne. Hundert Einbildungen hab ich gehabt: wann? wie und wo? ich Sie zum erstenmal wiedersehen würde; da ich noch bis gestern Beruf hatte, mit meinem Fürsten, am Rhein und Main, schöne Tage zu verleben, ja vielleicht jene glänzende Jahresfeier auf dem Mühlberg zu begehen. Nun kommt's aber! und ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse.

Doch das ist schon zuviel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe.

Herzlichen Dank für alles Gute und Liebe. Doch dieser Dank wäre nicht der rechte, wenn er nicht eine Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wissen. Wie denn billig diese Worte an die Zwei gerichtet sind, die man beneidenswert glücklich verbunden sieht.

S. Boisserée erzählt

Freitag, den 6., morgens, will Goethe plötzlich fort, er sagte mir: Ich mache mein Testament. Wir bereden ihn mit großer Mühe, noch einen Tag auszuruhen und übermorgen zu reisen. Die Jagemann hat ihn mit den andern Damen gedrängt, er soll nach Mannheim kommen zu Tableaux und Attitüden. Er fürchtet den Herzog. Er ist sehr angegriffen, hat nicht gut geschlafen, muß flüchten ...

7. Oktober. Goethe ist frühmorgens unruhig, fürchtet eine Krankheit, will schon zu Mittag fort. Ich biete mich ihm zur Begleitung an ... Im Wagen erholt sich der Alte allmählich. Die Sicherheit, nicht mehr vom Herzog oder der Jagemann erreicht zu werden, beruhigt ihn sichtbar. Gespräch darüber. Deutsche Politik, Verhältnisse; die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich. Ständische Verfassung. Es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur

die Fürsten halbwegs ihren Vorteil kennen und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegenkommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne [die Herrschaft der Besten] sei das einzige und rechte. Er spricht seine Freude darüber aus, daß ich mich in nichts verwickelt habe, trotz der vielen Lockungen und Gelegenheiten ...

Sonntag, den 8., morgens, fuhren wir von Neckarelz die Höhe hinauf. Kalkgebirge. Goethe erkannte die fränkische Mainregion daran. Der Bediente fand Versteinerungen und Ammonshörner. Wir begegneten zwischen Oberschafflenz und Buchen dem Maler Jagemann, der zu seiner Schwester nach Mannheim reiste; er sagte, der junge Bertuch sei krank und von den Ärzten aufgegeben ...

An Rosette Städel geb. Willemer

[Meiningen, 10. Oktober 1815] Schon bin ich auf die Höhe gelangt, wo die Wasser nicht mehr nach dem Main fließen, ich muß also meine Gedanken der Post anvertrauen, und so sollen die Freundinnen hören: daß ich im Geiste immer so hartnäckig bei Ihnen geblieben, als mich ungern persönlich entfernt habe ...

Am 7ten reisten wir von Heidelberg ab. Boisserée, der sich überzeugt hatte, daß mir einige Pflege nötig sei, begleitete mich. Wir übernachteten in Neckar-Els, in einer Eisgrube.

Am 8ten ging es weiter, begünstigt vom schönsten Wetter, und so gelangten wir unter tausend Rückerinnerungen nach Würzburg. Kaum hatte ich die Ufer des Mains erreicht, als ich sogleich die zierlichsten Kuchen hineinwarf. Möchten sie zur rechten Stunde, zwischen dem Rohr, zunächst der bekannten lieben Terrasse, glücklich landen.

Am 9ten, früh, ging's an ein Scheiden, wo ich denn ganz eigentlich die Trennung fühlte, denn bisher war es noch immer eine Fortsetzung des glücklichsten Zustands. Auch, wie es zu geschehen pflegt, waren die letzten Stunden die interessantesten. Eine gewisse Scheu verliert sich, wenn man das Unvermeidliche vor sich sieht, und man sucht im offensten Vertrauen einen Ersatz für den drohenden Verlust. Nicht ohne Rührung war der Abschied, und, wie man eine Hand umwendet, wäre Sulpiz mit nach Weimar gegangen. Nun war ich denn allein, auf den weiten fruchtbaren Räumen zwischen Main und Main. [Auf dem vom Main in weitem Bogen umflossenen Gelände zwischen

Schweinfurt und Gemünden.] Zu Werneck nahm ich nochmals von dem geliebten Wasser Abschied, nachdem vorher die Weltgeschichte mich ereilt hatte. Auf den weiten Stoppelflächen hetzten donische Kosaken verschüchterte Hasen. Eine meilenlange Kolonne des russischen Trains retardierte meinen Eilweg, und doch traf ich, gegen acht, bei hellem Mondschein, auf ein schlimmeres Hindernis, indem der Wagen sich umlegte. Da ich aber in den besten Gedanken war, ließ ich mich nicht stören, sondern ging zu Fuße nach der Stadt, einen Weg, ohngefähr so lang als von der Mühle nach der Sandgasse oder umgekehrt, und glaubte so von einer Freundin zu der andern zu gehen. Mögen sie mich beide nicht aus ihrer Mitte lassen!

An Willemer und Frau

[Weimar, 26. Oktober 1815] Als der gute Sulpicius mich in Würzburg verließ und ich mich auf den weiten fränkischen Stoppelfeldern unter hasenjagenden donischen Kosaken allein sah, hätte ich meine beschleunigte Rückreise gewiß bereut, wenn nicht die Notwendigkeit derselben mir vor Augen gewesen wäre, noch mehr aber die Gewißheit mich beruhigt hätte, daß ich den Freunden so wie sie mir immer gegenwärtig wäre ...

Wie ich voraussehen konnte, waren die Tage seit meiner Ankunft am 11ten bis heut den 26ten sehr unruhig. Das Theater fand ich erschüttert auf einen Grad, daß der Philosoph am Main [Willemer] es doppelt und dreifach verwünschen würde. Vor der Abreise des jungen Hofes gab es hunderterlei Beredungen, Aufträge und Bestellungen, nicht weniger häufige Besuche russischer Magnaten und Schönheiten; wie denn heute die Untergötter Baskiren, Kosaken u. dgl. das bißchen Herbstluft vor sich her nach Norden zu treiben scheinen.

Am 18ten fuhr ich mit Freund Meyer auf unsre Hügel, um die Feuer, welche auf Thüringens Höhen, zwar nicht so reichlich und prächtig als am Main, aber doch ganz anständig und fröhlich brannten, im ganzen zu überschauen; da vergegenwärtigte ich mir die Freunde und die über Frankfurts Panoram so zierlich aufpunktierten Flämmchen, und zwar um so mehr, als es gerade Vollmond war, vor dessen Angesicht Liebende sich jedesmal in unverbrüchlicher Neigung gestärkt fühlen sollen ...

An Zelter

[Weimar, 29. Oktober 1815] So weit hätten wir es also gebracht, fünf Monate nichts voneinander zu hören. Durch eigene und fremde Leiden und Freuden hin und her gewogt, hab ich sie zugebracht. Jetzt, unter leidlichen Auspizien nach Hause gelangt, fühl ich gleichmäßig, daß man immer auf innern und äußern Krieg gerüstet sein muß.

Nicht leer komm ich von meinem Kreuzzuge; in einiger Zeit erhältst Du gedruckt meine Betrachtungen über Kunst und Altertum, beiläufig über Wissenschaft, in den Rhein- und Maingegenden. Es ist zwar meine Art nicht, auf den Tag zu wirken, diesmal aber hat man mich so treulich und ernsthaft zu solcher Pflicht aufgefordert, daß ich mich nicht entziehen kann. Eigentlich spiele ich auch nur den Redakteur, indem ich die Gesinnungen, Wünsche und Hoffnungen verständiger und guter Menschen ausspreche. In diesen Fächern, wie in allen andern, ist soviel guter Wille als Verwirrung und Unvertraun; jeder möchte etwas leisten, und zwar das Rechte, und niemand begreift, daß das nur geschehen kann, wenn man mit und in einem Ganzen wirkt.

Sodann verkündige, wie mein Diwan um viele Glieder vermehrt ist, worunter sich welche von der jüngsten und frischesten Sorte befinden. Er kann nun schon, dem verschiedenen Inhalt gemäß, in Bücher abgeteilt werden; manches Singbare wird sich darunter befinden, doch waltet, nach orientalischer Art, die Reflexion am meisten darin, wie sie auch den Jahren des Dichters geziemt ...

An Frau von Stein zum 25. Dezember 1815

Daß Du zugleich mit dem heil'gen Christ
An diesem Tage geboren bist,
Und August auch, der werte Schlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke,
Dies gibt in tiefer Winterszeit
Erwünschteste Gelegenheit,
Mit einigem Zucker Dich zu grüßen,
Abwesenheit mir zu versüßen,
Der ich, wie sonst, in Sonnenferne
Im stillen liebe, leide, lerne.

An die Hoftheater-Kommission

[März 1816] Einer Großherzoglichen Theater-Kommission ist gewiß noch erinnerlich, daß, eh unser Theater auf dem hohen Grade der Bildung stand wie gegenwärtig, Schauspieler sich manchmal erdreisteten, über aufzuführende oder aufgeführte Stücke mißbilligend zu sprechen und dadurch die wohlgesinnten Glieder der Gesellschaft, ja das Publikum irre zu machen. Durch diensame Bemerkung ward endlich dieses Übel völlig getilgt, so daß mir wenigstens keine Spur mehr davon vorgekommen ist.

Nun aber scheint sich diese Roheit im Orchester einzufinden, indem ich von vielen Seiten hören muß, daß Glieder der Kapelle im höchsten Grad der Unverschämtheit gegen „Des Epimenides Erwachen" und dessen Musik leidenschaftlich auftreten, so daß man nicht weiß, ob man über Gemeinheit oder Dünkel sich mehr verwundern solle. Läßt man ein solches Verfahren ungeahndet, so hängt es in der Zukunft von solchen sinnlosen Menschen ab, ein mit so vielem Bedacht, Sorgfalt, Mühe und Kosten zustandegebrachtes Werk zu verschreien und dessen Wiederholung zu verhindern.

Die Sache betrifft mich so nah, daß ich Großherzoglicher Kommission die Maßregeln deshalb völlig überlassen muß; nur das erkläre ich, daß keine auf meinen Text neu komponierte Oper jemals aufgeführt werden kann, damit mir dieser schöne und wichtige Teil unsrer theatralischen Darstellungen nicht noch mehr Verdruß errege, als bisher schon geschehen ist.

An Goethe von Zelter

[Berlin, 9. März 1816] Ich habe abermals schwere Arbeit bekommen. Mein jüngster Sohn ist am 17. vorigen Monats in St. Michel an der Aisne am Nervenfieber gestorben, nachdem er die blutigsten Schlachten mitgefochten, ohne verwundet zu werden. In der letzten Affäre bei Versailles ist er gefangen worden. Zwei preußische Kavallerie-Regimenter fochten gegen sieben französische Kavallerie-Regimenter und vier Infanterie-Regimenter. Er verlor sein Pferd und ist gesund geblieben. In seinem sechzehnten Jahre! Der schöne Knabe! Wie werd' ich's überwinden? Seit den sieben Tagen, da ich die Nachricht von seinem Rittmeister habe, habe ich mich in die Arbeit geworfen

und schreibe Noten ab, und des Abends gehe ich ins Schauspiel, da mir das Schreiben bei Lichte Augenschmerzen macht ...

An Zelter

[Weimar, 26. März 1816] Dir war freilich abermals eine harte Aufgabe zugedacht; leider bleibt das immer die alte Leier, daß lange leben soviel heißt als viele überleben, und zuletzt weiß man denn doch nicht, was es hat heißen sollen. Vor einigen Tagen kam mir zufälligerweise die erste Ausgabe meines Werthers in die Hände, und dieses bei mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam.

Ein Teil des Rätsels löst sich dadurch, daß jeder etwas Eigenes in sich hat, das er auszubilden gedenkt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieses wunderliche Wesen hat uns nun tagtäglich zum besten, und so wird man alt, ohne daß man weiß wie oder warum. Besehe ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe ...

In eine sehr große wissenschaftliche Tätigkeit werde ich versetzt durch unsers Großherzogs Verlangen, unsere durch die ungeheuern Kriegsschicksale wundersamst erretteten Anstalten energisch belebt zu sehen. Da muß ich nun alles zusammennehmen, was ich weiß und will. Du sollst mancherlei erfahren, aber, was ich Dich ersuche, schreibe doch oft vom Theater, in welches Du einen so reinen, tüchtigen und doch so gutmütigen Blick hast.

[Weimar, 3. Mai 1816] Nun zu einem andern Texte: Wenn man Dir künftig von meiner Krankheit berichtet, so glaube es nicht, sagt man Dir, ich sei tot, so denke es nicht. Mit dem letzten, was zu Dir gekommen ist, verhält es sich freilich etwas wunderbar, deshalb merke nun auf.

Das Fest [der Huldigung der Bevölkerung der neu hinzugekommenen Landesteile] sollte am Sonntag Palmarum, den 7. April, vor sich gehen und so eigentlich der Schlußstein eines neuen Gewölbes nach vielen zerstörenden Leiden eingesetzt werden. Den 2. April wurde ich

von einem wunderlichen, nicht gefährlichen, aber doch starken rheumatischen Übel befallen, daß ich mich zu Bette legen mußte; nach meiner Einsicht schien es beinahe unmöglich, den 7. an meinem Platze zu sein. Da fiel mir glücklicherweise ein Napoleontischer Spruch ins Gedächtnis: L'Empereur ne connaît autre maladie que la mort, und ich sagte daher dem Arzte, daß ich, wenn ich nicht tot wäre, Sonntag mittag um zwölf bei Hof erscheinen würde. Es scheint, daß der Arzt und die Natur sich diesen tyrannischen Spruch zu Gemüte genommen haben, denn ich stand Sonntag zur rechten Stunde an meinem Platze, rechts, zunächst am Thron, zugleich auch konnt ich noch bei Tafel allen mir obliegenden Schuldigkeiten genug tun. Nachher aber zog ich mich wieder zurück und legte mich ins Bette, um zu erwarten, bis etwa der kategorische Imperativ uns wieder auf Leib und Leben hervorriefe. Bis jetzt ist es auch recht gut gegangen.

Seit Jahren war Christianens von Goethe Gesundheit erschüttert. Vergebens hatte Goethe die verschiedensten Ärzte konsultiert. Im Frühjahr 1816 verschlimmerte sich ihr Zustand, und am 6. Juni, ihrem zweiundfünfzigsten Geburtstage, starb sie einen schweren Tod. Wie stets, verschloß Goethe seinen Schmerz streng ins innerste Herz, bemüht, ihm durch leidenschaftlich vermehrte Tätigkeit ein Gegengewicht zu geben. Am 25. Juni schrieb Frau Johanna Schopenhauer an Elise von der Recke: „... Seit dem Tode seiner Frau habe ich ihn heute zum erstenmal gesehen, denn es ist seine Art, jeden Schmerz ganz in der Stille austoben zu lassen und sich seinen Freunden erst wieder in völliger Fassung zu zeigen. Ich fand ihn dennoch verändert, mir scheint er recht im innersten Gemüt niedergeschlagen ... es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele Gute, welches doch in ihr lag, vergessen ist und nur ihre Fehler erwähnt werden, selbst von denen, welchen sie wohltat und die ihr im Leben auf alle Weise schmeichelten ..."

Am Todestage Christianens, 6. Juni 1816

Du versuchst, o Sonne, vergebens / durch die düstern Wolken zu scheinen.
Der einz'ge Gewinn meines Lebens / ist, ihren Verlust zu beweinen.

An S. Boisserée

[Weimar, 8. Juni 1816] ... Füge ich hinzu: daß meine liebe, kleine

Frau uns in diesen Tagen verlassen, so nehmen liebe Freunde gewiß teil an meinem Zustande ...

An Zelter

[Weimar, 8. Juni 1816] Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was das heißen will.

An Christian Gottfried Nees von Esenbeck

[Arzt in Frankfurt, später Professor der Botanik in Bonn und Breslau.]

[Weimar, 16. Juni 1816] Die Gesetze der Umwandlung und Umgestaltung, die wir anerkennen, erscheinen hier vor- und rückwärts in ihrem elementarsten Wirken, und wenn es eine ahndungsvolle Betrachtung ist, daß der Sonnenstaub, den ein Gewitterregen aus der Atmosphäre niederschlägt, sogleich lebt und belebt, wie der grunelnde Geruch erquicklich andeutet, so ist es andererseits ebenso wichtig, zu schauen, wie ein höheres Leben sich nicht sogleich aufgeben kann, ja lieber in geringerer Eigenschaft und Erscheinung fortwirkt, als daß es dem Tode sich entschieden überließe ...

Wilhelm Grimm an Achim von Arnim

[Wilhelm Grimm, 1786—1859, Germanist, Märchensammler, lebte damals in Kassel. Achim von Arnim, 1781—1831, Dichter, lebte, seit 1811 mit Goethes schwärmerischer jungen Freundin Bettina geb. Brentano verheiratet, auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark.]

[Weimar, 19. Juni 1816] Den Tod von Goethes Frau hatte ich in Kösen schon gehört, Riemer sagte mir und die Schopenhauer auch, daß er schrecklich gewesen, niemand hätte die Krämpfe mit ansehen können, weil sie, wie das geschieht, auch davon ergriffen worden. Geweint hat er laut über sie, und das wäre auch unnatürlich gewesen, wenn er es nicht getan hätte. Er war noch nicht ausgegangen und hatte nur ein paar Freunde gesehen, indessen machte ich doch nachmittags einen Versuch, da ein Fremder ihm gerade angenehm in solcher Stimmung kommen kann und ich mich erst melden ließ. Er nahm mich an und war sehr freundlich und heiter, er fragte mich nach Dir, Deiner Frau, Deinen Kindern, selbst dem Haus und der Gegend. Dann sprach er von mancherlei, woran man in der Zeit leicht denkt. Er rühmte so das Herrliche in dem deutschen Volke, wie sie gern eins wären und doch auch ihre Eigentümlichkeit nicht im geringsten darum

wollten fahren lassen; dann, wie soviel guter Wille gehemmt würde: Wunderbar, sagte er, daß dabei doch alles so eben steht, es ist wie bei den Korkmännchen, die unten Blei haben. Er kam dann auf das lebendige religiöse Gefühl, das in der Zeit erwacht sei, und weil es so recht als eine Notwendigkeit gefühlt sei, als etwas, ohne das man nicht leben könne, werde es auch nicht können unterdrückt werden ...
Dann erzählte er mit herzlichem Lachen, wie der Prinz Anton von Sachsen, der auch gern bekehrt, jedem Reitknecht, der katholisch werde, noch über das Gewöhnliche jährlich ein paar wildlederne Hosen schenke. Das habe schon manchen verführt, dem von seinen Kameraden vorgestellt werde: Was willst du dich um die Hosen bringen? werd katholisch, so kriegst du sie auch.

An S. Boisserée

[Weimar, 24. Juni 1816] Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man großtun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt, deshalb ich auch, indem ich mich zu zerstreuen suchte, auf das allerfalscheste Mittel geraten bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgendeine Produktion des Augenblicks von mir zu erwarten. So habe ich die alten derelinquierten Papiere hervorgesucht, wo zwar manches Erfreuliche und Brauchbare sich findet, aber auch ein Wust von erst durchgeschmolzenem Gestein, wo man ein schreckliches Feuer und Schmiedearbeit anwenden müßte, um das bißchen Metallische herauszugewinnen, und doch kann man es nicht über sich gewinnen, dergleichen Blätter zu vertilgen, weil es immer Denksteine vergangener Zustände bleiben ...

Joh. Diederich Gries an Bernh. Rud. Abeken

[Gries, geb. 1775, lebte als Privatgelehrter und Übersetzer spanischer und italienischer Dichtungen in Jena, Abeken als Gymnasialrektor und Herausgeber der Werke Justus Mösers in Osnabrück.]
[Jena, 22. Juli 1816] Übrigens kann ich Ihnen noch zur Beruhigung sagen, daß Goethe sehr wohl und heiter war, und auch in seinem äußern Ansehen bei weitem kräftiger und lebendiger als bei seiner Anwesenheit im Mai, wo teils die langwierige Krankheit seiner Frau, teils das ewige Regenwetter ihn sehr daniederdrückten. Damals fürchtete ich wirklich sehr für ihn, zumal da Knebel mir sagte, daß er in vertraulichen Gesprächen einen gewaltigen Lebensüberdruß geäußert

habe. Vielleicht werden Sie in den Zeitungen gelesen haben, daß Goethe gesonnen sei, Weimar zu verlassen und den Überrest seines Lebens in Frankfurt zuzubringen. Wie diese Nachricht in die Zeitungen gekommen ist, begreife ich nicht; aber wahr ist es, daß er das Drückende seiner Lage in Weimar und bei Hofe mehr als jemals empfindet und auch wohl gegen Knebel den Wunsch nach einer Veränderung geäußert hat. (Was ich Ihnen von dergleichen Äußerungen gegen Knebel schreibe, bleibt natürlich ganz unter uns.) Gewiß könnte eine solche Veränderung seiner doch immer unfreien Verhältnisse sehr zur Erheiterung seines Alters dienen, wenn er auch nicht eben Frankfurt zum Wohnort wählen würde. Aber er selbst sieht ein, daß daran eben jetzt gar nicht zu denken ist, da der Herzog ihm erst vor kurzem 2000 Rtlr. Zulage und seinem Sohn ein Gehalt von 800 Rtlr. gegeben hat.

Zelter an Goethe

[nachdem er auf der Reise nach Wiesbaden in Weimar gewesen war]. [Wiesbaden, 15. Juli 1816] Gestern mittag bin ich hier angekommen, und heut früh habe ich Dir ein stilles Quartier in der Rose festgemacht ...

An Zelter

[Weimar, 19. Juli 1816] Kaum hattest Du mich verlassen, mein Teuerster, als der Versucher zu mir trat, und zwar in mancherlei Gestalt, und so gelang es ihm, mich zu überreden, daß ich nach Baden am Rhein gehen müsse, wohin ich mich auch morgen über Würzburg und Heidelberg begebe, ohne einen Brief von Dir gesehen zu haben ... Mache Dich nun, sobald als Wiesbaden seine Pflicht getan hat, rheinaufwärts, wo wir uns dann wohl irgendwo treffen ...

[Weimar, 22. Juli 1816] Unterm 19. ist ein Brief an Dich abgegangen, worin ich meinen Entschluß, nach Baden zu gehen, anmeldete; Cotta hat mir daselbst im Badischen Hofe ein Quartier bestellt. Heute erhalte ich Deinen lieben Brief, der mir anzeigt, daß Du mir in Wiesbaden in der Rose gleichfalls ein Quartier besorgt hast. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, wer weiß aber, welche ich beziehen werde, da man mir heute durch einen Boten in Tennstedt das dritte bestellt hat; wende das Blatt um und lies die lamentable Geschichte. Was der Mensch denkt, wird anders gelenkt, es sei nun, daß sich die obern oder untern Dämonen darein mischen ... Ich sehne mich un-

täglich ins Wasser, und zwar diesmal in Schwefelwasser: denn weder Gelenke und Haut wollen mehr dem Willen gehorchen und spielen ihr eigenes unbequemes Spiel ...

Am 20. dieses, früh 7 Uhr, fuhr ich von hier ab; um 9 Uhr, kurz vor Münchenholzen, warf der ungeschickteste aller Fuhrknechte den Wagen um, die Achse brach, und der gute Meyer wurde an der Stirne beschädigt. Das heftige Bluten der Wunde schien mir bedenklich, wir rafften uns, so gut wir konnten, aus dem Wagen. Hier war nichts zu tun, als Sukkurs von Weimar zu berufen, welcher denn auch nach einigen Stunden ankam, die wir glücklicherweise bei heiterm Himmel im Freien zubrachten.

Meyers Wunde hat nur die Haut gespalten und ist nicht gefährlich, doch unter vierzehn Tagen an keine vollendete Heilung zu denken; dadurch würde eine ohnehin etwas weit ausgreifende Reise verspätet, und ich habe mich daher, um den besten Monat nicht zu verlieren, ganz kurz entschlossen, nach Tennstedt zu gehen. Hofmedikus Rehbein, der diese Wasser genau kennt, bestärkte mich darin und verspricht mir die beste Wirkung.

Hatte man mir doch vor einigen Jahren ähnliche Quellen angeraten. Was mir den Gedanken sehr annehmlich machte, war die Nähe von Weimar. Sobald Hofrat Meyer geheilt ist, folgt er nach.

[Tennstedt, 28. August 1816] Gestern kam Dein lieber Brief zu rechter Zeit, damit ich mich heute daran erfreuen und mich mit Dir unterhalten sollte. Diesen meinen Geburtstag feire ich in besonderer Einsamkeit. Hofrat Meyer, der vier Wochen bei mir verweilte, und Geheimerat Wolf, der auf anderthalb Tage einsprach, gingen heute früh weg, und so bin ich mir selbst überlassen.

Beide genannte Männer, jeder von großen Vorzügen, sind im Umgang die verschiedensten. Der erste, obgleich seiner Sache ebenso gewiß wie der andere, wird niemals eine Gesellschaft verderben, weil er zu schweigen und zu lenken weiß; der zweite dagegen hat sich, auf die seltsamste Weise, dem Widerspruch ergeben, daß er alles, was man sagen kann, ja alles, was da steht, hartnäckig verneint, und einen, ob man gleich darauf gefaßt ist, doch endlich zur Verzweiflung bringt. Eine solche Unart wächst von Jahr zu Jahr und macht seinen Umgang, der so belehrend und förderlich sein könnte, unnütz und unerträglich, ja man wird zuletzt von gleicher Tollheit angesteckt, daß man

ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem, was man denkt ...

An Wilhelm von Humboldt

[der ihm seine für die Erforschung der griechischen Sprache und Metrik bedeutsame, soeben erschienene Übersetzung des Trauerspiels „Agamemnon" von Aschylus (um 550 v. Chr.) übersandt hatte].

[Tennstedt, 1. September 1816] Das große Werk, dem Sie, teuerster Freund, einen schönen Teil Ihres Lebens gewidmet, konnte nicht zu besserer Stunde bei mir anlangen, es trifft mich hier in Tennstedt, in einem Ihnen wahrscheinlich nicht ganz unbekannten thüringischen Land- und Badestädtchen, wo ich nun fünf Wochen hause und, seitdem mich Freund Meyer verlassen, allein geblieben bin.

Hier erlaubt ich mir nun zuerst ein durchlaufendes Lesen der Einleitung sowohl als des Stückes selbst, zu meiner nicht geringen Erbauung. Und da ich nun wiederholt das Einzelne mit dem Ganzen genieße, will ich meinen Dank für diese Gabe nicht länger zurückhalten. Denn wenn man sich auch mit allem Löblichen und Guten, was uns die älteste und neueste Zeit reicht, freundlich teilnehmend beschäftigt, so tritt doch eine solche uralte Riesengestalt, geformt wie Ungeheuer, überraschend vor uns auf, und wir müssen alle unsere Sinne zusammennehmen, um ihr einigermaßen würdig entgegenzustehen. In einem solchen Augenblick zweifelt man keineswegs, hier das Kunstwerk der Kunstwerke, oder, wenn man gemäßigter sprechen will, ein höchst musterhaftes zu erblicken. Daß wir nun dieses mit Leichtigkeit vermögen, sind wir Ihnen schuldig, auch muß Ihrer Bemühung, ob sie gleich an sich belohnend war, ein fortwährender Dank lohnen.

Das Stück war mir von jeher eines der betrachtungswürdigsten und durch Ihre Teilnahme schon früh zugänglicher als andere. Verwundersam aber ist mir jetzt mehr als je das Gewebe dieses Urteppichs: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind so glücklich in Eines geschlungen, daß man selbst zum Seher, das heißt: Gott ähnlich wird. Und das ist doch am Ende der Triumph aller Poesie im Größten und im Kleinsten.

Sehen wir nun aber hier, wie dem Dichter die sämtlichen Mittel zu Gebote stehen, wodurch eine so ungeheure Wirkung hervorgebracht werden kann, so enthalten wir uns nicht der höchsten Verehrung. Wie

glücklich der epische, lyrische, dramatische Vortrag geflochten ist und uns zur Teilnahme an solchen greulichen Schicksalen nicht nötigt, sondern anlockt! und wie gut die wenige didaktische Reflexion das sprechende Chor kleidet! Alles dieses ist eben nicht genug zu preisen ...

An Cotta

[Tennstedt, 2. September 1816] So ganz zufrieden kann ich mich noch nicht geben, daß meine Reise auf das ungeschickteste unterbrochen wurde, denn ich bedurfte einiger Auffrischung der Sinne, Erquickung des Gemüts, neue Gegenden, Bekanntschaften und Teilnehmende; aber Ew. Wohlgeboren am Ziele meiner Reise zu wissen, belebte vor allen Dingen meinen Vorsatz, weil es, vielleicht mehr als jemals, an der Zeit ist, daß zusammenwirkende Freunde sich besprechen über das Viele, das in Bewegung kommt und bei seinem Verlauf immer zuletzt nach Schrift und Druck strebt, wie Ihnen mehr als jemandem bekannt wird.

Nun drängt sich auch zu mir das Zutrauen so vieler Jüngeren, die, meinen guten Willen und meine Beharrlichkeit beachtend, sich an mich schließen, wodurch ich in so manche schöne Tätigkeit hineinschaue, wovon ich das einzelne bis zu bedeutenden Momenten mitzuteilen verspare ...

An den Sohn

[Weimar, 19. September 1816] Ohne in den besondern Fall einer zu übernehmenden Bürgschaft, den Du mir, mein lieber Sohn, vorlegtest, einzugehen, muß ich Dir nachstehendes zu Herzen geben.

Als mich mein seliger Vater einigermaßen ausstattete, war unter andern guten Lehren, die er mir zugleich erteilte, eine, die einem Befehl glich, daß ich bei seinem Leben keine Bürgschaft eingehen und auch nach seinem Tode diese Warnung immer bedenken solle.

Denn, sagte er: wenn du bares Geld hast, so magst du es einem Freunde auch ohne große Sicherheit leihen. Willst du es verschenken, so ist auch nichts dagegen zu sagen, borgst du, so wirst du dich einrichten, Interessen zu bezahlen und das Kapitel abzutragen; verbürgst du dich aber, so versetzest du dich in einen unruhigen Zustand, der desto peinlicher ist, als du dich untätig, ja leidend verhalten mußt. Niemand verbürgt sich leicht, außer wenn er glaubt, er laufe keine Gefahr; ist aber die Verbürgung geschehen, so fühlt er sich gar bald,

besonders in sorglichen Augenblicken, von einem in der Ferne sich zeigenden Übel bedroht, welches um so fürchterlicher erscheint, als er fühlt, daß er ihm nicht gewachsen sei, wenn es nähertreten sollte. Das Leben für einen Freund zu wagen wie für dich selbst, ist löblich, denn der Augenblick entscheidet; aber dir auf unbestimmte Zeit oder wohl gar aufs ganze Leben Sorge zu bereiten und deinen sichern Besitz, wenigstens in der Einbildungskraft, zu untergraben, ist keineswegs rätlich: unsere körperlichen Zustände und der Lauf der Dinge bereiten uns manche hypochondrische Stunde, und die Sorge ruft alsdenn alle Gespenster hervor, die ein heiterer Tag verscheucht.
So war die Gesinnung meines Vaters, und so ist auch die meinige geblieben. Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für andere getan und mich und die Meinigen dabei vergessen; dies kann ich Dir ohne Ruhmredigkeit sagen, da Du manches weißt; aber ich habe mich nie verbürgt, und unter meinem Nachlaß findest Du keinen solchen Akt. Habe daher das alte Sprichwort vor Augen und gedenke mein.

Charlotte Kestner an ihren Sohn August

[Weimar, 4. September 1816] Von dem Wiedersehen des großen Mannes habe ich selbst Euch wohl noch nichts gesagt. Viel kann ich auch nicht darüber bemerken. Nur soviel: ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat. Du weißt, wie wenig ich mir von diesem Wiedersehen oder vielmehr dieser neuen Bekanntschaft versprach, war daher sehr unbefangen; auch tat er nach seiner steifen Art alles mögliche, um verbindlich gegen mich zu sein. Er erinnerte sich Deiner und Theodors mit Interesse, ließ mir seinen Sohn eine Pflanze zeigen, die ihm Theodor geschickt hatte usw.

An Willemer und Frau

[Weimar, 6. Oktober 1816] Entbehrung ist ein leidiges Wesen, an sich selbst nichts und das wenige aufzehrend, was der Tag noch allenfalls enthalten könnte. So verlebte ich nun schon bald ein Vierteljahr, ohne mir fremd und ohne mir selbst zu sein. Wenn ich also auf der Mühle nicht erscheine und weder den Mühlherrn noch die Müllerin noch Knappen noch Sippschaft begrüße, so deutet das auf nichts weiter,

als daß ich immer da bin und aus der Ferne die traurige Entbehrung nicht auch noch mit Worten besiegeln mag ...

[Weimar, 8. November 1816] Dieser Winter liegt leider sehr klanglos um mich her, daher mir sehr oft der Eintritt in das Rote Männchen [Willemers Frankfurter Stadtwohnung] als höchst wünschenswert, wo nicht gar als notwendig erscheint. Denn obgleich ein jeder gar wohl tut, an dem Orte, wo er sich befindet, festzuhalten und nach Möglichkeit zu wirken, so ist die Versuchung doch gar zu groß, offne Freundesarme und Tore in der Ferne mit der zutraulichsten Gewißheit vor sich zu sehen. Möge es Ihnen allen wohlergehen, wie ich denn hoffe, daß Sie nicht erschrecken sollen, wenn es in tiefer Nachtzeit am ernsthaften Tore zuweilen poltert und klingelt. Möchte das Gespensterwesen doch einmal in Wirklichkeit ausarten.

An S. Boisserée

[Weimar, 13. Oktober 1816] Es soll mir eben dieses Jahr nichts zu Glück schlagen. Indem ich Zeltern mit Verlangen erwartete, kommt ein Brief von Berlin, der den Tod seiner jüngsten und liebsten Tochter ankündigt, die ihm als haushaltend so notwendig war. Das mußt ich ihm nun zum Empfang vermelden. Zwar, wie Sie ihn kennen, stand er auch bei diesem Schlag wie eine alte Eiche, der es auf einen Ast mehr oder weniger nicht ankommt. Ich von meiner Seite holte hervor, was ich vermochte, um irgendein augenblickliches Interesse zu erregen, nach zwei Tagen eilte er Herrn Wilken nach, und so endigte sich eine heiter und glücklich vollbrachte Reise auch an einem Trauervorhang.

Anhaltende Beschäftigung ist nunmehr meine einzige Zuflucht. Alte Papiere such ich hervor und redigiere sie, so gut es gehen will. Abwechslung find ich da genug, denn es ist unglaublich, ja manchmal komisch, wo man in seinem Leben allenthalben hingetastet hat, wodurch man endlich so weit kommt, zu wissen, wo die Zäume hängen, wenn man nicht mehr reiten mag.

An Zelter

[Weimar, 7. November 1816] Freilich erfahren wir erst im Alter, was uns in der Jugend begegnete. Wir lernen und begreifen ein für allemal nichts! Alles, was auf uns wirkt, ist nur Anregung, und, Gott sei Dank! wenn sich nur etwas regt und klingt. Diese Tage hab ich

wieder Linné gelesen und bin über diesen außerordentlichen Mann erschrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik. Außer Shakespeare und Spinoza wüßt ich nicht, daß irgendein Abgeschiedener eine solche Wirkung auf mich getan. [Karl Linné, 1707 bis 1778, schwedischer Naturforscher, sein berühmtestes Werk Philosophia botanica].

Wundersam ist es, aber ganz natürlich, die Menschen spekulieren auf unsere letzte Zeit wie auf sibyllinische Blätter, da sie die vorhergehende kalt und freventlich auflodern ließen. Auch an den Rhein hab ich dringende und lockende Einladungen, von denen Du wahrscheinlich gehört hast, da man es dort schon als etwas Ausgemachtes voraussetzt. Was soll mir aber das alles! Leugnen will ich nicht, daß ich einsehe, am Rhein und Main die paar Sommer gut gewirkt zu haben, denn ich habe ja nur das Testament Johannis gepredigt: Kindlein liebt euch, und wenn das nicht gehen will: Laßt wenigstens einander gelten. Und da wirst Du mir Beifall geben, wenn diese himmlische Botschaft in Eurem Ninive einigermaßen um sich griffe, so wärt Ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu sein, als Ihr seid.

Wozu aber der Aufwand von Tagen und Stunden persönlich gegenwärtiger Wirkung? Ich will doch lieber in meiner stillen und unangefochtenen Wohnung so viel diktieren und kopieren und drucken und liegen lassen, damit es hinausgehe oder hinnen bleibe; damit jeder, wie Du ganz richtig fühlst, verschweigen könne, woher er's hat, und denn doch das ganze Menschenwesen ein bißchen aufgestutzt werde.

Die sämtlichen Narrheiten von Prä- und Postokkupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen, ohne daß einer dem andern abborgt. Aber — hier wollen wir haltmachen, denn es ist mit dem Streit über Priorität wie über Legitimität, es ist niemand früher und rechtmäßiger, als wer sich erhalten kann.

Wenn Jsegrimm [Wolf, vgl. Brief vom 28. August 1816. Wolf hatte als erster die Behauptung aufgestellt, daß Homer nie existiert habe] seine Absurdität gegen mich immer wieder erzählt, so deutet das auf ein böses Gewissen; er wird nicht referieren, wie bestialisch ich dagegen mich geäußert habe. Glücklicher- oder unglücklicherweise hatt ich so viel Gläser Burgunder mehr als billig getrunken, und da hielt ich

auch keine Maße. Meyer saß dabei, der immer gefaßt ist, und ihm war nicht wohl bei der Sache.
Es war der 27. August, nachts, und ich hatte mir schon freundlich ausgedacht, den 28. August, meinen Geburtstag, mit diesem unerwartet angekommenen Freunde zu feiern. Meyer mußte durch Zufälligkeiten am Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen dahinfahren und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerspruch Ersoffene hätte mir am Ende gar zur Feier meines Festes behauptet, ich sei nie geboren worden.
Dies aber alles wird ihm zu Haus und zu Hof kommen und zuletzt wird er nicht wissen, wo er hinaus soll. Herder hatte sich auch solche jugendliche Unarten bis ins Alter durchzuführen vermessen und ist darüber verzweifelnd in die Grube gefahren. Untersuche Dich ja, ob Dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt, ich tu es alle Tage. Man muß von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar, aber in der Empirie, in der Bewegung des Tages will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen oder auch nur daran mäkeln.

An Friedrich Rochlitz

[einen ehemaligen Theologen, der als Schriftsteller in Leipzig lebte und dem Goethe vor einigen Jahren den Titel eines weimarischen Hofrates verschafft hatte. Goethe schätzte seine Produktion als „Blüten einer wirklichen Welt". Jetzt hatte Rochlitz ihm seine „Neuen Erzählungen" gesandt, die u. a. sein Tagebuch aus den Tagen der Schlacht bei Leipzig, „Tage der Gefahr" (heute in der Inselbücherei) enthielten].
Die Bildung Ihres Charakters und Stils erscheint hier im vorteilhaftesten Lichte: es tut immer eine große Wirkung, wenn der Mann auch seine schlimmsten Erfahrungen würdig darzustellen weiß.
Mit dem Altern ist es freilich so eine Sache. Die Jahre könnte man allenfalls noch wohl ertragen, wenn sie flüchtig wie die früheren vorübergingen; da sie aber so manches, auch von außen, heranschleppen, womit sich ihre Jugend selbst nicht befassen möchte, so spürt man freilich den Mangel an Kraft und Ausdauer doppelt und dreifach. Hat man indessen so lange des Guten genossen und sich in das Schlimme gefügt, so bleibt wohl nichts übrig, als daß man seine Kräfte zusammennehme, um bis ans Ende etwas wert zu sein ...

An S. Boisserée

Ihr freudiges Aufnehmen meiner Italienischen Reise tut mir sehr wohl, und ich werde um desto fleißiger an dem zweiten Teile arbeiten. Wie vorzeiten die älteren Autoren für uns Jünglinge schrieben, so müssen wir für Euch Jünglinge schreiben. Einem Verfasser müßte schaudern, wenn er bedächte, wie viele Leser nichts zum Buch hinzubringen, weder Kenntnis noch Empfänglichkeit, ja wie viele bloß lesen, um dabei geruhig einzuschlafen. Den Sturmschritt haben Sie ganz richtig empfunden und sind ihm treulich zur Seite geblieben. Auch die Ungerechtigkeiten beurteilen Sie einsichtig und gerecht. Dergleichen herbes Unreife paßt wohl zu dem Drange des Beginnens; alles dieses wird, noch eh der Reisende über die Alpen zurückkehrt, süßer und genießbarer. Besäß ich nicht die getreuen Tagebücher und beinah sämtliche aus Italien geschriebene Briefe, so könnte das Werkchen diese Unmittelbarkeit und Frische nicht haben. Die früheren Eindrücke verlöschen, die Resultate bleiben freilich, das ist denn auch wohl der Zweck, aber früher war das Leben ...

An Willemer und Frau

[von denen Goethe zu Weihnachten ein Paar von Marianne gestickte Pantoffeln, eine neue Ansicht der Gerbermühle und allerlei Frankfurter Konditorwaren erhalten hatte. — Der englische General Congreve hatte 1804 die Verwendung von Raketen zu Kriegszwecken angeregt, und bei der Beschießung von Kopenhagen 1807 hatten die Engländer solche Brandraketen angewendet.]

[31. Dezember 1816] Das Christkindchen hat dieses Jahr, man muß es gestehen, sich sehr liebenswürdig erwiesen, doch kann es eine gewisse Tücke nicht lassen, denn ob es gleich herkömmlich ist, daß man des Papsts Pantoffel küsse, weil ein Kreuz drauf, wohl auch, daß man die Füße der Geliebtesten liebkose, um anzudeuten, daß man sich dem Willen ganz hingibt, der sich uns ergeben hat, so ist es doch unerhört, daß man eine würdige Person durch magische Zeichen nötige, die Hülle seines eigenen Fußes zu verehren, wozu moralisch und physisch gar wunderbare Gebärden nötig wären.

Mit allem dem aber sind Geschenke der Götter, wenn sie auch, wie immer, etwas Problematisches mit sich führen, alles Dankes und aller

Freude wert, wie denn ja durch das begleitende Süße alles etwa Bedenkliche aufgehoben wird.
Die hinzugefügten kleinen eingewickelten Gestalten bringen in die Einsiedler-Hütte eine wundersame Bewegung. Diese kleinen Figuren tun manchmal die Wirkung kongrevscher Raketen, und ich fürchte sehr, die Zeitungen werden ehstens von entzündeten Burgen einige Nachricht geben.
Ähnliche magische Wirkung läßt sich denn auch bei dem Anblick des so unschuldig scheinenden Landsitzes spüren, denn das Blättchen hat völlig die Art der Klapperschlange, man sieht es immer lieber an, je gefährlicher es anzieht ...

An Knebel

[Weimar, 2. Januar 1817] Deinem lieben ausführlichen Brief kann ich nur in kurzer Erwiderung heute begegnen. Zum neuen Jahre geht es etwas bunt um mich her. Die Nachricht, daß mein Sohn die ältere Fräulein von Pogwisch heiratet, wird schon zu Dir gelangt sein. Es ist der Wille der beiden jungen Leute, die schon längst einander wohlwollten. Ich hatte mir schon früher erwartet, daß es ernstlicher werden müßte, und jetzt ist es gerade die schicklichste Zeit. Jedermann übersieht leicht, daß durch diese Verbindung gar manche gute und angenehme Verhältnisse angeknüpft werden. Hof und Stadt scheinen zufrieden, und so mag es denn gewagt sein. [Ottilie, geb. 1796 zu Danzig, Tochter des verstorbenen Majors von Pogwisch, seit 1804 mit ihrer Mutter, der Hofdame, und ihrer Großmutter, der Oberhofmeisterin Gräfin Henckel von Donnersmarck, in Weimar ansässig.]

An Goethe von Zelter

[Berlin, 8.—12. Januar 1817] Dein Brief vom 1. Januar enthält überhaupt schöne Neujahrsnachrichten. Die Heirat Deines tüchtigen August mit einem Mädchen, die von Stadt und Land geliebt und gelobt wird, kann und muß auch Dir wohltun.
Nun kommt das junge Weiblein und streichelt dem alten Herrn den Bart und kreut ihm hinter den Ohren und schleicht zur rechten Zeit wieder von dannen und kostet das Süppchen und guckt in die Winkel und tupft mit dem Finger das Stäubchen auf und sieht nach dem Wetter und geht in den Stall und läßt den Wagen vorfahren und vexiert das alte Kind an die Sonne und läßt ihn durchlüften und packt

ihn wieder ins Chaischen und legt ihm den Mantel zurecht, und im Hause steht schon die Suppe und erwartet ein freundliches Auge, und Väterchen hinten und Väterchen vorne, und wo sich's verschieben, verdrücken oder reißen will, da tritt sie still ein und stellt wieder her die magnetische Kraft behaglichen Beisammenseins.
Grüß mir nun den braven Sohn und sein Liebchen. Meines höchsten Anteils ist er gewiß. Was er sich selber macht, wird sein sein, und daß es gedeihe, dazu mögen die Götter helfen und Dämonen nicht stören.

Das Jahr 1817 brachte im April den offenen Bruch mit der weiblichen Nebenregierung im Theaterwesen, die der weitblickenden und zielsicheren Arbeit Goethes seit langen Jahren hinderlich gewesen war. Ein auswärtiger Schauspieler hatte angefragt, ob man geneigt sei, unter Mitwirkung seines dressierten Pudels das Melodrama „Der Hund des Aubry" auf der Hofbühne in Weimar aufzuführen. Goethe hatte sofort entschieden abgelehnt: „Schon in unsern Theatergesetzen steht, daß kein Hund auf die Bühne kommen darf." Aber Caroline Jagemann, die herrschsüchtige Schauspielerin und einflußreiche Geliebte des Herzogs, hatte diesen, der noch dazu ein besonderer Hundefreund war, für die Aufführung zu interessieren gewußt: am 12. April, während Goethe in Jena weilte, ward auf Serenissimi Befehl das Hundespektakel gegeben. Goethe erbat sofort seine Entlassung und erhielt sie schon am folgenden Tage. Karl August begab sich übrigens alsbald nach Jena und versöhnte den Gekränkten unter vielen Umarmungen. Das Theater hat Goethe nicht wieder betreten.
Im Juni fand die Vermählung Augusts von Goethe mit Ottilie von Pogwisch statt. Mit der munteren jungen Frau zog eine neue Fröhlichkeit ins „stille Witwerhaus".
Auf dem Wiener Kongreß hatte man Karl Augusts Ländchen, beträchtlich vergrößert, zum Großherzogtum erhoben. Die dort jedem deutschen Staate zugesicherte „landesständische Verfassung" erhielt Sachsen-Weimar alsbald, und zwar in den liberalsten Formen. Sogar völlige Preßfreiheit ward gewährleistet: in Jena allein erschienen fünf Blätter, die „Nemesis", das „Staatsverfassungsarchiv" von Professor Luden, die „Isis" von Professor Oken, „Des deutschen Burschen fliegende Blätter" von Professor Fries, der „Volksfreund" von Ludwig Wieland, einem Sohne des Dichters. In den anderen deutschen

Staaten aber verschlossen sich die Regierungen zumeist ängstlich und kleinlich gegen die Forderungen des Zeitgeistes, und auf dem Ganzen lastete der Druck österreichischer und russischer Bevormundung. Die deutsche Jugend, deren Begeisterung die französischen Ketten gebrochen hatte, sah sich, enttäuscht und verkannt, gefährlicheren Feinden gegenüber. Um so ungestümer schlugen ihre Herzen einer besseren, größeren Zeit entgegen. Jetzt hatten Jenenser Studenten ein allgemeines deutsches Fest der deutschen Studentenschaft angeregt. An fünfhundert „Burschen" feierten am 18. Oktober auf der Wartburg unter Führung einiger Professoren die dritte Wiederkehr des Jahrestages der Leipziger Schlacht und die dreihundertste des Reformationsanfangs. In Liedern und Reden machte sich die Begeisterung für Freiheit und Ehre, Tugend und Vaterland Luft, und zum Schluß wurden Bücher, deren Inhalt man als undeutsch verdammte, feierlich den Flammen überliefert. Darunter auch Kotzebues „Deutsche Geschichte". Dieser hatte sich neuerdings in Weimar niedergelassen und schrieb für den russischen Kaiser „monatliche Berichte von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht in Deutschland und Frankreich in Umlauf kommen". Goethe hatte zu Frau Frommann geäußert: „Was kann es Schöneres geben, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden!" — In Preußen und Österreich aber witterte man Verschwörung und Aufruhr, das Wartburgfest ward zur Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht, und der Regierung des Großherzogtums Sachsen-Weimar erwuchsen aus der Duldung dieser angeblich staatsfeindlichen Bestrebungen ernste Schwierigkeiten, die Goethe mit Sorgen in die deutsche Zukunft blicken ließen. „Die Zustände bewegen mich dergestalt, daß ich alle Gesellschaft meide." Er war kein Reaktionär. „Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht."

Friedrich Wilhelm Krummacher erzählt

[F. W. Krummacher, geboren 1795 zu Mörs bei Krefeld als Sohn des Rektors Friedrich Krummacher, der inzwischen als Parabeldichter bekannt und Hofprediger zu Bernburg geworden war, in der Folge

der Schwiegervater Wilhelms von Kügelgen wurde und 1845 als Pfarrer zu Bremen starb. Friedrich Wilhelm Krummacher machte sich als Dichter geistlicher Lieder einen Namen und starb 1868 als Hofprediger zu Potsdam. Von seinem Sohn Adolf Krummacher, gleichfalls Pfarrer und religiöser Dichter, gestorben 1884, lebt das prächtige Studentenlied fort „Und wenn sich der Schwarm verlaufen hat".]

[Jena, Sommersemester 1817] Als Student machte ich vom Turnplatz aus in meinem Turnergewande einen einsamen Spaziergang dem Berge zu, welcher die Goethesruhe genannt wurde, und erblickte am Fuße desselben die Equipage der Exzellenz. Obwohl ich Goethe öfters schon von ferne erblickt hatte, war es mir doch interessant, ihn im Vorbeigehen näher anzuschauen und ihm meinen Gruß zu entbieten. Letzteres geschah in aller Ehrerbietung, aber vorbeigehen sollte ich nicht. „So eilig?" war die freundliche Anrede. Ich blieb stehen, die schwarzrotgoldene Burschenschaftsmütze in der Hand. „Bedecken Sie sich," hieß es, „Sie kommen vom Turnplatz?" Auf meine bejahende Antwort erwiderte er: „Die Turnerei halte ich wert, denn sie stärkt und erfrischt nicht nur den jugendlichen Körper, sondern ermutigt und kräftigt auch Seele und Geist gegen Verweichlichung." Darauf fragte er nach meinem Namen, und als ich ihm denselben nannte, sagte er: „Ihr Name ist mir wohlbekannt. Ist vielleicht der Verfasser der Parabeln Ihnen verwandt?" Und als ich erwiderte: „Derselbe ist mein Vater, Exzellenz", da sprach er das mich hoch erfreuende Urteil: „Diese tiefen Dichtungen sind nach Inhalt und Form klassisch und überstrahlen die Herderschen. — Was studieren Sie?" fragte er weiter. „Theologie, Exzellenz." Er: „Da werden Sie sehr viel zu studieren haben. Gefällt es Ihnen denn in Jena?" — „Natur und Wissenschaft bieten vieles, aber auch unsere Verbindung, die Burschenschaft, die von einem patriotisch-sittlichen Geist durchweht ist." Er: „Aber herrschen darin nicht auch extreme Richtungen?" Ich: „Es mag das bei einzelnen der Fall sein, aber sie haben durchaus keine gefährliche Tendenz." — „Sie tun wohl, wenn Sie sich neben der Wissenschaft der Natur erfreuen. Wenn Sie aber an Ihren Vater schreiben, so bitte ich, ihn von mir hochachtungsvoll zu grüßen."

[Jena, Sommersemester 1817] Man denke aber von dem frommen Ernste der damaligen Jenenser Jugend nicht zu hoch. Das Frisch, Frei und Fröhlich wog immer noch gegen das Schlußwort ihrer

Devise [Fromm] stark vor. Wohl war alles, was ans Gemeine grenzte, aus ihrem Kreise verbannt, doch hatten neben den ernsten Exerzitien der aus unsrer Mitte gebildeten und von Offizieren des Freiheitskampfes befehligten Wehrschaft und der edlen Turnerei, die alten Kommerse, Paukereien, ob diese auch seltener, burlesken Schaustellungen auf dem Marktplatze, und was des mehr noch, ihren flotten Fortgang; ja neben den höchst feierlichen Bundesversammlungen ging sogar nach wie vor auch die althergebrachte Lichtenhainer Hofhaltung mit ihrem biertapfern Herzog Thus, ihren Hofchargen und Kanonenorden her, eine Posse, an der sich sogar Goethe einmal auf einem Spaziergang vorübergehend ergötzte. Überhaupt ward uns öfter die Freude, der hohen Gestalt dieses Dichterheros zu begegnen. Auf dem Turnplatze verweilte er einmal, nachdem er aus seinem von zwei Schimmeln gezogenen Wagen gestiegen war, länger in unsrer Mitte, und ich meine heute noch die sonore Stimme zu vernehmen, mit der er angesichts der Schwingungen eines besonders geübten Turners am Reck seine Bewunderung in dem Ausruf kundgab: „Ich bin erstaunt! Einer Weidengerte gleicht der junge Mann." Eine einst an ihn mit der Bitte abgeordnete Deputation, daß er uns Vorlesungen über Literatur oder Ästhetik halten möge, wurde auf das wohlwollendste von ihm aufgenommen und nach einer längeren, die Studien der einzelnen Deputierten betreffenden Unterhaltung mit der Versicherung entlassen, er werde zu gelegener Zeit (diese Zeit aber trat nimmer ein) mit Freuden unserem Wunsche willfahren.

Riemer erzählt

[Juli 1817] Der Patriotismus verdirbt die Geschichte, pflegte Goethe zu sagen; Juden, Griechen und Römer haben ihre und der andern Völker Geschichte verdorben, nicht unparteiisch vorgetragen. Die Deutschen tun es auch, so ihre eigne, als die Geschichte der Ausländer.

Schon früher hatte Goethe der lästigen und kostspieligen Steuerverhältnisse wegen sein Frankfurter Bürgerrecht aufzugeben gewünscht. Nach den Freiheitskriegen ward die Freizügigkeit erleichtert, und so ließ sich sein Vorhaben jetzt ausführen. Am 3. September 1771 war Goethe nach Ableistung des Advokaten-Eides in das Frankfurter Bürgerbuch eingetragen worden. Dieser Eintrag wurde nun durchstrichen und daneben die Worte geschrieben: ‚Da der nunmehrige

Herr Geh. Rath und Staatsminister Johann Wolfgang von Goethe zu Weimar das hiesige Bürgerrecht aufgegeben, auch nach Vorschrift verehrlichen Beschlusses des Engeren Raths vom 2. December 1817 unter dem 9. des nemlichen Monats mit Löblicher Einkommensteuer Commission Richtigkeit gepflogen worden, so wurde der Name des gedachten Herrn Geheimen Raths dahier im Bürgerbuche ausgelöscht.' Den Schluß macht eine weitere Bemerkung von anderer Hand: ‚30 Kreutzer sind dafür im Stadt-Canzley-Accidenz-Buche vom Jahre 1818 unterm 2. Merz verrechnet.'

Der weimarische Kanzler Fr. v. Müller erzählt

[20. September] Von dem Abgrund der jenaischen Professorengemeinheit ... Und selbst der treffliche Großherzog, äußerte er, zeigt oft unbegreifliche Passivität in diesen Jenensibus. Er hat absolut keinen Begriff von der Vergangenheit und dem, was in ihr geleistet worden ist, nur die Gegenwart ist ihm klar; es ist kein wahres dauerndes Interesse an dem, was geschieht, vorhanden, und so müßte man sich zu Tode ärgern, hätte man sich nicht längst Raison gemacht und auf das Unerreichbare verzichtet. Man muß eben alles so hingehen lassen und sich im Sommer auswärts Heiterkeit und frische Lebenslust holen, den Winter hindurch hier auszuhalten. Ich freue mich nur, wie stattlich und in schönster Ordnung meine Institute zu Jena sind, die ja nur errichtet wurden, um das wirklich zu leisten, was die Nominalprofessuren nicht vermögen. Ich habe aber auch den Stolz, daß sie nicht zwei Jahre nach meinem Tode fortbestehen, sondern mit mir untergehen werden. Denn dann wird man hineinpfuschen, alles persönlich und willkürlich betrachten, statt daß ich alles rein objektiv behandelt und keinen einzigen unnötig oder überflüssig Angestellten habe. [Gemeint sind die umgestaltete Bibliothek und die kunst- und naturwissenschaftlichen Sammlungen.]

[23. September] Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahndete die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber sein Amt niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen

Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinterstecke. Überhaupt geschähen hier so viele Albernheiten, daß er sich bloß durch persönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage schützen könne, daß er sich aber schäme, aus Weimar zu sein und gern wegzöge, wenn er nur wüßte wohin. Dieser sein Unmut, sich nach dem heitern Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend wieder vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la réduction. [Sie brauchen Verführung.] Und als ich Ottilien und Ulriken anführte, erwiderte er: wen man täglich von früh bis abends sieht, der kann uns nicht mehr verführen. Ja, ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke, und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben und zusehen, wie ich mich durchflicke.

An C. G. von Voigt

[Jena, 24. März 1817] Das Schillerische Gartenhaus betreffend. Schiller baute in die linke Ecke seines Gartens ein kleines Häuschen, wo zu einem einzigen Zimmer im ersten Stock eine freistehende Treppe führte. Diese ist, so wie die allzu tief liegenden untern Schwellen, verfault, diese wären höher neu einzuziehen, die Treppe in das Gebäude zu verlegen und das Ganze so herzustellen, daß man zu dem obern Zimmer gelangen und Fremde dahinführen könne. Diese wallfahrten häufig hierher, und meine Absicht ist, den hergestellten Raum nicht leer zu lassen, sondern des trefflichen Freundes Büste daselbst abzustellen, an den Wänden in Glas und Rahmen ein bedeutendes Blatt seiner eigenen Handschrift, nicht weniger eine kalligraphische Tafel, meinen Epilog zur Glocke enthaltend. Hierzu wünscht ich nur einen Stuhl, einen kleinen Tisch, dessen er sich be-

dient. Vielleicht ein Tintenfaß, Feder oder irgendeine Reliquie. Alles sollte, soviel es der Raum gestattet, anständig und zierlich aufgestellt werden, den Wunsch Einheimischer und Fremder zu erfüllen und diese Freundespflicht gegen ihn zu beobachten.

An S. Boisserée

[Jena, 27. Mai 1817] In diesem Zeitraum zwischen Ostern und Pfingsten, den ich hier zubringe, werd ich von allen Seiten wissenschaftlich angeregt und habe mit Heiterkeit meine alten Papiere wieder vorgenommen, welche zu benutzen einige Schwierigkeit jetzt wie sonst finde. Man fühlt wohl das frühere Bestreben, ernst und tüchtig zu sein, man lernt Vorzüge an sich selbst kennen, die man jetzt vermißt, dann aber sind doch reifere Resultate in uns aufgegangen, jene Mittelglieder können uns kein rechtes Interesse abgewinnen. Dazu kommt noch, daß das Jahrhundert auf rechten und falschen Wegen nach allen Seiten in die Breite geht, so daß eine unschuldig Schritt vor Schritt sich bewegende Naivität wie die meinige vor mir selbst eine wundersame Rolle spielt ...

In Kunst wie in Wissenschaft sind die kurrenten Maximen nicht erfreulich. Der Grundsatz, daß man den Künstlern nur Unterhalt geben und sie übrigens sollte gewähren lassen, was sie können und wollen, entspringt aus der Anarchie, die einen schwankenden Empirismus [Wirklichkeitserfahrung] jeder geprüften, anerkannten Gesetzlichkeit vorzieht, sich mit Originalität schmeichelt und hofft, aus fortgesetztem Spielen und Pfuschen solle zuletzt ein Kunstresultat hervorgehen. Und das sind mitunter fromme Leute, die nicht merken, hier sei purer Atheismus. Eine Welt soll sich zufällig aus schwirrenden Elementen zusammensetzen! Ginge nur nicht so vieles Gute, Tüchtige und Verständige darüber zugrunde, so hätte es nichts zu sagen.

An Knebel

[Weimar, 13. Oktober 1817] Die wunderbarste Erscheinung war mir diese Tage das Trauerspiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geschenk brachte. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und für seine Hypochondrie die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat alle Motive auf seine Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern. Diese Umbildung ist so

aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Original höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht leugne, daß einem die düstre Glut einer grenzenlosen reichen Verzweiflung denn doch am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft. Sobald unsere für diesen Mann passionierten Frauen das Werk verschlungen, soll es Dir auch zuteil werden.

An S. Boisserée

[17. Oktober 1817] Seitdem ich von Jena zurück bin, werd ich mehr als jemals hin und wider gezogen, und diese neun Wochen hab ich in ununterbrochener Tätigkeit zugebracht, wobei freilich manches geleistet wird, aber doch meistens die alte Legende eintritt, wo der Hausvater nahrhaften Brei, den er seinen Schnittern bestimmte, dem Propheten zur Löwengrube bringen muß. Daß mir die Kurprinzessin von Hessen die Abbildung dieses Wunders in einer sehr ausführlichen Federzeichnung von Hemskeerk verehrte, war mir sehr ominos ...

An Willemer und Frau

[die „Die zwölf Apostel", zwölf Flaschen Rheinwein, geschickt hatten]. [Weimar, 17. Oktober 1817] Und so sind denn abermals zu meiner Beschämung die Boten des Herrn angekommen, die ich zwar freundlichst begrüße, den Gruß jedoch lieber an die Sendenden selbst wendete. Ich habe mit den lieben Freunden mich bisher oft in Gedanken unterhalten, daß ich selbst nicht mehr weiß, was geschrieben ist und was in Geist und Herzen zurückblieb. Auch heute muß ich kurz sein, denn der Aufenthalt in Weimar hat die wunderbare Eigenschaft, daß die Tage vorübergehen, ohne sonderliche Spuren von sich übrigzulassen. Man tut viel, ohne es zu empfinden, weil man immer tut, was man nicht will.

Die liebe nach Eisenach ziehende Jugend macht unsere Umgebung lebhaft und erregt besonders alle Frauenköpfe. Es ist keine, die sich nicht hinsehnte, und ich kann's ihnen nicht übelnehmen, denn es mögen hübsche Kerlchens dort zusammenkommen. Wir andern müssen ruhig bleiben und den Ausgang des Abenteuers abwarten.

Was soll ich nun aber zu der freundlichsten Einladung sagen, die mir weit lockender ist, als alle diese Feste! und doch erinnert sie mich gerade an dasselbige Fest, welches ich zum erstenmal in der glücklichsten Um-

gebung feierte. Was seit jener Epoche vorgegangen, darf ich mir kaum zurückrufen und meinen gegenwärtigen Zustand nicht mit manchen schönen Tagen und Stunden zusammenhalten. Denn ich bin in die irdischen unerfreulichen Zufälligkeiten verwickelt mehr als jemals. Von einem Geschäft, das in Masse schlimm war, fühl ich mich Gott sei Dank! befreit, nun aber ergreifen mich andere, die im Detail keineswegs erfreulich sind und zusammen auch wieder Masse machen.
Sie denken also leicht, wie mir zumute sei, wenn ich mich einen Augenblick an den heitern Fluß unter seine Anwohner versetze, im stillsten Gartenstübchen der lebhaftesten Ufer gedenke. Davon muß ich denn also den Blick zurückziehen und aussinnen, was ich den Freunden Unterhaltendes und Angenehmes vorbringen könne, welchen Beschäftigungen meine angenehmsten und freisten Stunden gewidmet sind. Und so muß ich denn mit dem lebhaftesten, herzlichsten Dank schließen, für so wohltätige Erinnerungen, die, wenn sie auch nicht so angenehm erneuert würden, dennoch unauslöschlich bei mir sein müßten. Nicht ohne sehnsüchtige Gefühle scheide ich von diesem Blatt, das, je länger ich dabei verweile, mich immer täuschender dahin versetzt, wohin ich nicht gelangen kann. Und in dem einzigen Sinne beneid ich diejenigen, die nach Eisenach ziehen, nicht, weil ich die dortigen Feier und Feuer zu schauen wünschte, sondern weil mir angelegen wäre, dieses Fest auf der herrlichen Zinne wieder zu begehen und die Flämmchen und Flammen des allgemeinen und besondern Wohlwollens am Horizont und in der Nähe auflodern zu sehen.

An Zelter

[Jena, 16. Dezember 1817] Ich lebe zwischen Weimar und Jena; an beiden Orten habe ich Geschäfte, die mir Freude machen, in Jena kann ich sogar tun und lernen zugleich; die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, ist so lebendig, daß man auf die angenehmste Weise wieder jung wird, indem man seine frühesten Ahndungen, Hoffnungen und Wünsche realisiert findet, und Belege zu dem Höchsten und Besten, wozu man sich im Gedanken erheben konnte. Mein nächstes Heft zur Naturlehre soll Dir, hoffe ich, manches bringen, was Dir gewiß als Symbol Deiner lieben und guten Vorsätze dienen wird.
Auf diese unschuldige Weise halte ich mich im stillen und lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den ganz Deutschland

übel empfindet, indes er bei uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nord-Ost-Wind wieder zurückschlüge und uns zum zweitenmal beizte ...

An Antonie Brentano

[die Gattin Franz Brentanos zu Frankfurt. Goethe hatte 1814 als Gast auf dem Brentanoschen Landsitz zu Winkel im Rheingau geweilt].

[Jena, 16. Januar 1818] Da mein Bürger-Schifflein (leider nicht reichlich beladen) den Anker lichtet, so ist es sehr liebenswürdig, daß die Freundinnen mit den Tüchlein winken, um den Scheidenden zu erinnern, daß das Beste zurückbleibe. Haben Sie Dank für Ihren Wink und nehmen meinen Gegengruß in beiliegenden Blättern, die Ihnen ganz allein verständlich sein können.

Schon in Gedanken freue ich mich, ein so kostbares Bild, wie Sie mir anzeigen, in Ihrem Besitz zu wissen. Schreiben Sie mir, wie Sie es aufgestellt haben: denn ich weiß noch recht gut, wie Ihre Bilder versammelt und verteilt sind. Vielleicht findet sich auch ein Kupfer desselben.

Öffentliche Nachrichten von dem Befinden des Herrn Minister von Stein beunruhigen uns; empfehlen Sie mich ihm dringend, er ist ein Stern, den ich bei meinem Leben nicht möchte hinabgehen sehen. Sagen Sie mir auch etwas von seiner zweiten Tochter! das ist ein wundersames Kindsbild, das ich nicht loswerden kann. So verfolgen mich mitunter Gestalten und Wesen mit eigner Lieblichkeit und Kraft. Hätte man aber auch nicht die Sicherheit dieser unwillkürlichen Eindrücke, wie könnten uns unsere fernen Freunde immer gegenwärtig sein.

Was übrigens Ihr Freund für ein unschuldiges, einsiedlerisches Leben führe, können Sie daraus ersehen, daß ihm keins von denen vielen, tagtäglich bei uns herumflatternden Blättern, Blättchen, Heften und Heftchen vor Augen kommt. Ungerechtigkeit und Unbilligkeit sind an der Tagesordnung; wie können Parteien gegeneinander irgendeine Rücksicht nehmen? wie soll man abgeschiedene Vorzüge würdigen, da es nur darum zu tun ist, kurrente Unarten gelten zu machen? Wahrscheinlich ist es so in dem Falle, worüber Sie sich beschweren. An meiner Tagesordnung ist die Maxime: man muß sich selbst schonen, wo nichts geschont wird, und wie Diogenes sein Faß in der allgemeinen Verwirrung hin und her wälzen. Das haben Sie denn frei-

lich, verehrte Freundin, um ein Großes besser, am Sonnenende des herrlichen, tätigen Frankfurts, wo das schlimme Wetter selbst nicht schlecht aussehen kann, und wo Sie im Hause, wenn Sie im schönsten Familienkreise noch irgendeine Art Ungeduld überfiele, nur vor Ihren van Dyck treten dürfen und von da, an allerlei irdischen und himmlischen Bildern vorbei, bis zum berühmtesten aller Hafen zu wandern haben, um völlig hergestellt zu sein. Das alles will ich Ihnen nicht beneiden, sondern im Geiste Ihrem Glücke folgen.

An Zelter

[Jena, 16. Februar 1818] Du kennst Jena zu wenig, als daß es Dir etwas heißen sollte, wenn ich sage: daß ich auf dem rechten Saalufer, unmittelbar an der Camsdorfer Brücke, über dem durch die Bogen gewaltsam strömenden, eisbelasteten Wasser, eine Zinne (vulgo Erker) in Besitz genommen habe, die schon seit so vielen Jahren mich, meine Freunde und Nachkommenschaft gereizt hat, daselbst zu wohnen, ohne daß nur jemand sich die Mühe genommen hätte, die Treppe hinaufzusteigen. Hier verweile ich nun die schönsten Stunden des Tags, den Fluß, die Brücke, Kies, Anger und Gärten und sodann das liebe närrische Nest, dahinter Hügel und Berge und die famosesten Schluchten und Schlachthöhen vor mir. Sehe bei heiterm Himmel die Sonne täglich etwas später und weiter nordwärts untergehen, wonach meine Rückkehr zur Stadt reguliert wird.

In dieser, nahezu absoluten, Einsamkeit ist das dritte Heft von Kunst und Altertum dem Druck zugefertigt. Das zweite zur Morphologie bewegt sich auch. Die Darstellung der entoptischen Farben, im Zusammenhang mit meiner Farbenlehre, denke ich vor Ostern auch noch zu bewältigen.

[Jena, 19. März 1818] Zum Grünen Donnerstag soll dieser Brief abgehen, zur Zeit, da Du Deine großen Taten verrichtest, welche Dir (da an der Ehre weiter gar nichts mehr gelegen ist) in den Geist Freude und Geld in den Beutel bringen sollen. Schreibe mir von dem Erfolg, was Du gerne willst und magst, so derb als möglich, denn das kleidet Euch Berliner doch immer am besten.

In diesen Tagen hast Du mir eine große Wohltat erzeigt, denn das mitternächtige Lied ist mir gar gehörig und freundlich vorgetragen worden, von einem weiblichen, zarten Wesen, so daß es nur der letzten

Strophe etwas an Energie fehlte. Da hast Du nun einmal wieder Deine Liebe und Neigung zu mir recht redlich und tüchtig abgestempelt. Mein schwer zu bewegender Sohn war außer sich, und ich fürchte, er bittet Dich aus Dankbarkeit zu Gevatter. [„Das mitternächtige Lied" Goethes Gedicht „Um Mitternacht", das Zelter vertont hatte.]
Ich stehe wieder auf meiner Zinne über dem rauschenden Brückenbogen, die tüchtigen Holzflöße, Stamm an Stamm, in zwei Gelenken, fahren mit Besonnenheit durch und glücklich hinab; Ein Mann versieht das Amt hinreichend, der zweite ist nur wie zur Gesellschaft.
Die Scheite Brennholz dilettantisieren hinterdrein, einige kommen auch hinab wo Gott will, andere werden in Wirbel umgetrieben, andere interimistisch auf Kies und Sandbank aufgeschoben. Morgen wächst vielleicht das Wasser, hebt sie alle und führt sie meilenweit zu ihrer Bestimmung, zum Feuerherd. Du siehst, daß ich nicht nötig habe, mich mit den Tagesblättern abzugeben, da die vollkommensten Symbole vor meinen eigenen Augen sich ereignen.

An Carl Ernst Schubarth

[einen zweiundzwanzigjährigen Studenten der Philologie und Ästhetik, der 1818 eine Schrift „Zur Beurteilung Goethes mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst" hatte erscheinen lassen. Unter seinem „Nachlaß" meint Goethe sein gesamtes Lebenswerk.]
[Jena, 2. April 1818] Ihr Büchlein, mein Wertester, das Sie mir anmelden, ist noch nicht zu mir gekommen; Freunde jedoch sprachen günstig davon, ohne mich im besondern aufzuklären. Da Sie nun in einer Art von Sorge zu sein scheinen, wie ich es aufnehmen könnte, so halte ich für Pflicht, Sie durchaus zu beruhigen.
Wenn man das Leben zugebracht hat, sein Innerliches auszubilden, mit dem Wunsche, auch nach außen genießbar und nützlich zu werden, so kann uns nichts Erfreulicheres begegnen, als wenn wir vernehmen, daß Gleichzeitige, noch mehr aber, daß Jüngere sich mit unsern bekannt gewordenen Arbeiten dem Werden nach beschäftigen. Denn indem sie dieses tun, so sprechen sie aus: daß sie nicht nur dasjenige, was einer Jugend gemäß ist, sich aus dem Vorliegenden herausnehmen würden, welches bequem wäre, auch gewöhnlich geschieht und allenfalls gelten kann, sondern daß sie gern erführen, wie es denn eigentlich um ihren Vorgänger gestanden und wie solcher, bei ent-

schiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erst dem Genius indulgiert, durchs Ungeschick sich durchgehalten, dann dem Geschick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu stranden, sich in irgendeine heilsame Bucht geworfen?
Hat dieses der junge Freund im Auge, so bereitet er sich selbst die wünschenswerteste Bildung: denn ob wir eine einzelne Tätigkeit, die sich mit der Welt mißt, unter der Form eines Ulyß, eines Robinson Crusoe auffassen, oder etwas Ähnliches an unsern Zeitgenossen, im Laufe sittlicher, bürgerlicher, ästhetischer, literarischer Ereignisse wahrnehmen, ist ganz gleich. Alles, was geschieht, ist Symbol, und, indem es vollkommen sich selbst darstellt, deutet es auf das übrige. In dieser Betrachtung scheint mir die höchste Anmaßung und die höchste Bescheidenheit zu liegen. Diese Forderung haben wir mit dem Obersten und dem Geringsten gemein . . .
[8. Juli 1818] Es ist ganz einerlei, in welchem Kreise wir unsere Kultur beginnen, es ist ganz gleichgültig, von wo aus wir unsere Bildung ins fernere Leben richten, wenn es nur ein Kreis, wenn es nur ein „Wo" ist. Verharren Sie beim Studium meines Nachlasses; dies rate ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Komplex besitzen von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die aufeinander hinweisen, wie Sie schon selbst so freundlich und einsichtig dargestellt haben. Genügt Ihnen in der Folge diese abgeschlossene Region nicht mehr, so werden Sie von selbst sich daraus entfernen; führt Ihnen das Leben eine neue Wahlverwandtschaft zu, so werden Sie sich von Ihrem ersten Lehrer abgezogen fühlen und doch immer dasjenige schätzen, was Sie durch ihn gewonnen haben. Eine produktive Bildung, die aus der Einheit kommt, ziemt dem Jüngling, und selbst in höheren Jahren, wo wir unsere Fortbildung mehr historisch, mehr aus der Breite nehmen, müssen wir diese Breite wieder zur Enge, wieder zur Einheit heranziehen.
Freilich weiß ich wohl, daß Sie mit der Welt in Widerspruch stehen, die auf dem großen Jahrmarkt des Tages Zeit und Kräfte verzettelt; deswegen täte man wohl, zu schweigen und für sich fort zu handeln, wenn Mitteilung zum Leben und Wachsen nicht so höchst nötig wäre . . .
[Weimar, 7. November 1821] Zuvörderst will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unter-

schreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend, und doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben, die Notwendigkeit empfinden.

An C. G. von Voigt

[Jena, 19. Juni 1818] Der Mensch ist wohl ein seltsames Wesen! Seitdem ich weiß, wie es zugeht, interessiert mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte, wir wüßten für Unteilnahme und langer Weile nicht, was wir anfangen sollten ...

An Zelter

[Sommer 1818] Überhaupt kommt es einem so wunderbar vor, wenn man das Treiben der Menschen (ich will zum Beispiel nur von der bildenden Kunst reden, die mir am nächsten liegt) mit Ernst und Wohlwollen betrachtet. Die schönsten Talente fragen bei mir dringend an, was sie tun sollten? und wenn ich's ihnen redlich mitteile, und sie, überzeugt, die ersten Schritte tun, so lassen sie sich vom absurdesten Wochentage gleich wieder in die gemeinste Pfuscherei hineinschleppen und sind so wohlgemut dabei, als wenn es gar nicht anders sein könnte. Ich indessen bleibe auf meinem alten Reden, und sie tun, als wenn ich gar nichts gesagt hätte. Wenn ich nicht irre, so habt Ihr Meister der Tonkunst dadurch einen größeren Vorteil, daß Ihr gleich anfangs Eure Schüler nötigen könnt, das anerkannte Gesetzliche anzunehmen. Wie willkürlich damit in der Folge ein Individuum nach dem andern verfährt, will ich auch nicht untersuchen ...

An S. Boisserée

[31. Oktober 1818] Soeben scheidet unser trefflicher Zelter, und ich säume nicht, Sie sogleich wieder einmal zu begrüßen. Nur wenige Tage sind alten geprüften Freunden hinreichend, um sich vollkommen wiederzuerkennen und sich auch einmal über den Bestand der menschlichen Dinge zu freuen. Mag doch die Gestalt der Welt vergehen, wenn die befreundete Gesinnung sich gleich bleibt; wenn man zu beiden

Seiten fortfährt, das gleiche zu hassen, demselben Weg zu folgen, den entgegengesetzten zu meiden. So ging mir's diesmal mit einem alten echten Freunde, möge es mir doch auch wenigstens im nächsten Jahre mit lieben Jüngeren ebenso wohl werden ...

An Zelter

[Weimar, 4. Januar 1819] Seit Deiner Abreise habe ich fast nichts von dem getan, was ich mir vorgesetzt. Bei kaiserlicher Anwesenheit konnte nicht ablehnen, zu einiger Festlichkeit beizutragen, und so übernahm ich, einen Maskenzug [bei Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna] auszustatten, wovon das Programm beiliegt, die explanatorischen Gedichte jedoch nachfolgen sollen.
Der Zug bestand beinahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu kostümieren, zu gruppieren, in Reihe und Glied zu bringen und bei ihrem Auftritt endlich exponieren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und drüber. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls, welcher freilich durch den großen Aufwand von Einbildungskraft, Zeit und Geld (da die Teilnehmenden es an nichts fehlen ließen, sich herauszuputzen), der denn doch aber zuletzt in kurzen Augenblicken wie ein Feuerwerk in der Luft verpuffte, teuer genug erkauft wurde.

An Marianne von Willemer

[Willemer hatte auf der Durchreise Goethe am gleichen Tage besucht].
[Weimar, 26. März 1819] Den schönsten Augenblick der Täuschung erlebt ich. Der verehrte Freund tritt ins Zimmer, die geliebte Freundin hofft ich im Hinterhalte. Da fühlt ich recht, daß ich ihr noch immer angehöre. Sagen Sie mir bald ein Wort. Hierbei wieder Fragmente [für den Westöstlichen Diwan bestimmte Gedichte]; das Ganze folgt bald als Zeugnis fortwährender Unterhaltung mit der Entfernten. Und so fort und für ewig.
[Weimar, 26. Juli 1819] Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen, daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward, was er uns so gern und edel gönnt. Ob Du gleich

schwiegst, hatte ich allerlei zurechtgelegt, der Rückkehrende vermied, und es blieb liegen.

Nun, da Du sagst, und so lieblich, daß Du mein gedenkst und gern gedenken magst, so höre doppelt und dreifach die Versicherung, daß ich jedes Deiner Gefühle herzlich und unablässig erwidre. Möge Dich dies zu guter Stunde treffen und Dich zu einem recht langen Kommentar über diesen kurzen Text veranlassen.

[Weimar, 27. Dezember 1819] Gerade zur rechten Zeit und Stunde, eben als Kinder und Enkel [Augusts anderthalbjähriges Söhnchen Walter] zu den Zuckerbäumen eilten und den Großvater sich selbst überließen, trat das ersehnte Freundespaar auf [Bildnisse von Willemer und Marianne], so zufrieden heiter blickend, daß man ihm das Gefühl ansah, wie wohl es empfangen sei. Und so kann es denn selbst mitten im abschließenden Schnee nicht einsam werden, und die rückkehrende Sonne begrüßt mich in der besten Gesellschaft ...

An J. F. Rochlitz

[13. Juni 1819] Lassen Sie mich noch eine Bemerkung hinzufügen, welche einem alten Autor wohl ziemen mag. Es gibt dreierlei Arten Leser: eine, die ohne Urteil genießt, eine dritte, die ohne zu genießen urteilt, die mittlere, die genießend urteilt und urteilend genießt, diese reproduziert eigentlich ein Kunstwerk aufs neue ...

An S. Boisserée

[Weimar, 18. Juni 1819] Indem ich mancherlei vergangene Arbeiten wieder belebe, ist es freilich eine ganz besondere Rückkehr in vergangene Zustände. Die Lebenszerstreuung, die mich von einem Gegenstand, von einer Arbeit zur andern riß, wird mir dabei nur allzudeutlich, die Aktenhefte und Papierbündel, wie ich sie durchsehe und aufschnüre, machen mich oft den Kopf schütteln. Wie manches Gute, auch auf Ihre Unternehmungen und Tätigkeit bezüglich, liegt hier verschüttet.

Da bleibt nun weiter nichts übrig, als sich nicht zu besinnen und immer nur das Nötigste vor die Hand zu nehmen. An der Morphologie, Naturwissenschaft usw. wird auch immer sachte fortgedruckt. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs, den ich von Lavatern in ähnlichem Falle hören mußte; er sagte: „Du tust auch, als wenn wir dreihundert Jahre alt werden wollten."

Und doch ist, besonders in wissenschaftlichen Dingen, kaum anders zu handeln; wenn man sich nicht alle Jahre zurücknehmen will, so darf man nur mit sich selbst reden. Glücklicherweise hab ich in diesen Dingen nichts zurückzunehmen, und doch gesteh ich: man sollte manchmal einen kühnen Gedanken auszusprechen wagen, damit er Frucht brächte. Meine Kinder sind nach Berlin und Dresden, ich mag sie gern in bewegtem, gegenstandreichen Leben wissen; sie haben mir einen Knaben zurückgelassen, der mit vierzehn Monaten ein gesundes, geregeltes, heiter auffassendes Wesen betätigt; das sind denn gute Dinge, und so scheint für jedes Alter gesorgt zu sein, versteht sich, wenn es für sich selbst sorgt ...

Goethes Sekretär Schuchardt erzählt

Goethe diktierte so sicher, fließend, wie es mancher nur aus einem gedruckten Buche zu tun imstande sein würde. Wäre das ruhig und ohne äußere Störung und Unterbrechung geschehen, so würde ich kaum aufmerksam geworden sein. Dazwischen aber kam der Barbier, der Friseur — Goethe ließ sich alle zwei Tage das Haar brennen, täglich frisieren —, der Bibliotheksdiener, öfter der frühere Sekretär, Rat Kräuter, der Kanzlist, welche alle die Erlaubnis hatten, unangemeldet einzutreten. Wie beim Anklopfen das kräftige „Herein!" ertönte, beendigte ich den letzten Satz und wartete, bis der Anwesende sich wieder entfernte. Da wiederholte ich so viel, als mir für den Zusammenhang nötig schien, und das Diktieren ging bis zur nächsten Störung fort, als wäre nichts vorgefallen ...

Während des Diktierens kam es auch nicht selten vor, daß Goethe plötzlich stehen blieb, wie man etwa tut, wenn man eine Gruppe Menschen oder einen andern Gegenstand unvermutet vor sich sieht. Diese schien er sofort künstlerisch zu gestalten und zu gruppieren. Mit ausgebreiteten Händen und unter Beugung des Körpers nach der einen oder andern Seite brachte er den Gegenstand ins Gleichgewicht und in kunstgerechte Stellung. War ihm das gelungen, so rief er gewöhnlich: „So recht! ganz recht!" Anfangs wurde es mir fast unheimlich bei dieser Unterhaltung mit der unsichtbaren Gesellschaft.

In steter, stiller Arbeit vergingen die Jahre: die Umgestaltung der Bibliothek zu Jena, die Herausgabe der zwanglos erscheinenden Hefte „Kunst und Altertum", die Vollendung der „Wanderjahre" und des

„Diwans", die Weiterführung der eigenen Lebensbeschreibung — alles dies nahm viel Zeit in Anspruch.
Am 22. März 1819 starb Goethes langjähriger Amtsgenosse und verständnisvoller Mitarbeiter, der Staatsminister von Voigt, am 23. ward Kotzebue als „Vaterlandsverräter, Verleumder und Vergifter" zu Mannheim durch den Jenenser Studenten Sand, einen ernsten, fleißigen, aber fanatischen Menschen, ermordet. Schon im Januar 1818 hatte Goethe an Voigt von dem allgemeinen „grenzenlosen Haß gegen Kotzebue" geschrieben. „Bürger wie Studenten wüten öffentlich gegen den Erbfeind, wie sie ihn betrachten." Eine Reihe scharfer Maßregeln gegen Professoren und Studenten war die Folge des Mordes, und Preußen und Rußland verboten ihren Staatsangehörigen den Besuch der Universität Jena. „Von akademischer Turbulenz" bedrängt, flüchtete Goethe in die Naturwissenschaft.
Am 28. August 1819 feierte er im Reisewagen zwischen Hof und Karlsbad still den siebzigsten Geburtstag, aber ein großes Fest ward ihm zu Ehren in Frankfurt veranstaltet. Dabei tauchte der Vorschlag auf, ihm schon bei Lebzeiten ein Denkmal zu setzen. Eine Kommission, deren Vorsitz Boisserée übernommen hatte, erlahmte in jahrelangen Verhandlungen ohne Ergebnis.
Im Frühjahr 1820 war Goethe zum zwölften- und letztenmal zur Kur in Karlsbad, am 18. September ward sein zweiter Enkel Wolfgang geboren. Von Ende Juli bis Mitte September 1821 weilte Goethe in Marienbad, im November besuchte ihn Zelter, begleitet von seinem „besten Schüler", dem zwölfjährigen Felix Mendelssohn.

An Georg Heinrich Ludwig Nicolovius

[aus Königsberg, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat im preußischen Kultusministerium und Vizepräsident der preußischen Bibelgesellschaft, vermählt mit Luise Marie Anna Schlosser, der Tochter von Goethes Schwester Cornelia. Er war während Goethes Abwesenheit in dienstlichen Angelegenheiten in Weimar gewesen.]
[Karlsbad, September 1819] Immer habe ich, naheverwandter und verbundener Freund, eine eigene Fügung in dem Umstande erblickt, daß wir niemals persönlich zusammentreffen und in reiferen Jahren eine eigentlich vollkommene Vereinigung stiften können. Nun seh ich das Vergangene als ein Kapital an, zu welchem die Interessen [Zin-

sen] immerfort geschlagen worden, und wovon die erhöhten Zinsen uns in späterem Alter, unsern Kindern aber für ihre Lebenszeit zugute kommen. Auch daß Sie in Weimar zum erstenmal unter Umständen gelebt, bei denen ich nicht füglich hätte gegenwärtig sein können, daß Sie in dem Raum meines Hauses, an lebendigen Bewohnern und sprechenden Leblosigkeiten meinen Zuständen nach eignem Sinn und Weise sich ausgebildet und mir dadurch um vieles näher geworden, scheint einem liebevollen Sinne der moralischen Weltordnung ganz gemäß, so daß ich meinen Teil an dem wechselseitig genossenen Guten wohl auf die nächste Folgezeit vertagen darf ...

An die Frankfurter Festgenossen

[Karlsbad, September 1819] Da mit meiner lieben Vaterstadt, ungeachtet aufgehobner bürgerlicher Verhältnisse, mich noch auf das innigste verbunden fühle, konnte mir nichts erfreulicher begegnen, als daß daselbst wahre Sinnesverwandte einen Tag feierten, an welchem der wohldenkende Mensch Aufmunterung von außen bedarf, weil er sich gewiß nicht enthält, innerlich sowohl rückwärts als vorwärts zu blicken, jenes mit vollem Ernst, dieses mit einiger Bedenklichkeit.
Was aber sollte uns über alles Vergangene mehr beruhigen, als ein öffentliches, liebevolles Zeugnis, daß man nicht umsonst gelebt, daß eine gütige Vorsehung uns von Schritt zu Schritt vergönnte, etwas zu leisten, welches wir so lange schon als das Unsrige betrachten, bis uns andre versichern, daß es auch für sie bleibenden Wert habe.
Mit Freuden will ich daher die mir bis jetzt verliehenen Kräfte fernerhin anzuwenden trachten, daß meinen lieben Landsleuten etwas Angenehmes und Nützliches daraus entsprießen könne ...

An S. Boisserée

[Weimar, 14. Januar 1820] Auf Ihren liebwerten Brief, mein Bester, will ich nicht lange zaudern, denn er eröffnet mir eine fröhliche Aussicht auf das laufende Jahr, obgleich nicht so frei, als ich wohl wünschte. Nach meinem Bedünken wäre die Teilnahme meiner lieben Vaterstadt und des übrigen guten Deutschlands an meinem Geburtstage wohl hinreichend gewesen, dem Verdientesten zu genügen und eine bescheidene Betrachtung der Resultate seines Lebens zu erleichtern. Gedenkt man aber, wie Sie mir vermelden, noch weiter zu gehen, so ist es rätlich, mit bescheidener Sorgfalt, damit Nemesis nicht auf-

gerufen werde, dabei zu Werke zu verfahren. Mein Alter und meine Gesundheit leiden keine Wagstücke mehr; wenn man ja noch leben soll, so gilt es Herkommen und Gewohnheit. Karlsbad hat sich das vorige Jahr abermals dergestalt günstig erwiesen, daß ich in mehr als einer Rücksicht entschlossen bin, im ersten Frühjahr wieder hinzugehen. So wert und lieb uns nun aber auch die Gegenwart Herrn Danneckers sein würde, wenn er sich entschließen könnte, uns zu besuchen, so ist doch auch diese Zumutung bei einer so weiten Entfernung, wie mir scheinen will, etwas stark. Damit ich aber von meiner Seite einer so wohlgemeinten und ehrenvollen Unternehmung gern entgegenkomme, so will ich mich den Monat April in Weimar halten; Herr Professor Dannecker soll mir und den Meinigen willkommen sein, einige Zimmer zu seiner Wohnung und eine anstoßende Werkstatt bereit finden, da wir denn nichts mehr wünschen, als daß ihm der Aufenthalt in jedem Sinne möge gefällig und erfreulich sein.

Da ich noch Platz vor mir sehe, so wend ich mich denn doch zu jenen Betrachtungen, die ich oben liegen ließ. Sollte es nicht etwas bedenklich sein, meine Freunde, einen Bildhauer dahin zu senden, wo er keine Formen mehr findet? wo die Natur auf ihrem Rückzuge sich nun mit dem Notwendigen begnügt, was zum Dasein allenfalls unentbehrlich sein möchte; wie kann dem Marmor ein Bild günstig sein, aus dem die Fülle des Lebens verschwunden ist? Schon Jahre sind es, daß wir uns nicht gesehen haben, ich wünsche, daß unser werter Künstler sich nach einer langen Wallfahrt nicht allzusehr getäuscht fühle.

[6. März 1820] Ihre körperlichen Beschwerden, mein Bester, bedauere mehr als meine eigenen. Die Jugend fordert freien Gebrauch ihrer Glieder; nicht allein der Jüngling selbst macht Ansprüche an sich, die Welt läßt's auch daran nicht fehlen. Da man von uns Alten keinen Botengang mehr fordert, so verzeiht man, wenn wir beim Spazieren ein wenig hinken und säumen ...

An Zelter

[Karlsbad, 11. Mai 1820] Möge mein Diwan Dir immer empfohlen bleiben. Ich weiß, was ich hineingelegt habe, welches auf mancherlei Weise herauszuwickeln und zu nutzen ist. Eberwein hat einige Lieder gesetzt, sage mir Dein Urteil darüber. Deine Kompositionen fühle ich sogleich mit meinen Liedern identisch. Die

Musik nimmt nur, wie einströmendes Gas, den Luftballon mit in die Höhe ...

Indessen sammeln sich wieder neue Gedichte zum Diwan. Diese mohammedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren geziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?

An Carl Ernst Schubarth

[der von seinem Buche „Zur Beurteilung Goethes", auf das sich Goethes Brief vom 2. April 1818 bezieht, eine Neuauflage vorbereitete].

Wieviel Dank ich Ihrer Bemühung schuldig bin, werden Sie selbst immer mehr ermessen, je mehr Ihnen bei Ihrer Neigung zu mir nach und nach im letzten Detail deutlich wird, wie ich mein Leben aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen, was der Mensch so gern täglich von Hand zu Mund nehmen möchte, die Zustimmung, mein ich, des Beifalls.

Lassen Sie sich nicht entgehen, daß Mitlebende von den verschiedensten Richtungen, unter sich Todfeinde, darin konspirierten, meine lebendige Wirkung im Augenblicke zu lähmen. Ich habe dabei nichts verloren und meine jüngeren und künftigen Freunde auch nichts; ich ward, in mich zurückgedrängt, immer intensiver, und so hab ich mich bis an den heutigen Tag gewöhnt, nur vorzuarbeiten, unbesorgt, wie und wo das wirken könne.

Hieraus werden Sie leicht ermessen, daß ich Ihren zweiten Teil mit Ungeduld erwarte, damit er mich noch ganz von dem Interesse des ersten warm finde; denn der Fluß Lethe, der uns hinwegspülen soll, spült uns immer mehr an, weder günstige noch ungünstige Stimmung klingt so lange nach, als in früheren Zeiten ...

An S. Boisserée

[Jena, 16. Juli 1820] Zuerst aber möcht ich von dem Frankfurter Monument sprechen, denn es wäre eine unartige Bescheidenheit, wenn ich mich danach nicht erkundigen wollte. Sagen Sie mir, was hat man vor, wo und wie?

Und was die Büste betrifft, so gesteh ich gern, daß ich an Danneckers

Hierherkunft nicht mehr glaube. Dieses denke und sage ich wider Willen, weil ich mich durch ihn modelliert wieder neben Schiller denken könnte. Wer muß sich aber nicht jeden Tag bekennen, daß vergangene Zeiten, Verhältnisse, Gefühle, Tätigkeiten nicht wieder zurückzurufen sind.
Insofern es mir also ziemt, ein Wort mitzusprechen, so würde ich bitten, eine rasche Umsicht zu fassen, und damit ich kurz sei, tu ich folgenden, doch ganz unmaßgebenden Vorschlag. Rauch in Berlin genießt eines verdienten Ruhms, ist mir nah und, obgleich ohne persönliche Bekanntschaft, an mein Haus und die Meinigen geknüpft; man würde mit ihm leicht übereinkommen, er könnte mich in den nächsten Monaten besuchen, sein Modell mit fortnehmen, und bei der grenzenlosen Marmortätigkeit, die jetzt in Berlin herrscht, würde die Büste bald fertig sein; setzt man sich von Frankfurt aus in Bezug mit ihm, so erbiete mich, ihn aufs freundlichste im Laufe dieser Monate zu empfangen. Ich würde über diese Angelegenheit wie bisher geschwiegen haben, träte nicht ein Stillstand ein, dem Sie selbst keinen Rat wissen; die Schnepfe des Lebens schwirrt vorbei, ein guter Schütze muß sie eilig fassen ...

An C. F. von Reinhard

[18. September 1820] Wenngleich die gesellschaftlichen Verhältnisse in der gegenwärtigen Lage nirgends erfreulich, so muß ich doch bekennen, ringsumher nach außen immer noch ganz wohl situiert zu sein. An fremden Durchreisenden mangelt's nie. Bald sind es die Ferien, wo sich Lehrende und Lernende in der deutschen Welt herumtreiben, dann die Zeit der Badereisen, hin und her, und sonst Anlässe in Unzahl. Da vergeht kein Tag, daß ich nicht von Fremden mehrfach angegangen würde, und ich verwende darauf gern ein paar Stunden, die mir niemals ohne Vorteil vorübergehen. Mannigfaltigste Gestalten, an meine entschiedene Einsamkeit sich heran- und vorbeibewegend, geben mir Begriffe von der Außenwelt, wohlfeiler, als ich sie auf irgendeinem Wege hätte gewinnen können.
Dazu kommt noch, daß unsere fürstlichen Familienglieder, von den Großeltern bis zu den Enkeln, in einem sehr glücklichen Verhältnis leben und mich als Inventarienstück des Hauses auf das freundlichste und zutrauenvollste gelten lassen. — Mehr wüßte kaum zu sagen, und ich hätte wie Polykrates Ursache, mir selbst ein Übel zuzuführen zur

Versöhnung der neidisch angenommenen oberen Gewalten, wenn nicht meine liebenswürdige Schwiegertochter, die mir schon einen allerliebsten Enkel gebracht, gerade in Gefahr wäre, Leben gebend das Leben zu verlieren.

So weit wären wir also, daß schon gesorgt ist, jede Art von übermütigem Selbstgefühl werde sich recht hübsch die eigenen Sordinen [italienisch sordino, Dämpfer] aufsetzen. Das Alter weiß freilich die dämpfenden Maschinen ohne weiteres gemächlich anzubringen, und wir wären also auf alle Weise geborgen ...

An Christoph Friedrich Ludwig Schultz

[Staatsrat und Regierungsbevollmächtigten bei der Universität zu Berlin. Als Goethe mit ihm 1817 in Jena „die inneren, trüberen staatlichen Verhältnisse" besprochen hatte, waren beide in der Ansicht über konstitutionelle Freiheit einig gewesen: „Der Ruf nach Freiheit ist das Grundböse."]

[18. September 1820] Indem ich dieses im stillen in Gegenwart Ihres Briefs, als wären Sie selbst gegenwärtig, verhandle, so hat meine gute Schwiegertochter einen gesunden muntern Knaben, nach langen ausgedauerten Leiden, geboren. Mein Sohn, der seit mehreren Monaten mitgelitten, war höchlich zu bedauern, da ich ihn wenigstens als ein Muster eines treuen und teilnehmenden Ehemanns verehren muß. Ich bin in alles, was erfolgen kann, ergeben, obgleich ihr Verlust einen unübersehbaren Umsturz meiner Zustände hervorbringen müßte. So fahren wir mit den Unsrigen auf dieser dünnen Eiskruste auf Stahlschuhen hin und wieder, des Versinkens eines oder des andern täglich gewärtig ...

J. G. Quandt an Jul. Schnorr von Carolsfeld

[Quandt, geb. 1787 zu Leipzig, begüterter Kunstfreund, hatte 1815 auf dem Speicher der dortigen Nikolaikirche wertvolle altdeutsche Gemälde entdeckt und stand seitdem mit Goethe in Beziehung. Schnorr von Carolsfeld, geb. 1794 zu Leipzig, lebte zu jener Zeit als Maler in Rom.]

[23. Dezember 1820] Ich bat Goethe, mir seine ohnlängst von Rauch aus Berlin gefertigte Büste zu zeigen ... Die Rauchsche Büste ist das vollkommenste Bild von Goethe, sie vereint die ursprünglich schönen Verhältnisse seines Gesichtes, die zugleich die Grundzüge seines Geistes und Gemüts darstellen, mit allen den Einschnitten und Erhöhungen,

welche das Leben und die Zeit in die bewegliche Oberfläche seines Gesichts eingrub, und es gibt wohl wenig Gesichter, welche einem schnellern Wechsel des Ausdrucks unterworfen, welche mehr von Schmerz und Entzücken, von Liebe und Haß durchwühlt sind, als seines, indes eine ewige Klarheit und Ruhe auf der Stirn sich behauptet. Dazu kommt nun noch diese Eigenheit, daß die Natur die Mittellinie seines Gesichts nicht senkrecht, sondern gebogen zog, so daß die Nase auffallend schief gegen die Stirne und das rechte Auge sehr viel niedriger als das linke steht. Diese Büste war so vortrefflich modelliert, daß ich dem Wunsche, sie in Marmor zu besitzen, wohl nicht widerstehen kann und deshalb an Rauch schreiben werde.

An Dr. med. Reuburg in Frankfurt

[Jena, 15. Oktober 1821] Sie diesmal zu begrüßen, veranlaßt mich eine besondere Naturerscheinung, von der uns die Zeitungen Nachricht erteilen. Es soll nämlich im Odenwalde eine Frau befindlich sein, an deren Stirne sich wiederholt hornartige Auswüchse zeigen. Dieses haben sogar bei uns eingetroffene Personen, die solche in Frankfurt wollen gesehen haben, versichert, nach deren Zeugnis denn dergleichen Auswuchs dem Gehörn eines Rehbocks ähneln soll. Auch sagen sie, ein solches Horn falle in gewisser Zeit ab, und ein neues entstehe wieder. Diese sonderbare Nachricht hat unsere Naturforscher, und an deren Spitze unsern gnädigsten Herrn, den Großherzog, aufmerksam gemacht, welcher mir deshalb aufgetragen, nähere Erkundigung einzuziehen. Nun wüßte ich mich nicht besser als an Sie und die werte naturforschende Gesellschaft in Frankfurt zu wenden, mit der Bitte, uns eine nähere, der Wissenschaft gemäßere Notiz von diesem Phänomen erteilen, auch zugleich mir Nachricht geben zu wollen: ob man, wenn ein solches Gewächs von der Haut sich ablöste, dasselbe gegen einen geziemenden Preis durch Ihre Vermittlung vielleicht erhalten könnte. Die Bedeutsamkeit des Falles, der eigene wißbegierige Antrieb und die höhere Veranlassung, vor allem aber Ihre erprobte Geneigtheit, werden diesen Wunsch und die Bemühungen, die er verursacht, gefällig entschuldigen.

An Zelter

[Jena, 19. Oktober 1821] Hier kommen also die Wanderjahre angezogen. Ich hoffe, sie sollen bei näherer Betrachtung gewinnen;

denn ich kann mich rühmen, daß keine Zeile drinnen steht, die nicht gefühlt oder gedacht wäre. Der echte Leser wird das alles schon wieder herausfühlen und denken.

An Abraham Mendelssohn

[Sohn des Philosophen, Bankier in Berlin, dessen zwölfjähriger Sohn Felix mit seinem Musiklehrer Zelter bei Goethe gewesen war].

[Weimar, 5. Dezember 1821] Wenn der talentvolle, fähige und fertige Felix mich manchmal beim Nachtisch den Kopf umwenden und nach dem Flügel schauen sähe, so würde er fühlen, wie sehr ich ihn vermisse, und welches Vergnügen mir seine Gegenwart gewährte. Denn seit dem Scheiden der so willkommenen Freunde ist es wieder ganz still und stumm bei mir geworden, und wenn es höchst genußreich war, gleich beim Empfang nach langer Abwesenheit meine Wohnung in dem Grade belebt zu finden, so ist der Kontrast an trüben und kurzen Wintertagen leider allzu fühlbar. Recht viel Glück wünsch ich Ihnen daher zu Ihrer so wohlbestellten Hauskapelle und hoffe, daß Frl. von Pogwisch mir das Glück, das Ihrem Familienzirkel gegönnt ist, durch lebhafte Erzählung recht anschaulich machen werde. Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank, daß Sie uns das liebe Pfand so lange anvertrauen wollen. Es ist nichts Tröstlicheres in älteren Jahren, als aufkeimende Talente zu sehen, die eine weite Lebensstrecke mit bedeutenden Schritten auszufüllen versprechen. Empfehlen Sie mich Ihren werten Hausgenossen und Freunden, wie es mich denn immer freuen wird, von dem Wachstum unseres jungen Virtuosen durch den trefflichen Zelter das Beste zu erfahren.

Felix Mendelssohn an seine Eltern

[Weimar, 6. November 1821] Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: „Goethe ist da, der alte Herr ist da!" Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethes Haus. Er war im Garten, und er kam eben um eine Ecke herum; ist dies nicht sonderbar, lieber Vater, ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. Er sah sich seine Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet, und sagte immer: „Hm! Hm! Ich bin recht zufrieden." Nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Funfziger.

Nach Tisch bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!

[Weimar, 14. November 1821] Alle Nachmittage macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: „Ich habe Dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor", und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phantasiere gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenso von dem Reichtum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen hat. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden; er ist eben nicht viel größer als der Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. — Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreisen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns, und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise, und Adele beschloß, daß wir alle hingehn und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein paar Tage Aufschub flehen. Er wurde in die Stube geschleppt, und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm, stillzuschweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehn und wiederzukommen, und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird. Nun wurde Goethe von allen bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn nach Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katilinarischen Rede.

An Ulrike von Levetzow

[geb. 1804, gest. 1899). Frau Amalie von Levetzow geb. von Brösigke hatte Goethe mit ihren Eltern schon früher in Karlsbad kennen gelernt. Sie war damals mit dem mecklenburg-schwerinschen Hofmar-

schall von Levetzow verheiratet gewesen, von dem sie zwei Töchter, Ulrike und Amalie, hatte. Die Ehe ward getrennt, und sie vermählte sich mit einem Vetter ihres Mannes, Friedrich von Levetzow, der der Vater ihrer jüngsten Tochter Bertha wurde und als Offizier in der Schlacht bei Belle Alliance fiel. Goethe war mit Frau von Levetzow und ihren drei Töchtern 1821 und 1822 in Marienbad zusammengetroffen und hatte die älteste, Ulrike, besonders liebgewonnen. Bei ihrem dritten (und letzten) Zusammensein im Spätsommer 1823 sollte diese Liebe die letzte große Leidenschaft seines jugendlichen Herzens werden.]

[Weimar, 9. Januar 1823] Ihr holder Brief, meine Teure, hat mir das größte Vergnügen gewährt, und zwar doppelt wegen eines besonderen Umstands. Denn wenn auch der liebende Papa seiner treuen schönen Tochter immer gedenkt, so war doch seit einiger Zeit Ihre willkommne Gestalt lebendiger und klarer vor dem innern Sinne als je. Nun aber entwickelt sich's! Es sind gerade die Tage und Stunden, da Sie mein auch in einem höheren Grade gedachten und Neigung fühlten, es auch aus der Ferne auszusprechen.

Dreifachen Dank also, meine Liebe, zugleich die besten Wünsche und Grüße der guten Mutter, deren ich, als eines glänzenden Sterns meines früheren Horizonts, gar gern gedenke. Der treffliche Arzt, der sie völlig hergestellt, soll auch mir ein verehrter Äskulap sein.

Und so bleiben Sie überzeugt, daß meine schönste Hoffnung fürs ganze Jahr sei, in den heitern Familien-Kreis wieder hineinzutreten und alle Glieder so wohlwollend-freundlich gesinnt zu finden, als da ich Abschied nahm, und ein würdiger, neuerworbener Freund das unwillkommene Scheidegefühl, durch teilnehmendes Geleit, einigermaßen zu beschwichtigen suchte.

Vergessen darf ich hierbei nicht der süßen Nachkost, die mir in der Entfernung durch ihn zuteil ward, die ich aber mit niemanden teilte. Und also, meine Liebste, nehm ich Ihre töchterlichen Gesinnungen auch für die nächste Zeit in Anspruch. Möge mir an Ihrer Seite jenes Gebirgstal mit seinen Quellen so heilbringend werden und bleiben, als ich wünsche, Sie froh und glücklich wiederzufinden.

„Der würdige, neuerworbene Freund": Bei seinem Aufenthalt in Marienbad 1822 hatte Goethe eine nahe, auf gemeinsamen politischen Ansichten und naturwissenschaftlichen Interessen beruhende Freund-

schaft mit dem böhmisch-mährischen Grafen Caspar von Sternberg geschlossen, die durch einen lebhaften Briefwechsel und gelegentliche Besuche des Grafen in Weimar lebendig erhalten wurde. Graf Sternberg, 1761 geboren, hatte von 1786 bis 1810 dem Bischof von Regensburg als staatsmännischer Berater und Vertreter gedient. Seitdem lebte er seinen wissenschaftlichen, hauptsächlich botanischen Studien, „ein Typus jener feingebildeten, anmutig gelehrten, liebenswürdigen, verweltlichten Geistlichen, wie sie um die Jahrhundertwende so zahlreich anzutreffen waren."

An Zelter

[18. Januar 1823] Da unter uns die Passage doch einigermaßen wieder geöffnet ist, so sende alsgleich die versprochenen und erinnerten Bände. Mir kommen sie selbst, wenn ich sie aufschlage, wie ein Märchen vor, und so hab ich ein frisches Heft gleich wieder angefangen. Das neuste von Kunst und Altertum erhältst Du nächstens.

Sonst hämmere ich gar manches durch in meiner einsamsten Schmiede; aus dem Hause komm ich nicht, kaum aus der Stube, und da kann ich denn doch hoffen, den Freunden noch etwas zu werden.

Wenn der Wunderlichste, von dem Du mir ein so sonderbares Dokument sendest, an mich schreibt, werd ich ihm freundlichst antworten. Nimm folgende Betrachtung nachdenklich auf: Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältnis zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendieren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat: so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mitteilung den Tod bringt. Wenn ich denken müßte, daß ein Freund, an den ich einen Brief diktiere, über Wortgebrauch und Stellung, ja wohl gar über Interpunktion, die ich dem Schreibenden überlasse, sich formalisiere, so bin ich augenblicklich paralysiert, und keine Freiheit kann stattfinden ... [„Der Wunderlichste", der Professor der klassischen Philologie Friedrich August Wolf in Berlin, früher in Halle, zu dem Goethe besonders nach Schillers Tode freundschaftliche Beziehungen unterhalten, hatte in einem Lackiererladen ein auf Blech gemaltes Bildnis Goethes gekauft und Verse dazu gemacht. Diese, das „sonderbare Dokument", hatte Zelter an Goethe geschickt und auch geschrieben, daß Wolf gelegentlich Goethes Briefstil kritisiert hätte.]

[Jena, 27. Februar 1823] Die Ärzte sprachen von einer Herzentzündung. Adele Schopenhauer schrieb uns am Mittwoch, dem 19., sehr besorgt. In dem Briefe aber, den wir am Sonntag, dem 23., morgens erhielten, sagte sie uns, daß die Ärzte alle Hoffnung aufgegeben hätten und der Zustand um so schrecklicher sei, da er nicht imstande wäre, zu liegen, aus Mangel an Atem, und die Beine durch die sitzende Stellung sehr anschwöllen. Er sah niemand mehr, als die nächsten zu seiner Pflege nötigen Personen, phantasierte mitunter, viel von den Farben; einmal haben die Umstehenden auch vermutet, daß er sich für den Griechen hielt, der die türkischen Schiffe in die Luft gesprengt hat. Am Sonntag abends spät verbreitete sich hier allgemein die Nachricht, Goethe sei um fünf Uhr nachmittags gestorben. Mich schaudert noch jetzt, da ich das Wort hinschreibe ... Endlich, Montag abend gegen acht Uhr, kommt ein Bote, daß er noch lebe, und die Ärzte hoffen, die höchste Krisis sei überstanden. Die Extremitäten sind schon kalt gewesen, mit einemmal hat die kräftige Natur aber wieder die Oberhand gewonnen, und aus der Betäubung wieder zum Bewußtsein gelangend, ist sein erstes Verlangen am Montag abend schon gewesen, daß Ulrike ihm das Haar kämmen und in Ordnung bringen solle. Nachher hat er zu trinken verlangt: Champagner, Bier, Kreuzbrunnen, und als der Kammerrat ihm ersteres nicht hat geben dürfen, seine Stimme so mächtig über des Sohnes Ungehorsam erhoben, daß Stadelmann, der sich einen Augenblick entfernt hatte, vor Angst wieder herbeigelaufen ist. Nicht wahr, das ist ein gutes Zeichen, wenn die Galle wieder so rege wird bei Euch Männern! ... Alle behaupten, die Gefahr sei nun vorüber; nun müssen wir von der guten Natur das übrige hoffen und wollen uns nicht damit quälen, daß gewöhnliche Naturen oft nach solchem Krankheitsanfall die Wassersucht kriegen. Die wird Goethe hoffentlich im Champagner ersäufen, den man ihm Dienstag erlaubt hat ... Länger als Dienstag morgen hat der Großherzog sich nicht zurückhalten lassen, ihn auf ein Viertelstündchen zu besuchen; als der Dr. Rehbein dazugekommen ist, haben sie sich angelegentlich über Stein- und Erdarten unterhalten, doch da Serenissimus etwas harthörig ist, hat der Doktor den Dolmetscher machen müssen. — Noch ein Lebenszeichen von Goethe. Er hat gestern morgen den Stadelmann gefragt: ob sich nicht einige Personen nach ihm

hätten erkundigen lassen, und die Zettel sehen wollen ... Es hat immer ein von Dr. Rehbein geschriebenes Bulletin auf dem Vorsaal gelegen, und um Sie auch durch den eigenen Ausspruch des Arztes zu überzeugen, schicke ich Ihnen das gestrige mit, welches Voigt mir geschenkt hat. „Unleidlichkeit, Mißbehagen" wird Sie nicht befremden, liebster Freund, denn ich denke Sie mir in ähnlichem Krankheitszustande auch eben nicht wie ein Lamm. — Über die Ignoranz der Ärzte soll Goethe verschiedentlich gewütet und der Dr. Rehbein sein bescheiden Teil abgekriegt haben ...

Der arme Knebel! Auch schon ganz mit dem Gedanken vertraut, den Freund, den Zeitgenossen verloren zu haben, setzt er sich gegen abend, als der Bote immer nicht kommt, hin und fängt ein Gedicht an den Abgeschiedenen an, welches so beginnt: Die Zeder ist gefallen ...

An Reinhard

[Weimar, 10. April 1823] Sogleich am zehnten Tage, als mein körperliches Dasein den Ärzten gerettet schien, dacht ich an den Erzbischof von Toledo und tat im stillen die Frage: ob mich wohl das große allwaltende Wesen im gleichen Falle für gleiches Schicksal bewahrt haben möchte?

Wohl überzeugt, daß niemand außer mir selbst die Antwort hierauf erteilen könnte, fing ich an, obgleich ohne Scheu und Sorge, mein geistiges Wesen, wie es konnte und wollte, für sich walten zu lassen. Sie gestehen mir gewiß, daß es eine schwierige Sache ist, solche psychische Beobachtungen gegen sich selbst auszuüben, indessen scheint es wohl zu gelingen; ich arbeitete zuerst das nächste aufgeschwollene Gleichgültige weg; die abschließliche Redaktion der Hefte, deren Druck während meiner Krankheit fortgegangen, deutete mir nach allen Seiten; in verschiedenen Fächern unterstützten die Freunde mich tätig, und so habe mich mit jedem Tage freier und heiterer befunden, ja, viel glücklicher und entschiedener als vor dem Eintritte der Krankheit, von der ich denn doch einige Vorahndung hatte, ohne zu wissen, wie ich ihr entgehen oder ihr vorbeugen sollte.

Nehmen Sie dieses Bekenntnis, mein Teuerster, so freundlich auf, als es mir wichtig scheinen muß; denn in dieser letzten Zeit war doch nur eine geistige Unterhaltung nach allen Seiten mein einziger Genuß,

ja das Element meines Daseins, worauf zu verzichten schwer gefallen wäre. Wir wollen indessen in Demut und Bescheidenheit dem Ferneren entgegengehen, was uns die Unerforschlichen zu bereiten haben mögen ...

An die Gräfin Auguste Bernstorff

[geb. Gräfin Stolberg, die den seit vierzig Jahren ruhenden Briefwechsel mit einem christlichen Mahnschreiben wieder aufgenommen.]
[Weimar, 17. April 1823] Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen teuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.
Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrigbleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.
Redlich habe ich es mein lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.
Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hierzulande ein so fröhliches Ansiedeln bereitet, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennenzulernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.
Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Äußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödlichen

Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.
Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.

Anfangs Juni 1823 kam der dreißigjährige Literat Johann Peter Eckermann, hinter dem eine ärmliche Kindheit und eine an Versuchen und Enttäuschungen reiche Jugend lag, nach Weimar, um Goethe „einmal einige Augenblicke persönlich nahezusein". Dieser erkannte die Redlichkeit seines Wesens und seine Fähigkeit reinen Nachempfindens und behielt ihn für immer, zunächst als Privatsekretär, bei sich. Mit der Zeit gewann er an ihm einen verständnisvollen Mitarbeiter und Anreger, der, dem Meister wie ein Jünger anhangend, ihm eine Fülle wertvollster Gedanken im Gespräch entlockte; daß Eckermann diese ohne eigene Zutaten festzuhalten und wiederzugeben verstand, sichert seinen einige Jahre nach Goethes Tode herausgegebenen „Gesprächen mit Goethe" unvergänglichen Wert.
Im Juli und August war Goethe wieder zur Kur in Marienbad, wo er mit seinem Herzog zusammentraf und täglich mit Frau von Levetzow und ihren drei Töchtern, Ulrike, Bertha und Amélie, verkehrte. Und jetzt, in täglichem Beisammensein, in Spiel und Tanz und heiterem Gedankenaustausch, steigerte sich die in den Vorjahren erwachte Zuneigung zu seinem neunzehnjährigen „Töchterchen" Ulrike von Levetzow zu tiefster leidenschaftlicher Liebe. Das jugendliche Herz des Vierundsiebzigjährigen schließt sich in unendlicher Lebenssehnsucht an dies junge Leben. Am 17. August siedelt die Familie von Levetzow nach Karlsbad über, am 25. trifft auch Goethe dort ein; am 28., seinem Geburtstag, dem „Tag des öffentlichen Geheimnisses", erreicht der „stufenweis beglückende" Verkehr in einem gemeinsamen Ausflug nach Ellbogen seinen Höhepunkt. Am 5. September trat Goethe schweren Herzens die Heimreise nach Weimar an. Er hat Ulrike nicht wiedergesehen. Bei den Seinen stieß der vorsichtig mitgeteilte Gedanke einer Wiederverheiratung auf den unfreundlichsten Widerspruch.

Ulrike, auf Veranlassung des Herzogs durch ihre kluge und taktvolle Mutter gefragt und beraten, konnte nicht ja und wollte nicht nein sagen, um Goethe nicht zu verletzen und ihm Zeit zu lassen, selber sich zu freiem Entsagen durchzuringen. Eine schwere Erkrankung im November schien ihm zu Hilfe zu kommen. Allein kaum genesen, wandte er sich in hoffender Sehnsucht der fernen Geliebten wieder zu, und es dauerte noch lange Monate, bis er zu völligem Verzicht die Kraft fand, um alsdann in wunschloser, unverlierbarer Freundschaft Ulrikens und der Ihrigen bis zu seinem Tode „unwandelbar" treu zu gedenken.

An Zelter

[Marienbad, 24. Juli 1823] Da Deine freundliche Stimme mir bis in diese Wälder folgt, entgegne sogleich mit heitern Worten, um zu vermelden, daß es mir besonders wohl geht. Denn vom Hause, nach einem so harten Winter, nach einer gewaltsamen Krankheit und einsam tätigen Monaten, beinahe lebensunfähig wegzugehen, war nicht zu verwundern. Reise, neue Gegenstände, Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder ins Leben...

So tun auch manche frühere Menschen-Verhältnisse gar wohl, indem sie Zeuge sind, daß man nach einer Jahres-Nacht Neigung und Wohlwollen nicht verschlafen hat.

Das Lokale im ganzen, besonders auch, wo ich wohne, ist der Geselligkeit günstig genug; es ist eine Terrasse von ansehnlichen Häusern, flankiert von zwei gleich großen Gebäuden; in jeder Stadt würden diese Baulichkeiten für etwas gelten. Der Großherzog wohnt in der Mitte, und glücklicherweise ist die ganze Nachbarschaft von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen. Ältere Verhältnisse verknüpften sich mit neuen, und ein vergangenes Leben läßt an ein gegenwärtiges glauben...

An die Schwiegertochter

[Marienbad, 4. August 1823] Ich gelangte erst um Mitternacht zu Hause, woraus Du erraten wirst, daß außer Tanz, Tee, Abendessen und Champagner, wovon ich nichts mitgenoß, sich noch ein Fünftes müsse eingemischt haben, welches auf mich seine Wirkung nicht verfehlte. Der Tanz war anmutig und wohlbelebt, prächtige, zierliche,

niedliche Tänzerinnen mehrerer Nationen taten sich hervor, Dich hätt ich wohl zu einer sehr artigen Polin gesellen mögen ...
Zum völligen Schluß dürfte noch eine Verlobung stattfinden; die Braut wäre hübsch und reich genug, der Bräutigam nicht von den Schlimmsten, dem ich das doppelte Glück gerne gönnen wollte.
Hiermit bin ich also am Ende meiner Komödie, die sich wenigstens auf eine befriedigende Weise nach altem Herkommen abzuschließen trachtet. Lebe wohl, schreibe mir bald mit ähnlicher Konfidenz. Ich habe nicht Lust, zunächst von hier wegzugehen; schöne Wohnung, die beste Nachbarschaft und seit einiger Zeit das herrlichste Wetter; von meinem Befinden will ich nichts sagen; aus Vorstehendem erhellt, daß meine Gebrechen mich wenigstens nicht hindern, vergnügt, ja beinahe glücklich zu sein. Küsse die Kinder und wiederhole die Zusage von vielen Pfeffernüssen. Der Gemahl wird sich reisefertig halten, denn wie ich nach Hause komme, mag er sich denn auch einmal auf seine Weise in der lieben Welt umsehn. Alles Gute mit Euch! Der treue Opapa.
[Marienbad, 18. August 1823] Dein Schreiben, allerliebste Tochter, kam wie aus einer andern Welt in dieses extemporierte Tagesinteresse, wo im Wirbel der verschiedensten Elemente sich ein gewisses Irrsal bewegt, das die Übel vermehrt, von welchen man sich befreien möchte. Denke nun zwischendurch vieles Würdige, das man erst erkennt, wenn es vorüber ist, so begreifst Du das Bittersüße des Kelchs, den ich bis auf die Neige getrunken und ausgeschlürft habe.
Wie ernst und groß in solchen Augenblicken Lord Byron mir erschienen, fühlst Du mit; es war, als wenn man auf einer Maskerade das Wichtigste, was nur aufs Leben einwirken möchte, unvermutet erführe.
Daß mein Gedicht an ihn, mit reinem Gemüt und Sinn geschrieben und abgesendet, wohl empfangen sein werde, war ungezweifelt; daß aber durch die wunderbarste Verwicklung der Wert dieser Zeilen erhöht und die Erwiderung so bedeutend sein sollte, das konnte nur eine dämonische Jugend bewirken, die etwas Frohes und Freundliches bezweckt und selbst mehr, als sie will und weiß, am Ende zu ihrem eigenen Erstaunen zu vollbringen berufen ist ...
[Kein ausländischer Dichter seiner Zeit hat Goethes Interesse so stark und andauernd erregt wie Lord Byron. „Dieser merkwürdige Mann hatte manches Freundliche schriftlich und mündlich durch Reisende begrüßend nach Weimar gelangen lassen, welches ich durch jene Stro-

phen zu erwidern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweise in Livorno, eben als er für Griechenland sich einzuschiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn noch zu einer schriftlichen Erwiderung vom 24. Juli 1823, die mir unschätzbar bleibt." — Byron, der auf eigene Kosten 500 griechische Freiheitskämpfer gegen die Türken ausgerüstet hatte, starb im April des folgenden Jahres zu Mesolongion im westlichen Mittelgriechenland an einem tückischen Fieber, noch nicht vierzig Jahre alt.]

An Zelter

[Eger, 24. August 1823] Auch ist es trostlos, von politischen Dingen, wohin man auch horcht, zu vernehmen. Mich von allen solchen wie von ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreien, hatte ich mich auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde in Dienst gegeben, da ich denn vor allen äußern Unbilden völlig gesichert war.

Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägerkorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesamtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Takte Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte. Und wenn ich jetzt bedenke: alle Woche nur einmal eine Oper zu hören, wie wir sie geben (einen Don Juan, Die heimliche Heirat), sie in sich zu erneuern und diese Stimmung in die übrigen eines tätigen Lebens aufzunehmen, so begreift man erst, was das heiße, einen solchen Genuß zu entbehren, der wie alle höhern Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaushebt.

Wie schön, wie notwendig wär es nun, daß ich an Deiner Seite zu verweilen Gelegenheit fände! Du würdest mich durch allmähliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Ursache jenes Phänomens anzusehen ist,

und mich nach und nach fähig machen, die ganze Fülle der schönsten Offenbarung Gottes in mich aufzunehmen. Nun muß ich sehen, durch einen klang- und formlosen Winter durchzukommen, vor dem mir denn doch gewissermaßen graut. Doch wollen wir mit gutem Humor und Mut auch die schwarzen Tage für uns und die Freunde zu nutzen suchen. Tausendfältiges treues Lebewohl!

An Frau von Levetzow

[und ihre Töchter, die Goethe in Karlsbad zurückgelassen hatte].

[Eger, 9. September 1823] Indem ich von Eger abzugehen mich bereite, lege ich ein Blatt vor mich hin, greife nach der Feder und finde sogleich, wie viel zu sagen, wie wenig auszusprechen ist. Denken Sie sich, liebe, teure Freundin, die vergangenen mehreren Wochen, besonders aber die letzteren, so werden Sie jeden Tag von meiner Dankbarkeit durchwoben finden, die ich jetzt einzeln weder ausdrösseln möchte noch könnte; ich schiebe daher alles Ihrem lieben Gemüte zu, das wird an meiner Stelle das Beste tun.

Und wenn ich mich nun zu der Tochter wende, so geht es mir ebenso; doch da sie selbst mit Worten nicht freigebig sein mag, so verzeiht sie mir wohl, wenn ich diesmal auch zurückhalte. Doch wenn mein Liebling (wofür zu gelten sie nun einmal nicht ablehnen kann) sich manchmal wiederholen will, was sie auswendig weiß, das heißt das Innerste meiner Gesinnung, so wird sich alles besser sagen, als ich in meinem jetzigen Zustand vermöchte. Dabei, hoff ich, wird sie nicht ableugnen, daß es eine hübsche Sache sei, geliebt zu werden, wenn auch der Freund manchmal unbequem fallen möchte.

Alle Leute berufen mich über meine gesunde Heiterkeit, ich danke jedermann zum allerschönsten; denn ich hör es gern, da es mich an alle die Heilmittel erinnert, durch die sie mir geworden ist. Sollte sie sich aufrechterhalten, so bringe ich sie zur Quelle zurück, sollte sie sich verlieren, so weiß ich, wo ich sie wiederfinden könnte.

Amélien sagen Sie das Freundlichste für den letzten Abend; ich habe nie gezweifelt, daß sie sei, wie sie sich da gezeigt hat. Sagen Sie ihr ferner: daß, wenn sie (ohne im mindesten sich zu genieren) nur das Übermaß vermeiden mag, alsdann nicht leicht ein junges Frauenzimmer sich selbst, den Ihrigen, den Freunden sowie der Gesellschaft erwünschter und angenehmer sein könnte.

Bertha, der holde Herankömmling, hat so schöne tiefe Töne in ihrem Organ; möge sie beim Vorlesen an mich denken und bei den Perioden, wo es sich schickt, tief anfangen, um hernach den Ausdruck in der Höhe steigern zu können.

Verzeihung! daß ich aus der Ferne den Schulmeister mache; wie gerne geschäh es in der Nähe! Denn wenn ich natürliche Vorzüge, glücklich eingeleitete Bildung bemerke, so kann ich mich nicht enthalten, mit wenigen Worten auf die nächsten Hindernisse hinzudeuten, von denen man sich oft länger als billig aufhalten läßt.

Dem Grafen Taufkirchen gönn ich alles Gute, besonders die vollständigste Schatulle von ganzem Herzen; aber verzeihen kann ich ihm nicht, daß er uns, obgleich mit interessanten Geschichten, um eine Abend-Vorlesung gebracht hat, worauf ich mich, vielleicht mit noch jemand, besonders gefreut hatte. Möge bei solchen Übungen Ulrike meiner freundlich gedenken, sich an das wenige, was ich bemerkt hatte, mit Neigung erinnern, so wird in kurzer Zeit der Bedeutsamkeit ihres Vortrags, dem ihre natürliche Anmut soviel Gefälliges gibt, gewiß nichts abgehen.

Und so wär ich denn doch wieder in dem lieben Kreise, aus dem ich mich herauszuwinden trachtete, wieder am runden Tisch, zwischen Mutter und Tochter, den Schwestern gegenüber, in häuslicher Vertraulichkeit.

Nun aber mahnt mich der Raum, abzuschließen. Ein neues Blatt darf ich nicht nehmen, sonst ging es ins Unendliche fort. Danken aber muß ich noch bündig und herzlich für die Blicke, die Sie mich in Ihr früheres Leben tun ließen, ich fühle mich dadurch näher verwandt und verbunden. Auch der Tochter möcht ich noch sagen: daß ich sie immer lieber gewonnen, je mehr ich sie kennengelernt: daß ich sie aber kenne und weiß, was ihr gefällt und mißfällt, wünscht ich ihr persönlich zu beweisen, in Hoffnung glücklichen Gelingens. So am Ende wie am Anfang treu anhänglich G.

Kanzler von Müller an Julie von Egloffstein

[25. September 1823] Und dabei war er so gemütlich, so vertraulich, als ich ihn lange nicht gefunden in diesen Tagen. Er erzählte mir viel vom Marienbade, besonders von der Frau von Szymanowska, die so wunderschön Klavier spielt, und sagte von ihr: Sie sei so schön und

liebenswürdig, daß man trotz ihrer zauberischen Töne froh sei, wenn sie aufhöre, um sie nur sprechen zu hören, und wieder umgewandt wünsche, sie möge nur wieder spielen, weil ihr Sprechen so sehr aufrege, daß man nur Ruhe bei ihrem Spiel wiederzufinden hoffen könne. Er sagte, ohne alle Einleitung sei er so schnell mit ihr bekannt geworden, wie man in einer milden reinen Luft sich alsobald heimisch fühle. Darauf holte er aus seinem Gartenzimmer ihre Handschrift, aus der er ihren Charakter demonstrierte, und las mir dann im höchsten Pathos sein Gedicht an sie vor, drei wunderschöne Stanzen. Wie strengte ich mich an, sie zu behalten, aber nur ohngefähr gibt die Anlage sie wieder.

Dagegen lautet das kleine Gedicht, was er ihrer Schwester, Fräulein Wolowska, ins Stammbuch schrieb, wörtlich also (sie glaubt nämlich wegen eines öfteren Seitenschmerzes bald zu sterben, und ein geistreicher junger Pole hatte ihr scherzweise ein Testament aufgesetzt, worin ihre einzelnen Tugenden an ebenso viele verschiedene Freunde legiert wurden):

Wohl hat dein Testament jedweden Reiz bedacht,
mit dem Natur so herrlich dich vollendet,
und jedem Freund ein reiches Teil vermacht,
großmütig jede Tugend ausgespendet;
doch wenn du Glückliche zu machen trachtest,
so wär's nur der, dem du dich ganz vermachtest.

Sie sehen also, daß seine Leidenschaft für Ulrike Levetzow wenigstens nicht exklusiv ist, und daß ich recht habe, zu behaupten, nicht dieses einzelne Individuum, sondern das gesteigerte Bedürfnis seiner Seele überhaupt nach Mitteilung und Mitgefühl habe seinen jetzigen Gemütszustand herbeigeführt.

Die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes und Ulrikens von Pogwisch schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivität sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie ist seit seiner Ankunft beständig krank und für ihn so gut wie unsichtbar. Daher macht ihn der grelle Kontrast gegen sein heiteres Badeleben mitunter höchst verstimmt und niedergebeugt ... Mir ist es noch immer gelungen, ihn aufzuheitern ... Nur vom Sohne her droht alles Übel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Pikierten spielt und sogar Ottilien mit sich nach Berlin nehmen will, wodurch alsdann erst alles verlorengehen könnte ...

[2. Oktober 1823] Von 5 bis 11 Uhr bei Goethe. Beim Eintreten gleich beschwichtigte er meinen Groll über Nichteinladung zum heutigen Mittag, wo Reinhards Geburtstag bei ihm gefeiert wurde, auf die freundlichste Weise ... Seine Äußerungen über Reinhard waren rührend: Ich lasse ihn sobald nicht fort, ich klammere mich an ihn an ... Hierauf erfolgte vertraulichste Mitteilung seiner Verhältnisse zu Levetzows. „Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein scharmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzu heftig liebt.

[7. Oktober 1823] Reinhard meinte, Goethe wolle die Seinigen mit der Marienbader Geschichte ein wenig foppen ...

Die Erregungen der letzten Monate führten im November zu einer heftigen Erkrankung; als deren Krisis glücklich überstanden war, kam Zelter für einige Wochen zum Besuch. „Mein (Zelters) Geschäft in Erfurt war in zwei halben Tagen abgemacht. Nun wasche mich, putze mich, freue mich, nehme Extrapost (24. November), komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen; niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Tür, ein weibliches Gesicht guckt zur Küche heraus, sieht mich, zieht sich wieder zurück. Stadelmann (Goethes Diener) kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich stehe noch an der Haustür: Soll man etwa wieder gehn? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? (Goethes Schwiegertochter.) — Nach Dessau. — Wo ist Ulrike? (Ottiliens Schwester.) — Im Bette. Mein Traum fällt mir ein, ich erschrecke. Der Kammerrat (Goethes Sohn) kommt: Vater ist nicht wohl; krank, recht krank. — Er ist tot! Nein, nicht tot, aber sehr krank. Ich trete näher, und Marmorbilder stehn und sehn mich an. So steig ich auf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehn. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, er soll davonkommen! Nein! er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk ... Schon zweimal hatte ich den Freund in ähnlichem, dem Tode nahen Zustande angetroffen und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehen. Diesmal

seine Genesung sozusagen befehligend, sah ich ihn von Stund an, zur Verwunderung der Ärzte, so schnell sich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Dezembers in völliger Munterkeit verlassen durfte."

An Frau von Levetzow

[Weimar, 29. November 1823] Ihr lieber, teurer Brief, meine Allerbeste, obgleich erwartet und gehofft, hat mich ganz eigentlich überrascht; denn so ist es mit ersehnten Freuden, daß sie, zaudernd, uns für die Ewigkeit auszubleiben scheinen. Eine unwillkürliche Bewegung, womit ich mir den fremden Poststempel und das bekannte Siegel sogleich anzueignen trachtete, werden Sie mir wohl zutrauen.

Und so erreich ich es denn, nach langem Entbehren, wieder in die Mitte des heitersten Familienkreises einzutreten und eines Zustandes, nunmehr in freier Luft, in Wein- und Obstgärten, wenn auch nur gedankenweise, mich zu erfreuen, eines Zustandes, der mich unter den zwar kurzen, aber doch goldnen Flügeln des herrlichen Straußes höchst glücklich gemacht hatte. Noch jetzt empfinde ich es nach, da eine heitere Vergangenheit, als wäre sie gegenwärtig, ihren reizenden Einfluß ununterbrochen fortsetzt. [„Goldener Strauß", Gasthof in Marienbad.]

Daß ein so schöner Herbst Ihnen gegönnt war, machte mir die reinste Freude, ich mochte an heitern Tagen Sie denken, wo ich wollte, so fand ich Sie unter freiem Himmel; und wenn nun gar Ihre liebenswürdige Erzählung mir die schönen böhmischen Gegenden durch eine frohe Tätigkeit der lieben Kinder belebt und die Landschaft erst recht durch die anmutigsten Figürchen heraushebt, so wüßte ich Gefühl und Einbildungskraft nicht angenehmer zu beschäftigen.

[Weimar, Silvesterabend 1823] Das alte Jahr, das mir so viel Schönes und Gutes gegönnt hat, soll nicht vorübergehen, ohne daß meine teuren Freundinnen abermals ein Wort des Grußes und Dankes vernehmen. Zwar hat der November mich nicht aufs beste behandelt, doch gibt die Aussicht auf den letzten und in dessen Gefolg auf den längsten Tag neuen Mut und Hoffnungen. Möge das alles nach Wunsch gelingen! . . .

Daß ich mit meinen Gedanken oft genug in Böhmen gewesen, lassen Sie mir gelten; was aber sagen Sie, wenn ich melde, daß eine Zeichnung vom Hasenberge, mit Klippen und Ruinen, mir ganz unerwartet neulich vor Augen trat. Ich betrachtete ihn mit einiger Scheu: ob

nicht etwa gar an und auf demselben mich die Strafe irgendeines Kirchenraubs oder sonstigen Vergehens, wie es auf Engelhaus der Fall war, drohend erwartete; doch will ich mir von so liebenswürdigen Richtern alles gefallen lassen, die ja wohl behilflich sind, das Allerschlimmste zu überstehen.

Wenn ein schlankes, liebes Kind sich niederbeugt und meiner gedenkend ein Steinchen aufhebt, so ist das zu den hundert Stellungen, in denen ich sie vor mir sehe, wieder ein neuer Gewinn; sie mag mir ja die Früchte ihrer Bemühung nicht vorenthalten ...

Und so bleibt mir eine neue Seite noch übrig, welche nur den geringsten Ausdruck meiner Gesinnungen und Wünsche zu fassen Raum genug gäbe. Zu gleicher Zeit aber steht der neue Wandkalender von 1824 vor mir, wo die zwölf Monate zwar reinlich, aber auch vollkommen gleichgültig aussehen. Vergebens forsch ich, welche Tage sich für mich rot, welche düster sich färben werden; die ganze Tafel ist noch in blanco, indessen Wünsche und Hoffnungen hin und wieder schwärmen. Mögen die meinen den Ihrigen begegnen! Möge sich dem Erfüllen und Gelingen nichts! nichts! entgegensetzen! Sagen Sie sich untereinander alles in traulicher Stunde, wie es auf der Terrasse, im Hin- und Herwandeln weitläufiger auszuführen wäre. Meine nächsten Aussichten aber, deren Gewährung ganz von Ihnen abhängt, lassen Sie mich nicht zu lange entbehren? Wo und Wie? haben meine Gedanken Sie aufzusuchen? Gute Nachrichten von allen herzlich Gegrüßten, den Herrn Grafen und die teuren Eltern mit eingeschlossen, mit Sehnsucht hoffend und erwartend treu anhänglich G.

[Weimar, 13. April 1824] Endlich ist der März vorüber, die Sonne steht höher, Schneeglöckchen, Krokus und andre niedliche Frühblumen seh ich in Büschel und Reihen vor meinem Fenster und kann glauben, daß die Freundinnen, abends am traulichen Tische versammelt, mir ein Plätzchen unter sich gönnen möchten.

Bisher habe ich Sie nur bei Festen, auf Bällen, im Theater mir denken können; da wird es denn wohl an aufmerksamen Verehrern nicht gefehlt haben, die ich zu beneiden mich nicht enthalten könnte.

Das Frühjahr ist also da! Wie wird es mit dem Sommer werden? Bei dieser Frage ist mir nicht ganz wohl zumute. Der verehrte Fürst scheint sich nach Westen hinzuneigen, da seine Diener den Osten im Auge behalten. Wie sich dieser Zwiespalt lösen wird, ist nicht vorauszusehen.

Sagen Sie mir indessen, teuerste Freundin, mit mehr Entschiedenheit, wenn es möglich ist, Ihre Aussichten, Plane, Vorsätze für die nächste Zeit; dadurch gewänne man, im ungewissen Falle, doch einen Anhalt, auf den man lossteuerte.

Ferner lassen Sie mich ja erfahren, wie Sie diesen Winter zugebracht; möge ich das Beste hören! Mich hat er nicht glimpflich behandelt; mein aus Osten mitgebrachter guter Humor, im Andenken so schöner Stunden, machte mich sicher, ich traute mir zuviel zu und mußte dafür büßen.

Die liebe Jugend ist wohl so froh als gesund, und ich kann mir sie im Freien denken; der Hühnerhof und der Hasenberg erscheinen mir manchmal, als wenn ich dagewesen wäre oder dort sein sollte.

So weit war schon zu Anfang des Monats geschrieben, und manches hing noch in der Feder, das nicht recht heraus wollte. Nun aber soll das Blatt ohne weitern Aufenthalt seinen Weg dahin nehmen, wo ich die Botschaft lieber selbst ausrichtete, obgleich im Augenblick ungewiß, wohin ich mich zu wenden hätte.

Gedenken Sie mein mit den lieben Kindern und gönnen mir die Hoffnung, daß ich, mit den gleichen Gefühlen und einigen unterhaltenden Druckheften ankommend, den Lieben an dem alten Plätzchen willkommen sein werde.

Indessen bleibt der zierliche Becher der Vertraute meiner Gedanken, die süßen Namenszüge nähern sich meinen Lippen, und der 28te August, wenn es nicht soweit hin wäre, sollte mir die erfreulichste Aussicht geben. Ein trautes Anstoßen und so weiter unwandelbar Goethe.

An Goethe von Frau von Levetzow

[Dresden, 28. August 1824] Wochen und Tage vergingen immer in stiller Hoffnung, Sie bei uns zu begrüßen, ehe der Sommer uns schwände, so verstrich die Zeit bis heute, wo wir — Gott weiß, aus welchem Glauben — doch wahrscheinlich, weil der Mensch gern glaubt, was er innig wünscht — Sie, verehrter Herr Geheimerat, zu sehen hofften, doch auch dieser Tag, den zwar viele Tausende mit uns feiern, aber gewiß nicht mit innigern Gefühlen für Ihr Wohl als wir begrüßen — ist schon halb verflossen, mit ihm schwindet nun die Hoffnung, Sie diesen Sommer zu sehen; nur trauernd ergreifen wir die Feder und vermögen nicht mit toten Buchstaben zu sagen, was kaum

das lebende Wort vermocht hätte, wie innig wir Sie lieben und verehren und Ihnen jedes Glück der Erde wünschen, und wie Ihre Freundschaft unser Glück, unsere Freude ist, möchte sie uns stets erfreuen, dies die innigen Wünsche meines Herzens! Freuen hätte es mich sollen, daß Ihre Gesundheit Sie dieses Jahr nicht in die Bäder führte, auch freue ich mich gewiß von ganzer Seele Ihres Wohlbefindens, hätte es nur nicht veranlaßt, daß ich Sie nicht sehe — sonst bin ich von dem abscheulichen Fehler des Egoismus nicht frei genug, Ihnen lieber ein kleines — aber gewiß ein recht kleines Leiden zu wünschen, denn ich denke, Sie hätten schon aus Liebe zu uns den kleinen Umweg über Dresden gemacht, wenn Sie einmal gereist wären. Doch jetzt muß uns die Hoffnung auf nächsten Sommer wieder erheben, wo ich recht schön bitte, uns nicht wieder durch vergebliches Hoffen zu kränken.
Wir blieben den ganzen Sommer hier, wo mir Hofrat Kreisig Heilung versprochen hatte; doch sie erfolgte nicht, und wohl kann ich sagen, daß ich mit schwerem Herzen in einigen Tagen nun von hier fortgehe, um die Töchter durch eine Reise durch das südliche Deutschland, vielleicht bis Straßburg, für den still verlebten Sommer zu entschädigen.
Bankier Zeis allhier übersendet mir alles sicher, im Fall mich eine baldige Antwort von Ihnen beglückte.
Mit inniger Verehrung und Freundschaft bin ich Ihnen, hochverehrter Herr Geheimerat, von ganzer Seele ergeben, mit welchen Gefühlen ich verharre Ihre wahre Freundin Amélie v. Levetzow.
[Nachschrift von Ulrike] Geehrter Herr Geheime Rat, heute vor einem Jahre hatten wir das Vergnügen, beinahe den ganzen Tag mit Ihnen in Ellbogen zuzubringen; damals nahmen wir uns sehr in acht, das öffentliche Geheimnis nicht durch Worte zu entheiligen, da Sie unsere Gefühle in unsern Mienen lesen konnten; heute ist es anders, aber gewiß nicht besser, denn wir entbehren das Glück, in Ihrer Gesellschaft zu sein, und darum dürfen wir auch aussprechen, was wir fühlen an dem Tage, der Sie uns und der Welt schenkte. Nehmen Sie daher unsere besten innigsten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit von uns mit freundlichem Wohlwollen an und erinnern sich entfernt zuweilen an Ihre ergebene Freundin Ulrike.
[Nachschrift von Amélie] Am 28. August 1823 sagte Ihnen, geehrter Herr Geheime Rat, ein einfaches Glas, daß wir uns dieses Tages und

Ihrer Freundschaft erfreuen; am 28. August 1824 muß an die Stelle des Glases ein Blatt Papier treten; das erstere hatten wir das Vergnügen, Ihnen selbst zu überreichen, dieses erhalten Sie durch fremde Hände; möchten Sie es doch ebenso freundlich annehmen wie jenes, dies ist die Bitte Ihrer ganz ergebenen Amélie.

[Nachschrift von Bertha] Auch der Namen der jüngsten Schwester steht auf jenem dem Andenken des heutigen Tages gewidmeten Glase, Sie sollen ihn auch hier nicht vermissen, geehrter Herr Geheime Rat, denn auch ihr ist das Andenken an Sie und die vergnügten Stunden, die wir so glücklich waren in Ihrer Nähe zuzubringen, wert und teuer, darum erlauben Sie, daß ich meine Wünsche für Ihr Wohl mit jenen meiner Schwestern vereinige und mich Ihrer ferneren Freundschaft empfehle. Ihre ganz ergebene Bertha. Dresden, den 28ten August.

An Frau von Levetzow

[die mit ihren Töchtern Weimar passiert hatte, ohne Goethe zu besuchen oder zu benachrichtigen. Während des Pferdewechsels hatten ihn die Damen von der Post aus gesehen, von ihm nicht bemerkt] [Weimar, 18. Oktober 1824] Also wieder ein Ausrufungszeichen —¡— und zwar ein umgekehrtes. Denn fürwahr, so, wie jenes gemeinsame Blättchen mich entzückte, so betrübt mich die letzte Nachricht, und wie dort, so kann ich jetzt auch keine Worte finden.

Es trifft zu, ich bin jenes Tages an der Post vorbeigefahren, habe Personen, am Tor stehende, begrüßt, aber nicht gedacht, daß ich ganz andere dort hätte begrüßen sollen. Ich will nun auch nicht mehr an Vorahnungen und sonstiges geheimes Andeuten im mindesten glauben, da so viel Schönes und Liebes unempfunden bei mir vorübergehen können.

Indessen ich mir einen Augenblick wünschte, recht herzlich auszusprechen, wie schön mich die vierfache Zuschrift entzückt hatte, wie ich so ganz mich unter Sie versetzt fühlte, als Sie den zierlichsten Gedanken ausführten und mit niedlicher Schrift ein wahres Familienwohlwollen so lieblich ausdrückten. Zweifelten Sie aber in der Folge, vielleicht nicht unbillig, an meinen unwandelbaren Gesinnungen, so möcht ich doch zu meinem Troste denken: dieser Zwiespalt sei nicht ganz einstimmig gewesen, ein und das andere holde Gemüt habe zu meinen Gunsten gesprochen. Und so möcht ich wohl Ulriken, das sanfte,

ruhige Kind, auf ihr Gewissen fragen: ob ihr nicht irgend etwas zu meinem Vorteil aufgegangen sei? Ganz gewiß war hie und da in dem einzelnen Herzen etwas, das mich lossprach, wenn der ganze Kreis mich verdammte ...

[Weimar, 3. Februar 1825] Und so will ich also nur zu dem lieben Familienblatte zurückkehren, das mir gar manchen einsamen Winterabend Gesellschaft leistete. Ich zündete ein paar Lichter mehr an, nahm es vor Augen und fühlte mich jederzeit in Ihre Mitte versetzt. Da segnete ich denn jenen glücklichen Gedanken oder vielmehr das reine Gefühl, das Ihnen eingab, sich mit dem lieben Blatte zu beschäftigen und mir, in der Überzeugung, daß ich einen herzlichen Ausdruck Ihres gemeinsamen Wohlwollens gar wohl durch meine treue Anhänglichkeit verdient, einen solchen Beweis zukommen lassen. Gewiß, ich fand mich dadurch oft unter Ihnen, wohin ich mich stets wünsche, und wiederholte das Erfreuliche, was mir drei Sommer in Ihrer Gegenwart und Umgebung zuteil geworden.

Mich, am vergangenen 28. August, in Dresden zu erwarten, war meine Ahnung vollkommen richtig; denn der Gedanke, zu Tag und Stunde dort einzutreffen, stand auf dem Punkte, in Vorsatz überzugehen, und nur die vielfachen Verhältnisse, die mich an jenem Orte hin und her gezogen, und zwar nicht zerstreut, doch in Unruhe versetzt hätten, konnten mich abhalten, einen Schritt zu tun, von dem ich mir das Allerliebste zu versprechen hatte ...

Möchte Sie Gegenwärtiges in gutem Befinden und freudigen Zusammensein glücklich antreffen und das schöne Straßburg sich um Sie durch manche lustige Winterunterhaltung recht verdient gemacht haben. Dabei darf ich aber wohl gestehen, daß mich die schwankende Gesundheit der guten Mutter in einiger Sorge läßt, die sich noch verstärken würde, wenn ich die Werte nicht so gut und treulich umgeben wüßte ... Unter tausend Grüßen treu angehörig ...

An Friedrich Maximilian von Klinger

[Klinger war einige Jahre nach Goethe in Frankfurt geboren und in ärmlichen Verhältnissen herangewachsen. Als junge Männer hatte die gemeinsame Begeisterung für deutsche Dichtung Goethe und Klinger zu Freunden gemacht. 1776 hatte Klinger, dessen Drama „Sturm und Drang" der literarischen Bewegung jener Zeit den

Namen gegeben, vergeblich gehofft, mit Goethes Hilfe in Weimar sein Glück zu machen. Klinger war dann in russische Dienste getreten und inzwischen Generalleutnant, auch Kurator der Universität Dorpat geworden. Er starb ein Jahr vor Goethe, der bei dieser Todesnachricht bekannte: „Das war ein treuer, fester, derber Kerl wie keiner."]

[7. Oktober 1824] Den nächsten 7. November tret ich ins fünfzigste Jahr meines Hierseins; vor der Reihe einer dorther sich spinnenden Erinnerung möchte einem fast grauen, wäre man nicht nach einem so weiten überschifften Zeitraum doch noch bei sich selbst und bei seinen teuersten Freunden. Ich zähle noch gar viele Zeitgenossen, die nur wenig jünger sind als ich, und so kann man sich gar mannigfaltiger gemeinsam ausgegangener guter und nachhaltiger Wirkungen gar wohl getrösten. Unser Verhältnis ist wohl das älteste, möge es in diesen Tagen fort und fort gesegnet sein!

Maximilian Heine erzählt

[Maximilian Heine, geboren 1807 zu Düsseldorf, gestorben 1879 als russischer Staatsrat zu Berlin, ließ 1868 erscheinen: „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie".]

[1. Oktober 1824] Goethe empfing Heinrich Heine mit der ihm eigenen graziösen Herablassung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht gerade über das Wetter, bewegte sich auf sehr gewöhnlichem Boden, selbst über die Pappelallee zwischen Jena und Weimar wurde gesprochen. Da richtete plötzlich Goethe die Frage an Heine: Womit beschäftigen Sie sich jetzt?

Rasch antwortete der junge Dichter: Mit einem Faust.

Goethe stutzte ein wenig und fragte in spitzigem Tone: Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?

Heine erwiderte schnell: Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Exzellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet, und empfahl sich.

Eckermann erzählt

[unterm 22. März 1825, nachdem in der vorangegangenen Nacht das Theater niedergebrannt war].

Der heutige Brand des Hauses, sagte ich, in welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren soviel Gutes gewirkt, beschließt gewissermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar sobald

nicht zurückkommen dürfte. Sie müssen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolge, den es hatte, viel Freude erlebt haben! — Auch nicht geringe Last und Not! erwiderte Goethe mit einem Seufzer. — Es mag schwer sein, sagte ich, ein so vielköpfiges Wesen in gehöriger Ordnung zu halten. — Sehr viel, erwiderte Goethe, ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehen der Person gilt. Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talents, das leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen; das andere will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es erraten. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt, als mein augenblickliches persönliches Glück...

[27. März] Ich hatte wirklich einmal den Wahn, sagte Goethe, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen, und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine Iphigenie und meinen Tasso und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein, es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie und den Tasso geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie gesagt, es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.

[27. April] Gegen Abend zu Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen lassen. Ehe wir fahren, sagte er, will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt. Daß Du der Mann nicht bist, schreibt Zelter unter anderm, dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen.

Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andre Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es.

Goethe sah mich an, und wir lachten. Zelter ist brav und tüchtig, sagte er, aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verstehen und meinen Worten eine falsche Auslegung zu geben. Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! Allein hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede sein — und nun gar von einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können ...

Indessen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es geraten, wieder in die Stadt zurückzufahren ...

Zelters Brief lag noch auf dem Tische. Es ist wunderlich, gar wunderlich, sagte Goethe, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät. Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten, egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann anders? ...

Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden

und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich — was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte, und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als die seinigen ...

An Zelter

[30. Oktober 1824] Ich schließe nun auch das naturwissenschaftliche Heft, das dieses Jahr unschicklicherweise retardiert worden, redigiere meine Korrespondenz mit Schiller von 1794 bis 1805. Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich gegenseitig expektorieren. Mir ist dabei wunderlich zumute, denn ich erfahre, was ich einmal war.

Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand, in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Übertätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern; so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Wertes herauskommt. Höchst erbaulich wird es sein; denn jeder tüchtige Kerl wird sich selbst daran zu trösten haben.

[6. Juni 1825] Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wo nach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode [wonach die Schüler sich gegenseitig unterrichten] und was nicht alles.

Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich

selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.

An Frau von Levetzow

[Weimar, 17. Juni 1825] Sie sagten einmal, teuerste Freundin, das liebliche Wort: Sie könnten Marienbad nicht ohne mich denken, und sind nun überzeugt, daß ich jetzt gerade in dem Fall bin, mich nicht ohne Marienbad denken zu können. Die schönen Tage des Monats lassen mich nicht im Hause verweilen, und wenn man draußen ist, so möchte man denn auch über alle Berge; und ich weiß recht gut, über welche.

Sollen denn nun meine lieben schlanken Gestalten quer über die Terrasse hüpfen oder der Länge nach hin und her wandeln, und ich soll weder Zeuge des einen, noch Geselle des andern sein!

Alle meine Freunde wollen mich von hier weg, denn sie merken wohl, daß mir etwas fehlt, das ich auswärts suchen sollte; treten die Ärzte nun gar hinzu und raten das gleiche, so können Sie denken, daß ich unruhig und ungeduldig werde.

Ganz sicher sind Sie nicht vor mir, denn käm' ich auch nur zum Besuch auf wenige Tage, so sollten das schon Festtage werden, wenn sie sich an die schönen vom Goldnen Strauß anschließen wollten; von meiner Seite würde sich alles finden wie damals; und hofft man nicht Erwiderung, die man wünscht? . .

An Marianne von Willemer

[In den mitgeschickten Kästchen befand sich, für Marianne in Silber, für Riese und den Wohlgesinnten in Bronze, die 1824 geprägte Schaumünze mit Goethes Reliefporträt nach Rauch.]

[Weimar, 17. Juni 1825] Sie haben, allerliebste Freundin, wahrscheinlich vernommen, daß ich beschäftigt bin, dasjenige, was von mir auf dem Papier schwarz und weiß übrigbleibt, in Zucht und Ordnung zu bringen. Ich würde dessen nicht erwähnen, gälte es nicht eine Entschuldigung, daß ich so lange nichts von mir sehen ließ. Darf ich doch hoffen, daß die in Ihr liebes Herz eingeschriebenen Zeilen immer frisch lebendig bleiben, ohne eines neuen Ein- oder Abdrucks zu bedürfen.

So verzeihen Sie auch Beikommendes! Wunderlich sieht es aus, daß

ich Sie immer mit meinen alten Zügen bestürme; doch habe ich gerade nichts anders zur Hand, und ich möchte doch nicht gerne leer vor Ihnen erscheinen.

Das viereckte rote Kästchen sei Ihnen gewidmet; eines der runden geben Sie Freund Riesen mit dem herzlichsten Gruß, das andere irgendeinem Wohlgesinnten. Behalten Sie mich lieb und sagen mir's manchmal; das ist die beste Bewirtung der Abwesenden. Diesen Sommer komme ich wahrscheinlich nicht von der Stelle.

An Felix Mendelssohn

[der sein H-Moll-Quartett übersandt hatte].

[Weimar, 18. Juni 1825] Du hast mir, mein teurer Felix, durch die gehaltvolle Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; obschon angekündigt, überraschte sie mich doch. Notenstich, Titelblatt, sodann der allerherrlichste Einband wetteifern miteinander, die Gabe stattlich zu vollenden. Ich habe sie daher für einen wohlgebildeten Körper zu achten, mit dessen schöner, kräftig-reicher Seele Du mich zu höchster Bewunderung schon bekannt machtest. Nimm daher den allerbesten Dank, und laß mich hoffen, Du werdest mir bald wieder Gelegenheit geben, Deine staunenswürdige Tätigkeiten in Gegenwart zu bewundern. Empfiehl mich den würdigen Eltern, der gleichbegabten Schwester und dem vortrefflichen Meister. Möge mein Andenken in solchem Kreise immerhin lebendig dauern.

1825 war das Jahr der Jubelfeste. Zunächst kam mit dem 3. September das der fünfzigjährigen Regierung Karl Augusts. Schon um sechs Uhr morgens fand sich sein „beglücktester Diener" Goethe als erster Gratulant ein, von Rührung übermannt: „... Bis zum letzten Hauch beisammen." ... „O achtzehn Jahr und Ilmenau", rief der Großherzog; „... gedenken wir aber dankbar daran, daß uns auch heute noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Luft und Licht / und Freundeslieb —
ermüde nicht / wenn das noch blieb ..."

An S. Boisserée

[14. September 1825] Schon seit zwei Wochen leben wir in einer buntbekränzten, das seltenste Fest feiernden Stadt. In- und Ausländer aller Stände und jeden Geschlechts nahmen freudig teil, und es hat

noch kein Ende. Die Kinder jauchzen mit Fähnlein in den Händen, die Jugend zieht gepaart täglich zum Tanze, die Männer schauen ernsthaft-heiter drein, und wer an Ort und Stelle die fünfzig Jahre rückwärts wieder zur Erinnerung rufen kann, dem ist wunderlich zumute.

Unendlich angenehm war mir's in diesen Tagen auch die Wiederherstellung alter teurer Verhältnisse und den Abschluß eines so wichtigen Geschäftes durch Ihre Vermittlung zugleich feiern zu können. Das ewige hohe Vorbild von Neigung, Liebe, Freundschaft und Vertrauen zeigt freilich, sobald es in die irdische Tätigkeit eintritt, ein herrliches, verklärtes Angesicht, an dem sich selbst der müde Wanderer erquickt und verklärt.

Herrn von Cotta habe dankbar anerkennend geantwortet; sobald ich mich nur einigermaßen sammeln kann, erfolgt das weitere. Indessen zeigen beikommende wenige Zeilen, daß wir nun vollkommen gesichert sind und unser Werk mit Lust und Mut antreten können ... [Es handelte sich um die mit Cotta in Stuttgart, der seit 1806 der alleinige Verleger Goethes war, vereinbarte Ausgabe der sämtlichen Werke in vierzig Bänden, für deren Verlagsrecht auf zwölf Jahre Brockhaus in Leipzig im Juni 70 000 Taler geboten hatte.]

Zur goldenen Hochzeit des fürstlichen Paares am 3. Oktober überreichte Goethe der Großherzogin Luise eine Denkmünze, die der Erinnerung an ihre herrliche Haltung während der Katastrophe von 1806 gewidmet war.

Der 7. November sollte nach Karl Augusts Willen nicht nur zur Erinnerung an Goethes vor fünfzig Jahren erfolgte Ankunft in Weimar, sondern auch als dessen fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert werden. „Denn", bemerkte der Großherzog in einem Erlaß an den Kanzler Friedrich von Müller, „Goethe hat nicht erst mit der Abschwörung des körperlichen Eides [bei seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst am 11. Juni 1776], sondern schon mit dem ersten Moment seines Aufenthaltes hier für Weimars Wohl und Ruhm zu wirken und zu schaffen begonnen."

An Goethe selbst aber schrieb er, an diesen Gedanken anknüpfend: „Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staats-

dieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Neigung, Treue und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte."
Das Glückwunschschreiben ward zu besonderer Ehrung des Gefeierten öffentlich angeschlagen, der, als er davon erfuhr, unter Tränen ausrief: „Das ist Er!" Eine besondere Freude bereitete der Großherzog von Mecklenburg dem greisen Dichter dadurch, daß er ihm die alte Uhr aus dem Elternhause zu Frankfurt schenkte. Auch sonst trafen von allen Seiten Ehrengaben ein, an Doktordiplomen und Votivtafeln war kein Mangel, im Rathaussaal ward festlich getafelt, und Goethes Sohn erhielt für sich und seine männlichen Nachkommen das Ehrenbürgerrecht der Stadt Weimar. Abends ward Goethes „Iphigenie", von der der Großherzog eine Prachtausgabe herausgeben ließ, im Theater aufgeführt, und zwar mit einem vom Kanzler Friedrich von Müller verfaßten Prolog, bei dem Goethes Büste auf der Bühne bekränzt ward:

„Nun wird, Ihm selbst aufs herrlichste zu lohnen,
die edle Stirn mit ew'gem Schmuck belaubt."

Noch zu später Stunde strahlte Weimar in hellem Lichterglanz, von einer festlichen Nachtmusik durchrauscht.
Der Großherzog hielt den Tag durch eine goldene Denkmünze fest; Goethe schrieb in sein Tagebuch nur das schlichte und vielsagende Wort „Feierlichster Tag".

An Frau von Levetzow

[Weimar, 1. November 1825] Mit vieler Freude erhalt ich, teuerste Freundin, Ihren lieben Brief, der mir ein vollgültiges Zeugnis gibt, Sie seien von einer Krankheit wiederhergestellt, die, wie ich vernommen hatte, gefährlich bedrohte, und woran ich in Furcht und Sorge herzlichen Anteil nahm. Seien Sie aufs neue im Leben zu Freude und Glück treulichst willkommen! Und so nehm ich denn auch an allem, was Ihnen Gutes begegnet, meinen freundschaftlichsten Teil und freue mich von Herzen über das holde Geschick Amaliens. Sie soll an mich denken, wenn es ihr beigehen sollte, Freund und Gemahl gelegentlich zu necken.

In Gedanken spazierte gar oft mit unserer lieben geliebten Ältesten auf der Terrasse hin und wieder. Die schöne Gewohnheit, einige Sommermonate zusammen zu sein, sollte mir diesmal ausgehen, und ich hätte es nicht ertragen, Sie ohne mich zwischen jenen Fichtenwäldern zu wissen, hätte mich die schönste und notwendigste aller Pflichten nicht in meinem nächsten Kreise gehalten.

Nun aber, da ich weiß, wohin ich Beikommendes adressieren kann, versäume ich nicht zu sagen, wie auf eine unbeschreiblich mannigfaltige Weise unser hohes Fest gefeiert worden ...

Mich findet Ihre Gunst immer mit unveränderlichen Gesinnungen an der alten Stelle ...

Lassen Sie mich zum Schluß der teuren Ulrike nochmals namentlich gedenken.

An Goethe von Zelter

Montag, den 7. November 1825. Heut also ist der Tag, und eben jetzt haben sie Dich in der Klemme. Holl wiß! alter Gesell und laß Dich machen! Noch einmal soll das starke Herz stichhalten. Es will schon was sagen! Ich habe an der Hälfte beinahe zuviel gehabt, bin aber noch so davonkommen, daß es nur geritzt hat. Was mich gerettet hat, war der Gedanke: die unschuldige Ursache abzugeben, wodurch die andern alle einen guten Tag haben. Und so wirst Du etwa auch tun — noscimus!

Dienstag, den 8. November 1825. Wohl bekomme Dir die Brautnacht! Wenn solch ein Jubiläum keine Hochzeit ist, so weiß ich keine: Du Weltbräutigam der Zeit und Ewigkeit! Der Herr segne Dein Geschlecht bis ins tausendmaltausendste Glied! Daß mein Champagner nicht ist geschont worden, gehört in die Geschichte, wenn ich nur recht hätte mittrinken können! Ich gehe, wie Du meinst, meinen alten Gang, lese täglich Kollegium ohne Aufsehn und Hörsaal, mitunter gratis et frustra, aber hell und munter; wobei ich selbst das meiste profitiere und mich manchmal wundere, wie eine Fläche soviel Seiten hat; auch kommt man wohl zuweilen in Schuß, und da könnte es nicht schaden, wenn's einer anmerkte und behielte — doch: Gut Korn geht nicht verlorn.

An Zelter

[26./29. November 1825] Laß uns auf unserer Weise beharren! fühlen und gewahr werden, denken und tun, alles übrige ist vom Übel. Die

neuere Welt ist den Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter treiben und haben.
Deine Büste ist zu allseitiger Freude unbeschädigt angekommen, alles Dankes wert, indem sie Dich, den Ersehnten, so nahe heranbringt; nur find ich, wie bei der meinigen auch, eine gewisse Übertreibung der Züge, die bei näherer Bekanntschaft nicht wohltut.
So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohltätigen Einflusses; nach und nach erhol ich mich vom siebenten November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hinterher, daß eine dergleichen Anstrengung notwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat ...

An J. H. Küstner

[aus Frankfurt, Bankier und weimarischer Generalkonsul zu Leipzig. Sein Bruder Karl Theodor war Theaterdirektor zu Leipzig].
[Weimar, 24. Dezember 1825] Es ist noch dieselbe Stadt Leipzig, in die ich, gerade nunmehr sind es sechzig Jahre, mit der Welt völlig unbekannt, voll Zutrauen und Hoffnung eintrat; dieselbigen Straßen sind es noch, in denen ich auf- und abwandelte, dieselben Häuser, wo ich ein- und ausging, und vielleicht dieselben Zimmer, die mich als junges wunderliches Wesen so freundlich aufnahmen; sie sind es noch, wo nunmehr nach einem solchen Zeitraum von neuerworbenen Freunden eine ehrenhafte Feier meiner Ansiedelung in der Nachbarschaft, als bedeutend für die Gegend und für mein Vaterland folgereich, in diesen letzten Tagen veranstaltet worden. Je mehr ich die Vergangenheit überschaue, wie sie sich zur Gegenwart herangebildet hat, desto mehr habe ich mich zu fassen und das Glück anzuerkennen, das meinem unablässigen Streben geworden ist.
Da der Trieb, das Gute und Wünschenswerte zu verwirklichen, von jeher alle Welt in Tätigkeit setzte, so darf ich mich wohl erfreuen, daß gerade das meiner Natur gemäß war, was auf jene Zwecke hindeutete; denn gerade, wenn ich meine zufälligen und vorsätzlichen Einwirkungen auf die Außenwelt im Laufe meines Lebens betrachtete, so hätte ich oft zweifeln können, ob im einzelnen das, was ich zu leisten wünschte, auch zu billigen sei; wenn aber zuletzt der Rechnungsabschluß, die Vergleichung des Sollen und Haben, zu meinen Gunsten

ausfällt, dergestalt, daß die Besten meiner Nation sich daran erfreuen und mit Eifer und Lebhaftigkeit auf die anmutigste Weise es anerkennen, so habe ich weiter nichts zu wünschen, als nur die übrige Zeit, welche mir zu verweilen vergönnt ist, in einem solchen Gleichgewicht zu bleiben, daß ich weder an mir selbst, noch ein anderer an mir jemals irrewerden könne.

An Zelter

[30. Dezember 1825] Jetzt, da ich nicht mehr ins Theater gehe, sonst nichts damit verkehre, nur aber meine Kinder und sonstiges nachwachsendes Lebevolk zu beobachten habe, gehen mir ganz eigene Lichter auf. Immer nehmen sie Partei: bald seh ich sie in gerechten Urteilen klar und verständig, bald in Vorurteilen und Vorlieben ungerecht befangen, und was alles daraus folgt, wie es uns längst bekannt ist; aber ich begreife doch erst das Mißbehagen der Danaidenarbeit während so vieler Jahre, in welchen ich bemüht war, die wirklich großen, der Bühne verliehenen Vorzüge in Wirklichkeit zu setzen und zur Evidenz zu bringen.

An K. G. Carus und E. J. d'Alton

[Carus (1789—1869), Physiolog, war Königlicher Leibarzt und Spitaldirektor zu Dresden, „Naturphilosoph" im Sinne Schellings. Von seinen vielen Büchern waren um jene Zeit schon erschienen: 1. Lehrbuch der Zootomie (mit 20 von ihm selbst radierten Kupfertafeln), Leipzig 1818; 2. Lehrbuch der Gynäkologie, Leipzig 1820; 3. Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie. Erstes Heft, Leipzig 1826; 4. Von den äußern Lebensbedingungen der weiß- und kaltblütigen Tiere, Leipzig 1824. — D'Alton (1772—1840), Archäologe und Kunstforscher und Kupferstecher zu Bonn. Sein Tafelwerk: Vergleichende Osteologie (Knochenkunde).]

[7. Januar 1826] Wenn ich das neueste Vorschreiten der Naturwissenschaften betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wandrer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, das heranwachsende Licht mit Freuden anschaute und die Erscheinung des großen Feuerballes mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten derselben die Augen wegwenden mußte, welche den gewünschten, gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zuviel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich-

wenn ich Herrn Carus' Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannigfachsten Leben durchführt und das große Geheimnis mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Rege wird sodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Altons Arbeit betrachte, der das Gewordene, und zwar nach dessen Vollendung und Untergang, darstellt und zugleich das Innerste und Äußerste, Gerüst und Überzug künstlerisch vermittelt vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet. So seh ich auch hier, wie jenes Gleichnis paßt. Ich gedenke, wie ich seit einem halben Jahrhundert auf eben diesem Felde aus der Finsternis in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeschritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinste Licht, jeder Erkenntnis und Einsicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und, indem es meine folgerechten Wünsche erfüllt, mein sehnsüchtiges Bestreben vollkommen rechtfertigt.

An den Senat der Freien Stadt Frankfurt

[13. Januar 1826] Niemand wird leugnen, daß demjenigen ein besonderes Glück zugedacht sei, der sich gern und mit Freuden seiner Vaterstadt erinnert. Mir ist es geworden, indem ich mich rühmen darf, durch Geburt einer der vier Städte anzugehören, welche ihre Freiheit von den ältesten Zeiten her bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Gewiß ist kein schönerer Blick in die Geschichte als derjenige, der uns belehrt, wie die Städte des nördlichen und südlichen Deutschlands durch Tätigkeit, Rechtlichkeit, Zuverlässigkeit die bedeutendsten Körper gebildet und sowohl über dem Meere als über den Bergen, indem sie Leben und Handel verbreiteten, sich die größten Vorteile zu sichern wußten. Daher ist solchen Korporationen anzugehören für den denkenden und fühlenden Menschen von der größten Wichtigkeit, und er ehrt sich selbst, wenn er auszusprechen wagt, daß er des treuen biedern Sinnes seiner frühesten Stadtgenossen sich, auch entfernt, unter den mannigfaltigsten Umständen und Bedingungen nicht unwert zu erweisen das Glück hatte, ja, wenn man ihm das Zeugnis nicht versagt, daß er den gemäßigten Freisinn, eine rastlose Tätigkeit und geregelte

Selbstliebe, wodurch seine Mitbürger ausgezeichnet sind, an sich in den vielfältigsten Lagen zu erhalten getrachtet hat ...

An Cotta

[3. Februar 1826] Da sich die Beruhigung, zu der unser Geist gelangt, nicht mit Worten und Zeichen ausdrücken läßt, so erlaube ich mir, Ew. Hochwohlgeboren im allgemeinen das Höchstbedeutende zu sagen: daß ich seit Jahren erst in diesen Stunden eine wahrhafte Zufriedenheit empfinde, wo ich gewiß bin, daß die Resultate meiner literarischen Tätigkeit in Ihre Hände gelangt sind; ein gültigeres Zeugnis wechselseitigen Vertrauens konnte nicht gegeben werden.
Schritt für Schritt wird sich dartun, daß ich kein ander Geschäft mehr habe, als diese Ergebnisse meines Lebens uns beiderseitig zu Ehr und Vorteil abzuschließen. Sie handeln im gleichen Sinne, und da ist denn wohl keine Frage, daß wir etwas Wertes und Würdiges zutage fördern werden ...

An Reinhard

[Weimar, 12. Mai 1826] Überhaupt muß ich mich jetzt sehr zusammennehmen und, mehr als jemals, alles Polemische an mir vorübergehen lassen. Der Mensch hat wirklich viel zu tun, wenn er sein eigenes Positive bis ans Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt uns zuletzt die Überzeugung, daß gar vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte: der Weltgeist ist toleranter als man denkt ...

An J. T. Danz

[Professor der Theologie zu Jena, literaturkundiger Kirchenhistoriker.]
[Sommer 1826] Ja gewiß, wenn wir trachten, daß Gesinnung, Wort, Gegenstand und Tat immer möglichst als Eins erhalten werde, so dürfen wir uns für echte Nachfolger Luthers ansehen, eines Mannes, der in diesem Sinne so Großes wirkte und auch irrend noch immer ehrwürdig bleibt. Wer an solchen Überzeugungen festhält, wird sich seines eigenen Wirkens erfreuen und auch da, wo er es gehindert fühlt, ruhigen Geistes bleiben. Es betrübt ihn, aber es trübt ihn nicht, wenn er in Künsten, Wissenschaften und sonst vielfach im Leben das Pfäffische heranschleichen sieht, wie es, den menschlichen Schwächen sich fügend, einen Tag nach dem andern sich anzueignen, bildsame Jüng-

linge zu umspinnen, den Eigensinn der Männer zu stärken und sich so eine bequeme Herrschaft einzuleiten weiß . . .

An Goethe von Frau von Stein

[28. August 1826] Tausend Glück und Segen zum heutigen Tag. Mögen die Schutzgeister auf dem himmlischen Reichstag befehlen, daß alles Liebliche und Gute Ihnen, geliebter Freund, erhalten werde und mit aller Hoffnung aufs Künftige ohne Furcht verbleibe, mir aber erbitte ich, verehrter Freund, Ihr freiwilliges Wohlwollen auf meiner noch kurzen Lebensbahn. Charlotte v. Stein.

An Frau von Stein

[29. August 1826]

Des Menschen Tage sind verflochten,
die schönsten Güter angefochten,
es trübt sich auch der freiste Blick.
Du wandelst einsam und verdrossen,
der Tag verschwindet ungenossen
in abgesondertem Geschick.
Wenn Freundes Antlitz Dir begegnet,
so bist Du gleich befreit, gesegnet,
gemeinsam freust Du Dich der Tat.
Ein zweiter kommt, sich anzuschließen,
mitwirken will er, mitgenießen,
verdreifacht so sich Kraft und Rat.
Von äußerm Drang unangefochten,
bleibt, Freunde, so in eins verflochten,
dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen!
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen,
das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Beiliegendes Gedicht, meine Teuerste, sollte eigentlich schließen: „Neigung aber und Liebe nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann." Und so für und für!

[Charlotte von Stein starb nach Vollendung ihres fünfundachtzigsten Lebensjahres am 6. Januar 1827. Sie hatte noch angeordnet, daß ihr Sarg nicht an Goethes Hause vorübergetragen werden sollte, weil

ihn der Anblick angreifen könnte. Aber die städtischen Begräbnisordner richteten sich nicht nach diesem Wunsche, da eine so vornehme Tote nur auf dem Hauptwege zum Friedhofe geleitet werden dürfte. Goethe ließ sich bei der Bestattung durch seinen Sohn vertreten.]

An Reinhard

[Weimar, 20. September 1826] Übrigens ist das Weltwesen so groß und erstaunlich, daß ich mir wie auf einem kleinen Boote durch die große Kriegsflotte mich durchwindend erscheine. Schwimmt doch alles neben mir, aber dem Auge nicht meßbar und dem Sinne nicht faßlich.

An S. Boisserée

[Weimar, 22. Oktober 1826] Verzeihen Sie, mein Bester, wenn ich Ihnen exaltiert scheine, aber da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts Besseres zu tun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Tätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glücks, solange es mir auch gewährt sein mag, mich würdig erzeigen, und ich verwende Tag und Nacht auf Denken und Tun, wie und damit es möglich sei.

Tag und Nacht ist keine Phrase, denn gar manche nächtliche Stunden, die dem Schicksale meines Alters gemäß ich schlaflos zubringe, widme ich nicht vagen und allgemeinen Gedanken, sondern ich betrachte genau, was den nächsten Tag zu tun? das ich denn auch redlich am Morgen beginne und, soweit es möglich, durchführe. Und so tu ich vielleicht mehr und vollende sinnig in zugemessenen Tagen, was zu einer Zeit versäumt, wo man das Recht hat, zu glauben oder zu wähnen, es gebe noch Wiedermorgen und Immermorgen ...

Da ich nun wieder lese, was hier auf dem Papier steht, so frage ich mich, ob ich es denn auch fortschicken soll? Denn eigentlich soll man nicht reden von dem, was man tun will, nicht von dem, was man tut, noch was man getan hat. Alles dreis ist gewissen Inkonvenienzen unterworfen, die nicht zu vermeiden sind. Warum wohnen wir nicht näher aneinander! daß man sich noch einige Zeit freier und vollständiger mitteilen könnte.

Zelter hat mir meine Briefe, die sich beinahe von dreißig Jahren her

datieren, zugesendet; sie liegen nunmehr mit den meinen verschränkt in reinlichster Abschrift vor mir. Zwei Abende der Woche lese ich sie mit Riemern durch, um Schreibfehler, Interpunktion und sonst zu berichtigen. Jedesmal gedenke ich Ihrer und wünsche Sie zu uns her. Auch hierbei bewährt sich die alte Wahrheit: man soll wenig tun, aber Tüchtiges, und es wirken lassen nach Zeit und Umständen. Wie manches, was wir vor zehn bis fünfzehn Jahren unter uns mit einiger Scheu kaum auszusprechen wagten, ist jetzt trivial geworden, und kaum weiß die Welt, was sie gewonnen hat, und die damals nicht wußten, was sie wollten, wissen's noch nicht. Nach meinem Bedünken bleiben diese drei Foliobände Manuskript noch einige Lustra liegen; denn es wäre schade, wenn man einiger Rücksicht wegen die erbaulichsten Spitzen abstumpfen wollte. Übrigens ist alles höchst unschuldig, nur Dünkel und Vorurteil hätten sich zu beschweren, und beide verflüchtigen sich mit der Zeit. [Lustrum, ein Jahrfünft.]

Vor einundzwanzig Jahren war Schillers Sarg in die Gruft des „Kassengewölbes" versenkt worden, welches, am Eingange des Kirchhofs gelegen und der „Landschaftskasse" (Finanzministerium) gehörig, zur Beisetzung vornehmer Personen, die kein Erbbegräbnis besaßen, diente und alle dreißig Jahre geleert werden mußte. Eine solche „Aufräumung" ward zu Anfang 1826 angeordnet. Der Bürgermeister Schwabe bemühte sich vergeblich, Schillers Sarg zu ermitteln, er fand in dem dunkeln und feuchten Gewölbe nur ein wüstes Durcheinander von Sargtrümmern und Skeletten. Da ließ er die im ganzen dreiundzwanzig Schädel, die gefunden wurden, in seine Wohnung schaffen. „Wie der Gott unter den Hirten" fiel durch Größe und edle Gestaltung ein Schädel auf, und an verschiedenen Merkmalen gelang der Nachweis, daß es Schillers Schädel sei. Es gelang auch, die dazugehörigen Gebeine herauszufinden, die nun einstweilen in einem neuen Sarg auf der Bibliothek verwahrt wurden, während der Schädel dem Postament der auf der Bibliothek befindlichen Danneckerschen Schiller-Büste in würdiger Feierlichkeit einverleibt ward. Da aber viele, darunter auch der König Ludwig I. von Bayern, durch diese Art der Aufbewahrung sich in ihrem religiösen Empfinden verletzt fühlten, wurden Schillers „Relikten" schon im folgenden Jahre in die Fürstengruft übergeführt.

Bei Betrachtung von Schillers Schädel

Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
wie Schädel Schädeln angeordnet paßten.
Die alte Zeit gedacht ich, die ergraute.

Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich haßten,
und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.

Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen,
fragt niemand mehr. Und zierlich tät'ge Glieder,
die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen!

Ihr Müden also lagt vergebens nieder.
Nicht Ruh im Grabe ließ man euch, vertrieben
seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,

und niemand kann die dürre Schale lieben,
welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,

die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
als ich inmitten solcher starren Menge
unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,

daß in des Raumes Moderkält und Enge
ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,

das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten!

Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

An Boisserée

[Weimar, 10. November 1826] Das Ereignis mit den Schillerschen Reliquien hat immer etwas Apprehensives, selbst für die, welche das Geschehene nicht mißbilligen, sogar für mich, der ich die Notwendigkeit vorzuschreiten einsehend, die Angelegenheit im stillen geleitet und gefördert habe und nur da zurücktrat, als man sie gegen meinen Plan ins Öffentliche zog. Nur so viel sag ich noch im Vertrauen, daß für den Augenblick nicht allein der Schädel, sondern die sämtlichen Knochenglieder, durch abwägenden Fleiß unserer vergleichenden Anatomen zusammengebracht, nun auf Großherzoglicher Bibliothek in einem anständigen Gehäuse ordnungsgemäß niedergelegt sind. Nun aber tritt meine Wirkung wieder ein, und ich hoffe durch die Art, wie ich diese köstlichen Reste zu bestatten gedenke, soll die ganze Fabel eine freundliche Auflösung finden, wobei man die unerfreulichen Mittelglieder, gern vergessen wird. —

An Goethe von Zelter

[Berlin, 17. Februar 1827] Sie haben ein Modell der Stadt Petersburg aufgestellt, das einen Quadratinhalt von circa 100 Ruten verlangt. Davon haben sie einen Teil in den Sälen der Königlichen Kunstakademie aufgestellt, der für einen halben Taler für die Person zu besehn ist. Gestern bin ich dagewesen und weiß nicht, was ich sagen soll; der Fleiß und die Sauberkeit, mit der alles an Festungswerken, Gebäuden und Zubehör bereitet und ausgeführt ist, müssen für den, der die Stadt selbst gesehn hat, interessant sein. Hauptstrom, Kanäle, Bollwerke, Kirchen, Kasernen, Paläste, Straßen und Plätze unterscheiden sich aufs deutlichste an Gestalt und Farbe; sogar Gruppen und einzelne Figuren sind aufs feinste ausgearbeitet.

Das Unternehmen an sich hat was Trauriges von Grund aus, so hübsch weiß und grün auch alles bemalt ist. Sechzig Leute haben an diesem Nachbilde drei Jahre gearbeitet, das auf zehn bis zwölf großen vierspännigen Wagen durch die Welt gefahren wird und eine Bedienung notwendig macht, die in keinem Verhältnis zur Einnahme steht. Damit wollen sie nun nach Holland, wo sie nicht Raum finden, ihre Pferde zu lassen, geschweige denn, das Werk aufzustellen.

Stellt man sich endlich eine so breite, kostbar bebaute horizontale Fläche vor, die keine Stunde sicher ist, vom Wasser verschlungen zu werden,

so kann einem angst werden. Der Mann hat mich versichert, daß bei der letzten Überschwemmung wirklich die ganze Stadt unter Wasser gestanden und mehr als 5000 Menschen in wenig Stunden ertrunken sind ...

An Zelter

[Weimar, 3. März 1827] Deine Relation von dem Abstecher nach Petersburg ward mit vielem Dank aufgenommen; unsere Hofdamen, die das Modell an Ort und Stelle gesehen hatten, erzählten davon, doch nur vorübergänglich. Seitdem das große Unglück die schlechte Lage dieser ungeheuren Stadt erst recht zur Evidenz brachte, bin ich genötigt, bei jedem tiefen Barometerstand, besonders nachts, wenn der Sturm in meine Fichten braust, an jene Lokalität zu denken.

Wenn die Menschen aus Not — wie die Venetianer — sich in den Sumpf setzen oder aus Zufall an dem ungeschicktesten Ort sich ansiedeln, wie die ersten Römer, so mag das hingehen; aber so von heiler Haut, wie der große Kaiser, das Ungeschickte tun, zu der Seinigen unheilbarem Verderben, ist doch eine gar zu traurige Äußerung des absolut-monarchischen Prinzips. — Ein alter Fischer soll ihm vorausgesagt haben, daß dahin keine Stadt gehöre.

Wenn ich ihn entschuldigen will, so muß ich sagen: daß das große Original-Genie auch durch eine Anwandlung von Nachahmung ist verführt worden. Er hatte Amsterdam und das holländische Teichwesen im Sinne, ohne zu sehen, daß es hierher gar nicht passe. Die Holländer selbst begingen den Fehler bei der Anlage von Batavien und bildeten sich ein, man lebe ebenso ungestraft im Sumpfe unter der heißen Zone, als in der kühlen und kalten.

An Goethe von Zelter

[11. März 1827] So erhalte ich die Nachricht vom Tode meines einzigen, meines letzten Sohnes Georg. Noch weiß ich nichts weiter, als daß er am 5ten dieses zu Wobesde bei Stolpe im achtunddreißigsten Jahre an einer Gallenruhr verschieden ist und eine geliebte junge Frau und einen Sohn von sechs Monaten verläßt. Fehlt es nicht an Erfahrungen, daß man in solchen Fällen sich selber raten und helfen muß, so gestehe, daß es mich diesmal hart anfaßt. Die junge Frau hat vor wenigen Monaten ihren Vater bei noch guten Jahren verloren; nun

waren diese jungen Leute eben im Begriff, die Wirtschaft des Vaters zu übernehmen, wo sie denn dreißig Meilen näher an Berlin eine dankbarere Existenz gehabt hätten ...

An Zelter

[19. März 1827] Was soll der Freund dem Freunde in solchem Falle erwidern! Ein gleiches Unheil schloß uns aufs engste zusammen, so daß der Verein nicht inniger sein kann. Gegenwärtiges Unglück läßt uns, wie wir sind, und das ist schon viel.

Das alte Märchen der tausendmaltausend und immer noch einmal einbrechenden Nacht erzählen sich die Parzen unermüdet. Lange leben heißt viele überleben: so klingt das leidige Ritornell unseres vaudevilleartig hinschludernden Lebensganges; es kommt immer wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem ernstlichen Streben.

Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Wert verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen ...

[23./29. März 1827] Ich sagte neulich bei einer Gelegenheit, die ich vielleicht bald näher bezeichne: il faut croir à la simplicité! zu deutsch: man muß an die Einfalt, an das Einfache, an das urständig Produktive glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will. Dieses ist aber nicht jedem gegeben; wir werden in einem künstlichen Zustand geboren, und es ist durchaus leichter, diesen immer mehr zu bekünsteln, als zu dem Einfachen zurückzukehren.

Deine Empfehlung des empfehlenswerten Krüger traf mit einer andern an unsern Großherzog gerichteten gar glücklich zusammen. Er trat gestern abend als Mortimer mit Beifall auf; meine Kinder und Freunde sagten hierüber verständig das Beste. Heute bat ich ihn zu

Tische, wo die versammelten Theaterfreunde sich reichlich und anmutig ergingen, wovon er auch gewiß den besten Eindruck in sich aufgenommen hat. Mittwochs spielt er den Orest in meiner Iphigenie, aber es ist mir unmöglich, hineinzugehen, wie er wohl wünschte. Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb.

Doch ist mir in dieser letzten Zeit eine ähnliche Pein geworden. Ein Engländer, der wie andere, um nicht Deutsch zu lernen, nach Deutschland gekommen war, verführt durch geistreich-gesellige Unterhaltung und Anregung, machte den Versuch, meinen Tasso ins Englische zu übersetzen. Die ersten Probestellen waren nicht zu verwerfen, im Fortsetzen ward es immer besser, nicht ohne Eingreifen und Mitwirken meines häuslichen, wie eine Schraube ohne Ende sich umdrehenden Sprach- und Literaturkreises.

Nun wünschte er, daß ich das ganze Stück gern und mit Bequemlichkeit durchlesen möchte, deshalb ließ er sein Konzept in Großoktav, mit neuen Lettern, sehr anständig abdrucken, und ich ward dadurch freilich kompromittiert, dieses wunderliche Werk, das ich, seitdem es gedruckt ist, nie wieder durchgelesen, solches auch höchstens nur unvollständig vom Theater herab vernommen hatte, mit Ernst und Sorgfalt durchzugehen. Da fand ich nun, zu meiner Verwunderung, mein damaliges Wollen und Vollbringen erst wieder am Tage, und begriff, wie junge Leute Vergnügen und Trost finden können, in wohlgestellter Rede zu vernehmen, daß andere sich auch schon einmal so gequält haben, wie sie selbst jetzt gequält sind. Die Übersetzung ist merkwürdig, das wenige Mißverstandene ist nach meiner Bemerkung abgeändert, der Ausdruck kommt nach und nach immer besser in Fluß, die letzten Akte und die passionierten Stellen sind vorzüglich gut.

Nun ist auch, mein Teuerster, Dein Brief vom 23. März angekommen, und ich habe darauf wie immer zu erwidern, daß es eine Freude sei, mit Dir zu verkehren. Du nimmst Dir, nach alter Weise, einen prägnanten Punkt heraus und entfaltest ihn zum besten Verständnis und Nutzanwendung, und mich freut nun erst mein gefundenes Weizenkorn, da Du dasselbe zu einer reichen Ernte gefördert hast. Die Vollendung des Kunstwerks in sich selbst ist die ewige unerläßliche Forderung! Aristoteles, der das Vollkommenste vor sich hatte, soll an den Effekt gedacht haben! welch ein Jammer!

Stünden mir jetzt, in ruhiger Zeit, jugendlichere Kräfte zu Gebot, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz allen Schwierigkeiten, die ich kenne. Die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk sein. Es ist über alle Begriffe, was dieser Mann erblickte, sah, schaute, bemerkte, beobachtete, dabei aber freilich im Erklären sich übereilte.

Tun wir das aber nicht bis auf den heutigen Tag? An Erfahrung fehlt es uns nicht, aber an der Gemütsruhe, wodurch das Erfahrene ganz allein klar, wahr, dauerhaft und nützlich wird. Man sehe die Lehre von Licht und Farbe, wie sie vor meinen sichtlichen Augen Professor Fries in Jena vorträgt; es ist die Hererzählung von Übereilungen, deren man sich seit mehr als hundert Jahren im Erklären und Theoretisieren schuldig macht. Hierüber mag ich öffentlich nichts mehr sagen, aber schreiben will ich's. Irgendein wahrhafter Geist ergreift es doch einmal ...

[10. April 1827] Ich erinnere mich in früherer Zeit, als ich mit einem bedeutenden Mann in Verhältnis stand, folgendes erfahren zu haben. Der Fürst-Primas, noch als Statthalter von Erfurt, unser Nachbar und Lebensgenosse, hatte an seiner hohen und einflußreichen Stelle, und noch dazu als Selbstautor, einen furchtbaren Zudrang von literarischen Zusendungen, auf die er als Mann von Stande, Lebensart und gutem Willen jederzeit etwas, wenn es auch nicht viel war, erwiderte. Nun besaß er zwar ausgebreitete Kenntnisse, um solchen Fällen genug zu tun, aber wo hätte er Zeit und Besinnung hergenommen, um einem jeden vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er hatte sich daher einen gewissen Stil angewöhnt, wodurch er die Leerheit seiner Antworten verschleierte und jedem etwas Bedeutendes zu sagen schien, indem er etwas Freundliches sagte. Es müssen dergleichen Briefe noch zu Hunderten herumliegen. Ich war von solchen Erwiderungen öfters Zeuge, wir scherzten darüber, und da ich eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen mich und andere zu behaupten trachtete — die, weil ich doch auch oft in Irrtum war, manchmal wie eine Art von Wahnsinn erschien —, so schwur ich mir hoch und teuer in gleichem Falle, mit dem mich meine damalige Zelebrität schon bedrohte, mich niemals hinzugeben, indem sich dadurch denn doch zuletzt alles reine wahrhafte Verhältnis zu den Mitlebenden auflösen und zerstieben muß.

Daraus folgt denn, daß ich von jeher seltener antwortete, und dabei bleibt's denn auch jetzt in höhern Jahren, aus einer doppelten Ursache: keine leeren Briefe mag ich schreiben, und bedeutende führen mich ab von meinen nächsten Pflichten und nehmen mir zuviel Zeit weg ...

An Christian Dietrich von Buttel

[Naturforscher, der von Helgoland aus an Goethe geschrieben hatte].
[3. Mai 1827] Wie sehr mich Ihre Zuschrift gefreut und tief gerührt habe, will ich eilig vermelden. Mußte es mich nicht überraschen, zur Zeit, da in meiner nächsten Nähe der alte Schulplunder noch auf dem akademischen Trödelmarkt feilgeboten wird, von der ultima Thule her ein so frisches Lebenszeichen zu vernehmen? Lieblicher hat mir lange nichts geklungen als Ihre Worte: „Hauptsächlich in der Lehre vom Trüben, diesem Brautbette gleichsam, worin sich Licht und Finsternis hochzeitlich zur Farbe vermählen, weilen, wohnen und erfreuen. Das Licht bleibt dabei jungfräulich rein, wird nicht in sich selbst getrübt oder gezwiespaltet — so wenig wie die Finsternis sich zu etwas anderem als sich selbst aufschlösse. Beide bleiben in ihrer ursprünglichen Reinheit, und nur das Mittel ist es, das sie trübt und verbindet." Nehmen Sie zum Dank dagegen wenige Reimzeilen:

Wann der Blick an heitern Tagen / sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Sirok der Sonnenwagen / purpurrot sich niedersenkt,
Da gebt der Natur die Ehre / froh, an Aug' und Herz gesund,
Und erkennt der Farbenlehre / allgemeinen ew'gen Grund.

Ich brauche nicht zu sagen: halten Sie fest daran; es hält Sie fest, Sie werden nicht loskommen ...

Schauen, Wissen, Ahnen, Glauben, und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken, wenn wir unsern wichtigen, obgleich schweren Beruf erfüllen wollen.

Mehr kann ich für diesmal nicht sagen, denn die Herausgabe meiner Werke legt dem schon Verpflichteten vielfache Pflichten auf. Ich habe mich in dem sittlich ästhetischen Kunstkreise beschränkt zu erhalten und darf gegen das große Naturleben meine Blicke nicht hinwenden, in Furcht gleich abgelenkt zu werden. Und doch kann ich diesen Betrachtungen niemals entgehen. Wie manche Stunde der seit dem Abdruck meines Versuchs der Farbenlehre verflossenen siebzehn Jahre habe ich

mich nicht den Reizen einer unerschöpflichen ewigen Natur hingegeben. Auch Sie fahren gewiß fort in dem löblichen Bemühen, die nie veraltende Mutter zu verstehen und zu verkünden, wo sie sich offenbart, sie zu ahnen, wo sie sich verbergen will, und, trotz aller Hindernisse, nach Maßgabe der Kräfte und des Glücks dieselbe sich und den Ihrigen zu enthüllen. Manches ist dem Menschen zugängig, manches nicht, einiges erreichbar auf diese, anderes auf jene Weise. Und somit diesmal dem geübten Denker genug. Erregen Sie mich durch fernere Mitteilung. So freundlich genötigt, begebe ich mich wohl gern wieder auf den Pfad, mich umzuschauen, wo mir und andern Probleme liegengeblieben ...

An Zelter

[24. Mai 1827] Kund und zu wissen sei hiermit dem teuersten Freunde, daß ich am Sonnabend den 12. Mai ganz unschuldigerweise in meinen untern Garten fuhr, ohne auch nur irgendeinen Gedanken, als daselbst eine freundliche Stunde zu verweilen. Nun gefiel es mir aber daselbst so wohl, die Frühlingsumgebung war so unvergleichlich, daß ich blieb, ohne bleiben zu wollen, und heute am Himmelfahrtsfeste mich noch hier befinde, diese Tage her immer tätig, und ich hoffe andern wie mir erfreulich. Der zweite Teil der Wanderjahre ist abgeschlossen; nur weniger Binsen bedarf es, um den Straußkranz völlig zusammenzuheften, und das täte am Ende auch jeder gute Geist, das einzelne auf- und anfassend, und vielleicht besser.
Nun aber soll das Bekenntnis im stillen zu Dir gelangen, daß ich durch guter Geister fördernde Teilnahme mich wieder an Faust begeben habe, und zwar gerade dahin, wo er, aus der antiken Wolke sich niederlassend, wieder seinem bösen Genius begegnet. Sage das niemandem; dies aber vertrau ich Dir, daß ich von diesem Punkt an weiter fortzuschreiten und die Lücke auszufüllen gedenke zwischen dem völligen Schluß, der schon längst fertig ist. Dies alles sei Dir aufbewahrt und vor allen im Manuskript aus meinem Munde Deinem Ohre gegönnt ...

An Thomas Carlyle in Edinburgh

[den durch seine Bücher über die Französische Revolution, Friedrich den Großen, Schiller, auch in Deutschland rasch bekanntgewordenen englischen Schriftsteller, dessen Hauptbestreben jahrelang darauf ge-

richtet war, der englischen Welt die geistigen Schätze der deutschen zu erschließen. Er starb sechsundachtzigjährig 1881 in London.]

[August 1827] Lassen Sie mich vorerst, mein Teuerster, von Ihrer Biographie Schillers das Beste sagen; sie ist merkwürdig, indem sie genaues Studium der Vorfälle seines Lebens beweist, so wie denn auch das Studium seiner Werke und eine innige Teilnahme an denselben daraus hervorgeht. Bewunderungswürdig ist es, wie Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen. — Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: „Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntnis." Denn gerade, daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, dadurch erhebt er sich zu einer Klarheit, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten; denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte und hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes. Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte, und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah ...

An Goethe von Marianne von Willemer

[Gerbermühle, 26. August 1827] Eine kleine Reise auf dem Dampfschiffe bis Köln und wieder zurück gehört zu den angenehmsten, die ich je machte; ich glaube nicht, daß es möglich ist, in einem Zeitraum von wenigen Tagen schönere Gegenden, verschiedenere Menschen aus allen Nationen und auf eine bequemere Weise kennenzulernen, indem man die Wahl hat, sich ganz ruhig beobachtend zu verhalten oder tätig mit in die kleine Welt zu treten, die sich auf einem so kleinen Raum zusammenfindet; dies letztere habe ich sehr getan und mit Engländern, Holländern, Italienern und Franzosen recht angenehme Gespräche geführt; auch bin ich nach Haarlem und Richmond eingeladen, die neugemachten Bekanntschaften zu kultivieren, aber der Weg kam freilich nicht in Anschlag ... Wie oft habe ich Ihren Namen in fremder

Sprache stammeln hören, und selbst in diesem kleinen, sich so ungleichen Kreise waren Sie gegenwärtig. Ich mußte das Fischerlied einer Engländerin vorsingen, die kein Wort Deutsch verstand, und sollte es ihr oder wenigstens den Inhalt ins Französische übersetzen, worin ich auch kein Held bin; aber sie war zufrieden, den Klang der Worte zu hören, und als sie uns später auf der Mühle besuchte, machte sie ein Geschenk von Rosettens kleiner Zeichnung mit einer Strophe von Ihnen überglücklich, und sie wird in ihren Zimmern in Richmond die bescheidene Ansicht des Mains und der Stadt, aus den Fenstern der Gerbermühle, aufhängen, die freilich durch die Hand, die jene Zeilen schrieb, einen unschätzbaren Wert erhielt ...

An Goethe von Frau von Levetzow

[Karlsbad, 28. August 1827] Hochverehrter Herr Geheime Rat! So bin ich denn am 28. August wieder in Karlsbad an dem Tage, der Sie Ihren Freunden, ja der Welt, der Sie angehören, schenkte, an dem Tage, wo ich und meine Töchter vor vier Jahren in Ellenbogen so froh und vergnügt waren, am Tage des öffentlichen Geheimnisses. Obgleich uns Berge und Täler trennen, so sind doch unsere Gefühle, unsere Wünsche für Sie, mein teurer Freund, dieselben, wie damals, wo wir uns in Ihrer Geist und Herz belebenden Nähe so glücklich fühlten.

Empfangen Sie denn auch heute unsere innigsten Wünsche zu diesem Tag der Freude und des Jubels einer halben Welt, und nehmen die Versicherung freundlich auf, daß das Andenken an Sie und Ihre Freundschaft, der ich mich seit meiner frühesten Jugend erfreue, mich freundlich durch das Leben geleitet und mir wert und teuer bleiben wird.

Meine Kur bindet mich bis halben September in diese Berge, wo es schon recht herbstlich wird und wir uns oft abends am runden Tische der vergangenen schönen Abende erinnern, die Sie mit uns verlebten und deren Wiedererscheinen wir nun schon so manchen Sommer vergebens hofften und wünschten, und so endet auch dieser Sommer, und die Hoffnung des Wiedersehens im nächsten soll uns durch den langen Winter freundlich geleiten. Um die Bestätigung dieses innigen Wunsches bittet herzlich, verehrtester Herr Geheime Rat, Ihre treu und wahrhaft ergebene Freundin A. v. Levetzow.

Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt aus Ihrem Glase, dem Unterpfand Ihres gütigen Wohlwollens, heute Ihre Gesundheit. Ulrike.

An Frau von Levetzow

[Weimar, September 1827] Sogleich nach Empfang Ihres lieben und liebenswürdigen Briefes, meine teuerste Freundin, bereite ich mich dafür zu danken, da ich Sie noch in Karlsbad weiß. Unvergeßlich gewiß sind die von Ihnen so lebhaft bezeichneten Tage! Die Anmut jener Zustände war von der Art, daß sie uns immer gegenwärtig bleiben müssen; wie die Sommertage eintreten, wünsch ich sie jedesmal wiederholt, und auch in der Zwischenzeit werden meine Gedanken und Erinnerungen oft genug in Ihre Nähe geführt. Diesmal haben mich schon wiederkehrende Freunde von Ihrem Wohlbefinden unterrichtet, aber leider nur oberflächlich, nicht näher, wie ich wünschte.
Gestehen will ich denn auch, daß gerade diesen Sommer, wo ich das Marienbader Gestein abermals durchsah und ordnete, mir jene schönen Stunden wieder aufs lebhafteste hervortraten, als die lieben Freundinnen sogar der starren Neigung des Bergkletterers und Steinklopfers freundlichst zulächelten und auch liebenswürdig auflachten, wenn die duftenden, genießbaren tafelförmigen Kristallisationen sich hie und da eingereihet fanden. [Goethe hatte sie zuweilen im Gestein versteckte Tafeln Schokolade finden lassen.]
Unendlich hat es mich gefreut, auch von Ulrikens lieber, zarter Hand einige Züge geneigten Erinnerns zu sehen. Wie glücklich waren die Stunden, die ich an ihren holden Fingern abzählen durfte.
Die sonst so genannte liebe Kleine möcht ich nun auch herangewachsen, unter den Augen der guten Mutter ausgebildet sehen. Der neckischen Mittleren, der ich zu ihrem gegenwärtigen ernsten Zustand alles Glück wünsche, bin ich noch zum Ehrentage etwas Freundliches schuldig, das nicht ausbleiben wird.
Meine nachsichtigen Lieben nehmen mich ja wie ein in Reifen geschloßnes Gefäß; ruht es auch im Finstern ganz im stillen, so verbessert sich doch sein Inhalt. Möge es mir gelingen, von Zeit zu Zeit hievon Beweise zu geben.

An Zelter

[6. September 1827] So weit gelangte ich vor meinem Geburtstag,

wo sich werte Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmutigen Fest herkömmlich bereiteten; aber es sollte mir eine Überraschung werden, die mich beinahe aus der Fassung gebracht hätte und doch immer eine Empfindung zurückließ, als wäre man einem solchen Ereignis nicht gewachsen.

Des Königs von Bayern Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen, daß sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seien, beehrten mich, als ich grad im Kreise meiner Werten und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone und erwiesen Sich überhaupt so vollständig teilnehmend bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Tun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren kann. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthalts in Rom mit vertraulicher Annäherung, woran man denn freilich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund ohne weiteres zu erkennen hatte. Was sonst noch zu sagen wäre, würde mehrere Seiten ausfüllen.

Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn, des Großherzogs, gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung, und jetzt, da die Erscheinung vorübergeflohen ist, habe ich mich wirklich erst zu erinnern, was und wie das alles vorgegangen und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen. Was man aber nicht zweimal erleben kann, muß wohl so gut als möglich aus dem Stegreif durchgelebt werden. Die verbliebenen schönsten Gefühle und bedeutendsten Zeugnisse geben auf alle Fälle die Versicherung, daß es kein Traum gewesen.

Und so sei Dir dieses, meinem mehr als jemals nahen Freunde gewidmet, dessen Bildnis all und überall gegenwärtig blieb.

Wilhelm Zahn erzählt

[Wilhelm Zahn, geboren 1800 zu Rodenberg im Kreise Rinteln, Architekt, Maler, Altertumsforscher, gestorben 1871 zu Berlin.]

Es war am 7. September 1827, und ich noch ein junger, unbekannter Mann, als ich auf der Reise nach Berlin durch Weimar kam. Mein ganzes Denken drehte sich um Goethe ...

Auf dem Flure trat mir ein Diener entgegen, dem ich meinen Namen nannte: Zahn, Maler und Architekt. Maler und Architekt, wiederholte

mechanisch der Diener, indem er mich zweifelhaft musterte. Sagen Sie Sr. Exzellenz: Aus Italien kommend. Aus Italien kommend, wiederholte jener und entfernte sich, worauf er alsbald zurückkehrte und mich bat, ihm zu folgen ... Nach wenigen Augenblicken trat Goethe ein. Das Alter ließ die hohe, kräftige, Ehrfurcht gebietende Gestalt nur noch herrlicher erscheinen ... Er hieß mich ihm gegenüber Platz nehmen und fragte mit seiner ausdrucksvollen, volltönenden Stimme, die jedoch zuweilen den Frankfurter Dialekt anklingen ließ: Waren also in Italien? — Drei Jahre, Exzellenz. — Haben vielleicht auch die unterirdischen Stätten bei Neapel besucht? — Das war der eigentliche Zweck meiner Reise. Ich hatte mich in einem antiken Hause zu Pompeji behaglich eingerichtet, und während zweier Sommer geschahen alle Ausgrabungen unter meinen Augen. — Freut mich. Höre das gerne! sagte Goethe, der eine gedrungene Redeweise liebte und gern die Pronomina wegließ. Er rückte mit seinem Stuhl mir näher und fuhr dann lebhaft fort: Habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male geraten, junge Künstler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdischen Herrlichkeiten zu schicken. Um so schöner, wenn Sie das auf eigene Hand getan. Ja, ja, das Antike muß jedem Künstler das Vorbild bleiben. Doch vergessen wir das Beste nicht! Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reisekoffer? — Ich habe die schönsten der antiken Wandgemälde meist gleich nach der Entdeckung durchgezeichnet und farbig nachzubilden gesucht. Wünschen Exzellenz vielleicht einige davon zu sehen? — O gewiß, gewiß! fiel Goethe ein, mit freudigem Danke! Kommen Sie nur zum Essen wieder. Speise gegen zwei Uhr. Werden noch einige Kunstfreunde finden. Sehne mich ordentlich nach Ihren Bildern. Auf Wiedersehen, mein junger Freund! ...

Als ich mich zur bestimmten Stunde wieder einstellte, durchschritt ich eine Reihe von Zimmern, die alle mit demselben Kunstgeschmack ausgestattet waren, und trat in den Speisesalon, wo ich Goethe und seine anderen Gäste schon anwesend fand. Da war der Oberbaudirektor Coudray, der Kanzler von Müller und der Leibarzt Vogel ... Ferner sah ich den Professor Riemer, Eckermann und Hofrat Meyer. Alle Gäste und Goethe selber waren im Frack ... Ich saß zwischen Goethe und Fräulein Ulrike von Pogwisch, einem Liebling des Dichters, denn er richtete häufig das Wort an sie und nahm ihre Gegenreden mit

offenbarem Wohlgefallen auf. Uns gegenüber saß Frau Ottilie, die Schwiegertochter ... Ich fand die Speisen äußerst wohlschmeckend und den Wein mindestens ebenso gut. Vor jedem Gaste stand eine Flasche Rot- oder Weißwein. Ich wollte mir einen klaren Kopf für den Nachtisch erhalten, weshalb ich Wasser unter meinen Wein goß. Goethe bemerkte es und äußerte tadelnd: Wo haben Sie denn diese üble Sitte gelernt! Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie stockende. Goethe leitete sie meisterhaft, ohne aber jemanden zu beschränken. Um ihn saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufriß, denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte, und Eckermann entrollte sich als ein endloser Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien ... Goethe wußte auch mir die schüchterne, ungelenke Zunge zu lösen und veranlaßte mich, von meinen Studien im Vatikan zu erzählen ... Goethe hatte eine ganze Flasche geleert und schenkte sich noch aus der zweiten ein, während man uns schon den Kaffee reichte. Dann erhoben wir uns. Es wurden Tische zusammengeschoben und darüber weiße Tücher gebreitet, worauf ich meine Zeichnungen entrollte und erklärte ...

Plötzlich erklangen hinter uns straffe Schritte, und als ich mich wandte, erblickte ich einen untersetzten Mann in Feldmütze und kurzem grünsamtnen Jagdrock, mit goldenen Schnüren besetzt. Es war der Großherzog ... Er war durch den Garten gekommen und durch die Hintertür eingetreten, von der er stets den Schlüssel hatte. Goethe begrüßte ihn mit den charakteristischen Worten: Kommen recht zum Gastmahl, Königliche Hoheit! — Karl August hatte eine kurze Meerschaumpfeife in der Hand, aus der er, wo's irgend anging, beständig paffte, aber jetzt ließ er sie ausgehen, denn Goethe verabscheute den Tabak. Auch gab er seinem alten Duzbruder heute das Höflichkeits-Sie ...

[8. September] Rom war dem Dichterfürsten überaus teuer; er kannte darin jedes Gäßchen, jede Winkelschenke, zumal man in letzteren bekanntlich den besten Wein erhält. Ja, sagte er, ich habe meine Zeit gut angewendet, sie nicht mit Visiten vertrödelt, sondern emsig die Stadt und das Volk studiert ...

Kennen Sie auch die Osteria alla Campana? fragte er. — Die Wein-

schenke zur Glocke? Gewiß. Wir deutschen Künstler haben noch im vorigen Jahre Ihren Geburtstag daselbst gefeiert. — Ist der Falerner noch immer gut? — Vortrefflich! — Und was liefert die Küche? — Ah, man erhält Stuffato, eine Art Schmorbraten, Maccaroni und ein Gebackenes, das sie Fritti nennen. — Es ist noch alles wie zu meiner Zeit, sagte Goethe, und schmunzelte behaglich. Dann fuhr er fort: In dieser Osteria hatte ich meinen gewöhnlichen Verkehr. Hier traf ich die Römerin, die mich zu meinen Römischen Elegien begeisterte. In Begleitung ihres Oheims kam sie hierher, und unter den Augen des guten Mannes verabredeten wir unsere Zusammenkünfte, indem wir den Finger in den verschütteten Wein tauchten und die Stunde auf den Tisch schrieben ...

„Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt!"

Der Kanzler von Müller erzählt

[13. September 1827] Unter die ihm verhaßte Jean Paulsche Einschrift der Frau von Spiegel in Walters Stammbuch: „Der Mensch hat dritthalb Minuten, eine zum Lächeln, eine zum Seufzen, eine halbe nur zum Lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er", schrieb er persiflierend:

Ihrer sechzig hat die Stunde, / über tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde, / was man alles leisten mag.

Eckermann erzählt

[24. September 1827] Ein bekannter deutscher Dichter [Wilhelm Müller, der Verfasser der „Griechenlieder"] war dieser Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen sein Stammbuch gegeben. Was darin für schwaches Zeug steht, glauben Sie nicht, sagte Goethe. Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Alle sprechen sie von dem Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenseits, und unzufrieden, wie schon alle sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden zu machen.

An Alfred Nicolovius

[Enkel von Goethes Schwester Cornelie. Herausgeber von „Über Goethe. Literarische und artistische Nachrichten"].

[Weimar, 2. Oktober 1827] Ich werde Dir nun bald, mein lieber Neffe, und zwar nach und nach, einen gründlichen Dank für Dein wundersam unternommenes Werk sagen können. Die hiesigen Freunde lesen es mit Aufmerksamkeit und versichern, Du habest einen bedeutenden Beitrag zur deutschen Literaturkritik gegeben, indem Du den Charakter der verschiedenen Beurteiler in Deinem Werke ans Licht stellst. Solltest Du nun nicht auch, zu eben diesem Behufe, alles dasjenige sammeln, was gegen mich gesagt ist? wenn Du es auch nur zu Deiner und der Freunde Belehrung tätest. Die Menschen haben viel, mit Recht und Unrecht, an mir getadelt, und da es ja hier darauf ankommt, mich und das Jahrhundert kennen zu lernen, so ist ebenso gut als das pro auch das contra nötig. Du siehst, daß ich Dir und Deiner Arbeitslust gar vieles zutraue, doch macht es Dir geringere Mühe als jedem andern, da Du zu Deinem Zwecke doch immer die Werke durchgehen mußt, worin eines und das andere enthalten ist.

An Christian Rauch

[Weimar, 21. Oktober 1827] Auch mir in einem langen Leben sind Ereignisse begegnet, die aus glänzenden Zuständen eine Reihe von Unglück mir in andern entwickelten; ja, es gibt so grausame Augenblicke, an welchen man die Kürze des Lebens für die höchste Wohltat halten möchte, um eine unerträgliche Qual nicht übermäßig lange zu empfinden.

Viele Leidende sind vor mir hingegangen; mir aber war die Pflicht auferlegt, auszudauern und eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das einzelne wohl schon hätte tödlich sein können.

In solchen Fällen bleibt nichts weiter übrig, als alles, was mir jedesmal von Tätigkeit übrigblieb, abermals auf das regsamste hervorzurufen und gleich einem, der in einen verderblichen Krieg verwickelt ist, den Kampf so im Nachteil als im Vorteil kräftig fortzusetzen.

Und so habe ich mich bis auf den heutigen Tag durchgeschlagen, wo dem höchsten Glück, das den Menschen über sich selbst erheben möchte, immer so viel Mäßigendes beigemischt ist, welches mich von Stunde zu Stunde mir selbst angehörig zu sein ermahnt und nötigt. Und wenn ich für mich selbst, um gegen das, was man Tücke des Schicksals zu nennen berechtigt ist, im Gleichgewicht zu bleiben, kein anderes Mittel zu finden wußte, so wird es gewiß jedem heilsam werden, der

von der Natur zu edler freischaffender Tätigkeit bestimmt, das widerwärtige Gefühl unvorhergesehener Hemmung durch eine frisch sich erprobende Kraft zu beseitigen, und sofern es dem Menschen gegeben ist, sich wieder herzustellen trachtet.

An Marianne von Willemer

[durch die Goethe das Vermächtnis seines Frankfurter Jugendfreundes Riese erhalten hatte: Briefe aus Goethes Studentenjahren an einen andern Freund, Horn, gerichtet, die Riese nach dessen Tode auf einer Auktion erstanden hatte].

[3. Januar 1828] Das Abscheiden unseres guten Riese mußte mir zu weiten Rückblicken Veranlassung geben; er war bis jetzt als mein ältester Freund stehen geblieben, bis er nun auch aus diesem Gänsespiel scheidet. Schön war es, und völlig in seiner alten treuen Art, daß er sein Vermächtnis durch Ihre Hand gehen läßt; er spricht dadurch rührend aus, was Sie ihm waren und was Sie mir sind. Und so bleibe es auch fortan.

Eigentlich waren es uralte, redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich sein konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzudeutlich ausdrückten, in welchen sittlich-kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; zwei von Straßburg heb ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufatmen des jungen Menschen gewahr wird. Freilich ist, bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freisinn, noch keine Spur von woher? und wohin? von wo aus? wo ein? deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden. Sie können selbst davon einiges Zeugnis abgeben, doch werden Sie ihm deshalb nicht feind geworden sein ...

Hierbei ein bildliches und reimliches Grüßlein zum neuen Jahr.

Wenn Phöbus' Rosse sich zu schnell / in Dunst und Nebel stürzen,
Geselligkeit wird, blendend hell, / die längste Nacht verkürzen.
Und wenn sich wieder auf zum Licht / die Horen eilig drängen,
so wird ein liebend Frohgesicht / den längsten Tag verlängen.

Eckermann erzählt

[11. März 1828] Überhaupt, fuhr Goethe fort, werden Sie finden,

daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einemmal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft.

Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? Der Mensch muß wieder ruiniert werden. Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahr, Raffael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrigbliebe.

[12. März] Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen.

Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unsrer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eignen vermehrt, unsern Nachkommen.

Mir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf, versetzte ich; allein wenn ich sodann irgendein Regiment deutscher Dragoner an mir vorüberreiten sehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, so schöpfe ich wieder einigen Trost, und ich sage mir, daß es denn doch um die Dauer der Menschheit noch nicht so gar schlecht stehe.

Unser Landvolk, erwiderte Goethe, hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reuter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zumute werden ...

... Es ist ein eigenes Ding, erwiderte Goethe, liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug: die Engländer überhaupt scheinen vor vielen andern etwas vorauszuhaben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten; aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen, vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen ...

Ich möchte jedoch nicht behaupten, versetzte ich, daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären, als andere Leute auch.

In solchen Dingen, erwiderte Goethe, liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum, sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, sondern wie sie auch sind, es sind immer komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freiern Entwickelung genießen, als bei uns Deutschen.

Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der

Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgendeines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrigbleibt als der Philister.

An Kaspar Graf Sternberg

[10. Juni 1828] Sodann habe zu vermelden, daß mich in diesen Tagen des Dresdner Dr. Carus Werk von den Ur-Teilen des Knochen- und Schalengerüstes mit 12 Kupfertafeln höchlich erfreut hat.

Ein alter Schiffer, der sein ganzes Leben auf dem Ozean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drei Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinsame Bildungsgesetze geahnet hat, aber auf sein notwendigstes Ruder-, Segel- und Steuergeschäft aufmerksam, sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfährt und schaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus dem Einfachsten ins Unendliche vermannigfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirklich getan sei. Wie sehr findet er Ursache, verwundernd sich zu erfreuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt sei. Mehr darf ich nicht sagen, denn ich habe kaum einen Blick in das Werk getan, der aber schon auf das vollkommenste erhebt und befriedigt ...

Wie reich aber wird nicht diesmal die Ernte der naturforschenden Zusammenkunft in Berlin sich erweisen! Ich bitte mitzuteilen, wer aus Böhmen und Österreich wohl hingehen möchte. Auch von Berlin einige Worte! und wäre das nicht möglich, nach der Rückkehr.

Ich darf über manches Mühsal mich nicht beschweren, weil ich leichtsinnig mir auflade, was nicht zu tragen ist. Aber das darf ich sagen, daß es mir in der letzten Zeit fast unmöglich war, was ich wünschte

und sollte, fortzuführen und zu leisten. Ein neues Heft Kunst und Altertum wartet nächstens auf.

Ganz unvermeidlich ist auch neuerlichst die Beschäftigung mit den fremden Literaturen, der englischen, französischen und italienischen geworden; indem sie an uns Anteil nehmen, verlangen sie gegenseitigen Anteil an ihnen; denn gerade die junge Masse der Nationen, die sich nach uns umsieht, lebt mit einer andern, die auf dem alten Eigenen beharrt, in Widerstreit, deshalb suchen sie sich durch uns zu stärken, indem sie, was an uns kräftig sein mag, gelten lassen. Es ist ein eigenes Verhältnis, das sich erst reinigen und zurecht schicken muß, welches aber mehr Zeit erfordern möchte, als uns zum Mitwirken übriggeblieben ist. ...

Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe

Sonntag, den 15. Juni 1828. Wir hatten nicht lange am Tisch gesessen, als Herr Seidel mit den Tirolern sich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer gestellt, so daß sie durch die offenen Türen gut zu sehen und ihr Gesang aus dieser Ferne gut zu hören war. Herr Seidel setzte sich zu uns an den Tisch. Die Lieder und das Gejodel der heiteren Tiroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel besonders „Der Strauß" und „Du, du liegst mir im Herzen", wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe selbst erschien keineswegs so entzückt als wir andern. „Wie Kirschen und Beeren behagen," sagte er, „muß man Kinder und Sperlinge fragen." Zwischen den Liedern spielten die Tiroler allerlei nationale Tänze auf einer Art von liegenden Zithern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tirolern und entläßt sie. Er setzt sich wieder zu uns an den Tisch. Wir sprechen von „Oberon" und daß so viele Menschen von allen Ecken herbeigeströmt, um diese Oper zu sehen, so daß schon mittags keine Billetts mehr zu haben gewesen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater," sagte er, „wenn wir aufstehen wollten! Die Herren und Damen wünschen vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen." Goethen erscheint diese Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr ist, doch fügt er sich und steht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen anderen und sagt leise und mit betrübtem Gesicht: „Euere Freude auf das Theater

ist vergeblich, es ist keine Vorstellung, der Großherzog ist tot! Auf der Reise von Berlin hierher ist er gestorben." Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir tun, als ob nichts passiert wäre, und sprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenster und spricht mit mir über die Tiroler und das Theater. „Sie gehen heute in meine Loge," sagte er, „Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die andern und bleiben Sie bei mir, wir schwätzen noch ein wenig." Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Kanzler, der ihm vorhin die Botschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt ihr denn nicht erst euern Kaffee trinken," sagt er, „es ist ja kaum vier Uhr!" Indes gingen die übrigen, und auch ich nahm meinen Hut. „Nun, wollen Sie auch gehen?" sagte Goethe, indem er mich verwundert ansah. — „Ja," sagte der junge Goethe, „Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu tun." — „Ja," sagte ich, „ich habe noch etwas vor." — „So geht denn," sagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, „aber ich begreife euch nicht." Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um seinem Vater die unselige Eröffnung zu machen.

Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. „Ich hatte gedacht," sagte er, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will."

Die Großherzogin Louise traf die Todesnachricht in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmstal, den jungen Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und sich in einer neuen Umgebung durch eine frische Tätigkeit wiederherzustellen. Durch bedeutende ihn nahe berührende literarische Anregungen von seiten der Franzosen ward er von neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bei welchen Studien ihm dieser ländliche Aufenthalt, wo ihn bei jedem Schritt ins Freie die üppigste Vegetation

rankender Weinreben und sprossender Blumen umgab, sehr zustatten kam.

Ich besuchte ihn dort einigemal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu sein und konnte nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der Tat, man hatte aus den Fenstern von solcher Höhe herab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Tal mit der durch Wiesen sich hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, so daß man fühlte, es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im Westen verlierender Regenschauer, sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig.

„Ich verlebe hier", sagte Goethe, „so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mitteilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben."

[Das Städtchen Dornburg auf dem linken Ufer der Saale zwischen Jena und Camburg. Goethe wohnte im südlichen der drei dortigen Schlößchen.]

In Dornburg, am 7. und 8. September 1828

Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten Nebelschleiern sich enthüllen,
und dem sehnlichsten Erwarten Blumenkelche bunt sich füllen;
wenn der Äther, Wolken tragend, mit dem klaren Tage streitet,
und ein Ostwind, sie verjagend, blaue Sonnenbahn bereitet;
dankst du dann, am Blick dich weidend, reiner Brust der Großen, Holden,
wird die Sonne, rötlich scheidend, rings den Horizont vergolden.

Und wenn mich am Tag die Ferne blauer Berge sehnlich zieht,
nachts das Übermaß der Sterne prächtig mir zu Häupten glüht —
alle Tag und alle Nächte rühm ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte, ist er ewig schön und groß.

An S. Boisserée

[Dornburg, 6. Juli 1828] Viele Tausende sind in dem gegenwärtigen Falle schmerzlich berührt; ein jeder leidet auf seine Weise, und jeder sucht sich nach Art und Verhältnis zu fassen und herzustellen.

Die Frau Großherzogin blieb auch diesmal sich selbst gleich; ihr Schmerz war jedoch desto empfindlicher, als sie in den letzten Jahren die feste Hoffnung gehegt hatte, sie werde vor ihm hingehen. Die jungen Herrschaften mit Prinzeß Auguste reisten nach Petersburg, die Frau Großherzogin mit Prinz Alexander nach Wilhelmstal; der Großherzog war nach Berlin gegangen, um entseelt mit allen fürstlichen und militärischen Ehren in das verödete Weimar zurückgebracht zu werden, wo nun die oberen Behörden mit einer würdigen Bestattung beschäftigt sind, die durch manche zweifelhafte Umstände verzögert wird. Die dem edlen Fürsten wahrhaft angehörigen Hinterbliebenen kennen nun keine weitere Pflicht noch Hoffnung, als seinen herrlichen, ins Allgemeine strebenden Zwecken auch ferner nachzustreben, wozu ihnen der Charakter, die Gesinnung der neu antretenden Gebieter eine ermunternde Aussicht darbietet.

An J. Götze

[geb. 1759, früher Goethes Diener, jetzt Wegebauinspektor zu Jena].

[Dornburg, 10. Juli 1828] Da in dem übrigens ganz anmutigen Schlößchen kein wohlversorgter Keller vorhanden ist, ich auch keinen in der Nähe weiß als den Deinigen, so ersuche ich Dich, mich während meines hiesigen Aufenthalts mit Wein zu versorgen und mir vorerst durch Überbringer sechs Flaschen zu übersenden. Ich wünsche einen leichten reinen Würzburger und werde solchen nach abgeschlossener Wallfahrt auf irgendeine Weise dankbar ersetzen. Willst Du eine Flasche echten Steinwein hinzufügen, so soll auch der willkommen sein.

Machst Du einmal einen Ritt herüber und wirst Dich mit einem Glase Wein und einer Semmel begnügen, so bist Du willkommen. Schmalhans ist Küchenmeister und von ihm nichts zu erwarten, deshalb denn auch eine echte jenaische Zervelatwurst, wenn Du solche dem Überbringer mitgäbest, sehr angenehm sein würde.

Weiter weiß ich für diesmal nichts zu sagen; innerlich gestimmt, wie der Rand des Briefes aussieht, äußerlich den Zuständen mich fügend und zugleich die schönen hohen Zwecke unseres Verewigten, so lang

ich lebe, wie jeder Getreue vor Augen behaltend. Der alte Bekannte J. W. v. Goethe.

An Fr. A. von Beulwitz

[im weimarischen Hofdienst, zuletzt Generalmajor und Wirklicher Geheimer Rat. — Der lateinische Zweizeiler steht über der Tür des von Goethe bewohnten Dornburger Schlößchens. 18. Juli 1828]

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His qui praetereunt det bona cuncta Deus! 1608.
Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Bei meiner gegenwärtigen Gemütsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir hervor: gerade ein so einladend segnendes Motto sei durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein großbedeutendes Dasein gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war als für sich selbst, der wie der Anordner jener Inschrift weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte als derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorübergehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigentümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

An Friedrich von Müller

[16. August 1828] Die vortreffliche Rede des Herrn von Fritsch [bei der Beisetzung des Großherzogs] erfüllt auch eine von meinen Weissagungen: daß sobald Geschäftsmänner [im Sinne von Staatsmänner] öffentlich sprechen, wir auch Muster der Redekunst werden aufweisen können. Man muß etwas zu sagen haben, wenn man reden will. Ich bedaure immer unsre guten Kanzelmänner, welche sich eine seit fast zweitausend Jahren durchgedroschene Garbe zum Gegenstand ihrer Tätigkeit wählen müssen ...

An Goethe von Zelter

[Sommer 1828] Ein Herr Wolfgang Menzel hat zwei Bände [„Die deutsche Literatur", Stuttgart 1827] von sich gegeben, worin er gegen Dich vom Leder zieht. Ich gestehe, daß ich von Zeit zu Zeit mit

Interesse vernehme, was gegen Dich geäußert wird, da denn doch von Dir immer die Rede ist. Dieser Menzel aber ist ein rechter Lumpenkönig. Förster hat ihn im Conversations-Blatte derb zurechte gewiesen, wodurch denn die Angelegenheit im Gange bleibt und begreiflich wird, wie die schönsten Worte das dummste Zeug aussprechen und solche Leute sich deutlicher signalisieren, als ihnen selber lieb wäre, wenn sie nicht vernagelt wären.

An Zelter

[Dornburg, 26. August 1828] Von allem, was gegen mich geschieht, keine Notiz zu nehmen, wird mir im Alter wie in der Jugend erlaubt sein. Ich habe Breite genug, mich in der Welt zu bewegen, und es darf mich nicht kümmern, ob sich irgendeiner da oder dort in den Weg stellt, den ich einmal gegangen bin ...

Ich bin noch auf dem alten Dornburg, vorzüglich mit botanischen Betrachtungen beschäftigt. Ein reich ausgestatteter Blumengarten, vollhängende Weingeländer sind mir überall zur Seite, und da tut sich denn die alte wohlfundierte Liebschaft wieder hervor. Gründliche Gedanken sind ein Schatz, der im stillen wächst und Interessen [Zinsen] zu Interessen schlägt; daran zehr ich denn auch gegenwärtig, ohne den kleinsten Teil aufzehren zu können. Denn das echte Lebendige wächst nach, wie das Bösartige der Hydernköpfe auch nicht zu tilgen ist ...

An die Schwiegertochter

[Am Abend des neunundsiebzigsten Geburtstages. Dornburg, 28. August 1828] Nachdem die durch Augusts überraschendes Ankommen einigermaßen gestörte Nachtruhe am schönsten Frühmorgen, wo ich die Vorläuferin der Sonne, Frau Venus genannt, in ihrem herrlichsten Glanze am Himmel stehen sah, einigermaßen wieder ins gleiche gekommen war, erschien Inspektor Götze an früher Morgenzeit mit Brottorte und Flaschen alten guten Weins. Ich arbeitete einiges; [Registrator] Schuchard [sein Sekretär] begegnete mir, und ich freute mich zu hören, daß auch bei ihm und seinen Geschäften alles auf guten Wegen geht. Dann folgte Weller [Assistent an der Universitätsbibliothek zu Jena] mit Schwester und Knaben, der ganz eigentlich wie ein heiterer Gruß ins lange Leben aussieht. Ich dachte weiterzuarbeiten, da erschienen Dr. Gries [Privatgelehrter und Calderonübersetzer zu Jena], Professor Schröter und Niemeyer, welche nach freundlicher

Unterhaltung eine Einladung auf Mittag ablehnten, auch nicht einmal von dem vorhandenen Guten etwas genießen mochten. Denn [Hofgärtner] Skell und Baumann hatten indes für herrliche Früchte gesorgt, die Camarilla für Biskuitkuchen und Kränze, welche ich auch von Wellern zu rühmen habe. Frau Dr. Stichling hatte durch ihren Mann einen allerliebsten Kranz gesendet, sie selbst war durch ein kleines, das Gesicht entstellendes Übel abgehalten. Ich diktierte noch einiges in Zwischenräumen ... Indessen ging der Regen nach löblicher Gewohnheit gewaltig nieder, und leider waren noch einige Partien guter Jenenser inzwischen angekommen, die sich mit ihrem Kaffee in die Grotte am Pentagon [Fünfeck] flüchten mußten. Ich hörte, daß Madame Griesbach [Frau eines aus Frankfurt stammenden Jenaer Theologieprofessors] darunter sei, ließ sie durch Friedrich bekomplimentieren und bedauern, daß ich sie nicht aufsuchen könnte, denn der nebelhafte Regen dauerte fort. Und doch fand die gute Frau vor ihrer Abfahrt noch einen trockenen Augenblick, mich im Schlößchen mit Demoiselle Göttling zu besuchen. Und so hat sich von der ersten Kindheit bis zum höchsten Alter das Menschenleben um mich her bewegt ...

An S. Boisserée

[September 1828] Von den Wirkungen meiner Farbenlehre erfahr ich manches Merkwürdige, aber nicht durchaus Erfreuliche. Die alte aristokratische Stockung der Zunftgenossen dauert wie billig fort; sie wiederholen ihr Kredo, wie es zu erwarten ist. Dieses Geschlecht muß aussterben, und zwar in gewisser Zeit, wie Charles Dupin ausgerechnet hat. Den wohlmeinend-strebenden jüngeren Männern steht zweierlei entgegen; die herkömmliche Terminologie, die sie wenigstens teilweise fortbrauchen müssen, sogar wenn sie es auch schon besser verstehen, weil sie sich doch der Mitwelt verständlich machen und es mit der Zunft nicht ganz verderben möchten. Das zweite Hindernis liegt in der unbezwinglichen Selbstigkeitslust der lieben Deutschen, so daß jeder sich in seinem Fache auch auf seine Weise gebaren will. Niemand hat einen Begriff, daß ein Individuum sich resignieren müsse, wenn es zu etwas kommen soll; da ist denn nicht leicht ein Begleiter, der nicht rechts und links abwiche und so wie vom Weg auch vom Ziel abkäme ...

Indessen war mir aus Edinburg eine Sendung zugekommen, mit

einem Schreiben von einem Manne, der im mittlern Alter sein mag und sich mit der deutschen Literatur auf eine wundersam-innige Weise bekannt gemacht hat. Eine Biographie Schillers zeugt von dem reinsten Anteil, von einer warmen und zugleich einsichtigen Verehrung dieses außerordentlichen Mannes. Ein Werk in vier Bänden eben dieses Herrn Thomas Carlyle, German Romances, liefert Übersetzungen aus den Werken unserer deutschen Erzähler: Musäus, Tieck, La Motte Fouqué, Hoffmann, mit kurzen Lebensnotizen von diesen sämtlichen; der vierte Band enthält meine Wanderjahre und von meinem Leben eine freundliche Darstellung.

Überhaupt ist hier zu bemerken, was schon früher von der Schillerschen Biographie dieses Verfassers gesagt worden: alle diese kurzen Biographien sind mit Neigung, aber mit Klarheit geschrieben; was er als Mängel seiner Autoren tadeln könnte, das behandelt er als Eigenschaften und Eigenheiten, und so entsteht doch zuletzt das Bild eines lebendigen, wenn auch nicht durchaus lobenswürdigen Menschen.

An den Grafen Brühl

[Generalintendanten der Königlichen Schauspiele zu Berlin].

[23. Oktober 1828] Bei denen unendlich mannigfaltigen Verkreuzungen der irdischen Schicksale lassen wir uns allenfalls dasjenige gefallen, was einem gewissen Naturgang analog zu sein scheint. Wenn die Älteren abgerufen werden, so mag es gelten, denn das ist im Flusse der Jahre doch immer das regelmäßige Hingehen; deswegen wir auch die Geschichte der alten Patriarchen immer wieder mit Vergnügen lesen, weil derjenige, der in hohen Jahren zu seinen Vätern versammelt wird, ebenso gut seinen Platz einnimmt als der Bräutigam neben der Braut am Hochzeitstage. Das müssen wir zugeben, weil ja sonst keine Folge der Zustände denkbar wäre.

Kehrt es sich aber um, und der Jüngere geht vor dem Älteren hin, so empört es uns, weil wir denken, die Natur sollte wenigstens ebenso vernünftig sein als wir selbst, die wir doch eigentlich nur dadurch Menschen sind, daß wir unsern Zuständen eine gewisse Folge zu geben trachten, weil wir sehr elende Kreaturen wären, wenn wir nicht auf morgen und übermorgen, aufs nächste Jahr und Jahrzehend uns und, was sich mit uns vereint hat, zu versorgen und sicherzustellen trachteten. —

Vorstehendes war gleich nach Empfang Ihres teuren Briefes geschrieben; auf einmal aber hielt ich inne, denn ich fühlte wohl, hier stehe das große Problem vor mir, welches aufzulösen dem Menschen wohl nicht gegeben sein möchte. Betrachten wir uns in jeder Lage des Lebens, so finden wir, daß wir äußerlich bedingt sind vom ersten Atemzuge bis zum letzten, daß uns aber die höchste Freiheit doch übriggeblieben ist, uns innerhalb unsrer selbst dergestalt auszubilden, daß wir uns mit der sittlichen Weltordnung in Einklang setzen und, was auch für Hindernisse sich hervortun, dadurch mit uns selbst zum Frieden gelangen können.

Dies ist bald gesagt und geschrieben, steht aber auch nur als Aufgabe vor uns, deren Auflösung wir unsre Tage durchaus zu widmen haben. Jeder Morgen ruft uns zu, das Gehörige zu tun und das Mögliche zu erwarten.

Goethe zu Eckermann

[23. Oktober 1828] Mir ist nicht bange, sagte Goethe, daß Deutschland nicht eins sein werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines „Ausländers". Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr! Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige Residenz habe und daß diese Eine große Residenz wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die

einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht, und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche verbreitete Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken; an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl, denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen Punkt in Frankreich!

Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich tragen, denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen

ausgehen, und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen?
Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen: würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgendeinem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln.

An Marianne von Willemer

[die, während Goethe auf Schloß Dornburg weilte, mit ihrem Gatten die Schweiz bereist hatte. Das Gedicht hatte Goethe in Dornburg, in der dritten Nacht vor seinem einundachtzigsten Geburtstage, niedergeschrieben, als er einem alten Versprechen gemäß angesichts des aufgehenden Vollmondes in besonderer Weise der geliebten fernen Freundin gedachte.]
[Weimar, 23. Oktober 1828] Mit dem freundlichsten Willkomm die heitere Anfrage: wo die lieben Reisenden am 25. August sich befunden und ob Sie vielleicht, den klaren Vollmond beachtend, des Entfernten gedacht haben?
Beikommendes gibt, von seiner Seite, das unwidersprechlichste Zeugnis. Vernehm ich hierauf das Nähere, vielleicht auch erhalt ich einen Auszug aus dem umständlicheren Tagebuch, so erwidre noch manches, besonders vielfachen Dank für die so zahlreich gespendeten Stachelfrüchte. Begleitet von allen dornfreien Gefühlen die besten Wünsche!

Dem aufgehenden Vollmonde

Willst du mich sogleich verlassen? Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen, und nun bist du gar nicht da.
Doch du fühlst, wie ich betrübt bin, blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin, sei das Liebchen noch so fern.
So hinan denn! hell und heller, reiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller, überselig ist die Nacht.

An Goethe von Marianne von Willemer

[Frankfurt, 2. November 1828] Der Inhalt Ihres liebevollen Briefes gereichte mir zu großer Erquickung, und wenn dies auch stets der Fall ist, so verfehlte er seine heilbringende Kraft um so weniger, als ich

gerade zu Bette lag, wie mir diese Herzstärkung gereicht wurde; eine Halsentzündung, die ich mir durch arge Erkältung zugezogen hatte, von heftigen Kopfschmerzen begleitet, ist nun glücklich überstanden, und obschon mein Kopf noch an Schwäche leidet, fühle ich mich im Herzen stark genug, für den neuen Beweis von Liebe und Anhänglichkeit auf das innigste zu danken. Aber Sie sind gewiß überzeugt, daß Sie Ihre Neigung an keine Undankbare verschwenden, auf der ganzen Reise waren Sie unser steter Begleiter in der schauerlichen Einöde des Münstertales, auf der Höhe des Stilvios [Giogo di Stelvio, Stilfser Joch], in der furchtbaren Nähe des Ortlesgletschers, durch das reizende Veltlin, auf dem schönen Comer See, und vor allem in dem wunderbar und herrlich gelegenen Chiavenna sprachen wir immer von Ihnen, mein Freund, und der Wunsch, daß Sie dies alles mit uns sehen könnten, wurde lebhaft und oft von uns beiden ausgesprochen; wie oft dachte ich mir Sie mit dem Hammer diesem wunderbaren Gestein eine Antwort entlockend, besonders in der Via Mala, wo die sonderbarsten Verbindungen und Mischungen den Unwissenden in Hieroglyphen anstarren, die er nicht zu lösen versteht. Wenn es Ihnen wirklich Freude macht, so könnte ich wohl kleine Auszüge aus meinem Tagebuch liefern, ich würde dann von Zeit zu Zeit einiges aufschreiben und schicken, wenn es sich schickte. Doch fürchte ich sehr, Sie damit zu belästigen, auch sind meine Bemerkungen sehr oberflächlich, und eine Reise im Fluge ist nicht geeignet, einen vollständigen und dauernden Eindruck zu hinterlassen; man tut eben was man kann und sucht sich soviel wie möglich das Fehlende zu ergänzen. Doch ist eine Reise im Wagen mit möglichster Bequemlichkeit, jeder Sicherheit, wie eine furchtbare Lokalität sie gewähren kann, auf den vortrefflichsten Straßen, in jetziger Zeit viel interessanter, als die meisten der mühsamen Fußreisen, denen man sich in der Schweiz unterzog, um die Schneeregion zu besteigen. Über das Wormser Joch fährt man einen ganzen Tag, immer dem Ortlesgletscher gegenüber, ohne ihn aus dem Gesicht zu verlieren, ist durch ein enges, aber furchtbar tiefes Tal von ihm geschieden und kommt auf der Höhe des Berges über ihm zu stehen, wo man den herrlichen Anblick seiner nach und nach auftauchenden Silberspitzen hat, von denen die Ortlesspitze die höchste ist; wer einmal diesen Weg machte, wird ihn gewiß nie vergessen, aber schwerlich zum zweitenmal machen. Und so bietet beinahe jede von den neuen Kunst-

straßen einen eigenen Reiz: der Weg über den Splügen ist unbeschreiblich schön, die Via Mala ist der schauerlichste Felsenpaß in der ganzen Schweiz, nur die Finstermünz in Tirol ist ihr gleichzustellen, und um so ängstlicher, als das Gestein, ein weicher Tonschiefer, den die Frühlingsgewässer unaufhörlich unterwaschen und die Wurzeln der halbverwitterten Fichten entblößen, den Weg viel gefährlicher macht. Wenn noch die Chaussee den Comer See entlang und über den Gotthard fertig ist, so wird eine Reise dahin zu einer Art Landpartie, die man bequem in vierzehn Tagen machen kann und das Merkwürdigste sieht, was jene Alpenpässe bieten; wiewohl man nicht leugnen kann, daß ein großer Reiz, den das Unzugängliche dieser Berge hatte, beinahe schwindet. Der Weg in „das Land, wo die Zitronen blühen", ist nicht mehr von Gefahren aller Art bedroht, wiewohl selbst die sichersten Straßen übermütig erscheinen, denn ein Fels, der sich oben löst, zerstört ebenso sicher als ein Sturz in die Tiefe, so ist doch scheinbar jedes Hindernis überwunden, und wo sonst das Maultier im Nebel seinen Weg suchte, rollt jetzt ein Phaeton mit raschen Pferden bespannt, und Mylord und Mylady sitzen im eleganten Reisekostüm, mit Büchern wohl versehen, und vergleichen sorgfältig das Gedruckte mit dem, was geschrieben steht, insofern sie dies lesen können.

Was nun aber den 25. August anlangt, so kann ich ausführliches und überstimmendes Zeugnis von ihm geben: Morgens früh von Schaffhausen abgereist, kamen wir zeitig durch das überaus schöne Höllental nach Freiburg, wo wir sogleich den Münster sahen, und bis zur vollkommenen Dämmerung in der Kirche blieben. In dem Gasthof, wo wir abgestiegen waren, hatte unser Zimmer einen Balkon auf eine breite freundliche Straße, die ungemein belebt war. Halb Freiburg ging spazieren, und als nun der Mond, den ich leider nicht aufgehen sah, über die Gipfel der Häuser trat, war es so reizend und glänzend in dem behaglichen Städtchen, daß wir uns noch unter die Wandelnden mischten und den Weg nach dem Münster einschlugen, den wir im Silberlicht des Mondes unbeschreiblich schön sahen. Nach Hause gegangen, blieb ich noch lange Zeit auf dem Balkon und ließ jenes unvergleichliche Mondlied dem Gefühle und den Worten nach in meiner Seele anklingen; ich erinnerte mich jener Zeit, wo ich es Ihnen so oft gesungen, und fühlte „jeden Nachklang froher und trüber

Zeit". Hätte ich ahnen können, wie in diesem Augenblicke wirklich des Freundes Auge mild über meinem Geschick weilte, ich würde gern mit ihm gerufen haben: „Überselig ist die Nacht!"

Auf dem Schlosse in Heidelberg habe ich wieder guter Zeiten gedacht, und ich muß es mit zu den Ereignissen meines Lebens zählen, daß ich so oft und immer wieder dahin komme, wo ich zu so verschiedener Zeit und Gemütsstimmung war.

Nachschrift von Willemer: Ein schöner Traum. Meine Frau ist ein Engel ohne Flügel in ihrem Hauswesen, aber ein Engel mit Flügel, wenn sie reist. Daß wir doch eine solche Reise zusammen machen könnten, Sie und Marianne in einer leichten Chaise und Ihr Bedienter mit drei Pferden, ich und mein Bedienter in einer noch leichteren mit zwei Pferden; aber ich erwache und — — — doch zur Verwirklichung meines Traums ist nur eins erforderlich: Ihre Beistimmung nächsten Sommer. W.

Eckermann erzählt

[2. April 1829] Beim Nachtisch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japanesische Pflanze vor uns auf den Tisch stellen. Ich bemerkte, daß von beiden Pflanzen eine verschiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japanesische Pflanze dagegen barbarisch, melancholisch wirke.

Sie haben nicht unrecht, sagte Goethe, und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemütsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß: wer sein Leben lang von hohen ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein andrer Mensch werden, als wer täglich unter luftigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im allgemeinen nicht so sensibler Natur sind, als wir anderen, und daß sie im ganzen kräftig vor sich hin leben, ohne den äußeren Eindrücken so viele Gewalt einzuräumen. Aber so viel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volkes zu vollenden. Auch ist zu bedenken, daß die frühesten Stämme meistenteils von einem Boden Besitz nahmen, wo es ihnen gefiel und wo also die Gegend mit dem angeborenen Charakter der Menschen bereits in Harmonie stand.

An Goethe von Zelter

[Berlin, 6. April 1829] Wenn ich mein Exemplar der Farbenlehre verleihen wollte, denn man weiß, daß ich's besitze, so würde ich's wenig zu sehn bekommen. Noch vor kurzem sagte ich's einem: Kaufen Sie sich's selber und lesen Sie den Index, da werden Sie Ihresgleichen finden. Meine alte Schwägerin von sechsundsiebzig Jahren wird nicht satt, und wenn sie damit fertig ist, fängt sie von vorn an, es wieder durchzugehn; sie versteht mehr davon, als alle die Kerls, und gibt wohl einmal einem eine Tachtel darüber, was einer alten Frau nicht gar übelgenommen wird, die auch etwas Drachenblut hat ...

An Zelter

[17. Mai 1829] Die werte alte Dame, welche meine Farbenlehre wie eine Art Bibel behandelt, mußte mich sehr freuen. Das Büchlein enthält freilich vieles, was man sich zueignen kann, wenn man auch das viele, was uns nichts angeht, auf sich beruhen läßt. Ein gar verständiger Aufsatz über das Kolorit, in bezug auf diese Farbenlehre, steht im Januar des Morgenblatts dieses Jahres. Es ist ein praktischer Künstler, welchem das ihm Nutzbare lebendig geworden ist; er konnte noch etwas weiter gehen; ich nehme zu meiner Beruhigung in diesem Sinne die Sache selbst noch einmal vor. Wenn eine Haupt- und Grundmaxime nur erst einmal eingreift, so kann man schon nachrücken. Glücklicherweise widersteht dem Künstler nichts in dem Meinigen, und was er mir zugibt, kann er gleich brauchen. Daß aber ein Mathematiker aus dem Hexengewirre seiner Formeln heraus zur Anschauung der Natur käme und Sinn und Verstand unabhängig wie ein gesunder Mensch brauchte, werd ich wohl nicht erleben. Es wird allein dadurch möglich, daß ein junger frischer Mann, ehe er sich in jene Labyrinthe einläßt, den Faden aus den Händen der liebenswürdigen Natur empfange, der wahren Ariadne, die uns allein beseligt, welcher wir zeitlebens nicht untreu werden können ...

An Ernst Meyer

[1791—1858. Mediziner und Botaniker, Professor zu Königsberg.] [Weimar, 23. April 1829] Sonderbar ist es, daß der Mensch nicht so leicht begreift, wie rätlich und nützlich es sei, die einmal anerkannten Anfänge getrost gelten zu lassen, indem wir uns in der Anwendung doch immer unendlich abzumühen haben. Mäkelt man doch

nicht am Einmal-Eins und rechnet in Gottes Namen lebenslänglich weiter.

Mir war dieses wunderliche Bestreben der Menschen, immer auf ihre eigene Weise von vorn anfangen zu wollen, desto auffallender, als ich für mich selbst und um mein selbst willen auf das erste hinzudringen strebte, und wo ich es auch finden mochte, in der Natur oder Überlieferung, nachher unbesorgt blieb, wie sich Leben aus und auf Leben enthüllen mochte. Anstatt aber das Einfachere sich und andern fruchtbar zu entwickeln, dreht man sich um den Anfang herum, dem man doch eher nichts abgewinnt, als wenn man auf ein lebendiges Fortschreiten aufmerkt ...

An Zelter

[29. April 1829] Hierbei werd ich veranlaßt, Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zuviel Anteil schenken, was uns nichts angeht.

Seit den sechs Wochen, daß ich die sämtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte.

Friedrich Förster erzählt

[Friedrich Förster, 1791—1868, zuerst Lehrer der Geschichte und Geographie an der Artillerieschule zu Berlin, 1815 als „Demagoge" seines Amtes entsetzt, seit 1829 Kustos an der Kunstkammer zu Berlin.]

[Weimar, Mai 1829] Ich fand ihn an einer Augenentzündung leidend, durch einen grünseidnen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt. „Das hohe Alter", sagte er, „fordert so manchen Tribut von uns. Verdunkelung des Augenlichts — wir haben ja mit gutem Grunde das Auge sonnenhaft genannt — ist der empfindlichste für mich, da ich dadurch an mancher mir liebgewordenen Gewohnheit verhindert werde ..."

„Wenn mich auch", äußerte Goethe, „keine andere Nation mit Besuchern so belästigt wie die englische, so muß ich doch auch zugeben, daß es ihr keine an splendider Schicklichkeit zuvortut. Vor etwa sechs

Wochen hatte mir ein mit unserer Literatur sich beschäftigender Engländer eine Übersetzung meines Faust in zierlicher Reinschrift mit dem Ersuchen um Begutachtung zugesendet. Mit der Begründung, daß ein Augenleiden mir nicht gestatte, Handschriftliches zu lesen, bat ich zu entschuldigen, wenn ich seinem Wunsche zu entsprechen in nächster Zeit nicht imstande sein würde. Da erhalte ich nun gestern ein mit splendiden großen Lettern eigens für mich gedrucktes Exemplar mit dem Wunsche, daß es mir möglich sein möge, diese Schrift zu lesen, ohne meinen Augen zu schaden. Dr. Vogel will mir aber nicht gestatten, meine immer noch entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen, andrerseits wünsche ich dem Lord einige freundliche Worte zu sagen. Ich bitte Sie daher, die Übersetzung mit sich zu nehmen und mir, was Sie darin Bemerkenswertes finden, mitzuteilen und die betreffenden Stellen vorzulesen."

Am folgenden Tage fand ich mich zu der mir bestimmten Stunde ein und las zuerst die Zueignung vor, welche Goethe sehr gelungen fand und der er den Vorzug vor einer ihm ebenfalls in diesen Tagen zugeschickten französischen Übersetzung von Stapfer (mit lithographierten Illustrationen in Folio von Delacroix) zuerkannte. Als ich aussprach, wie es mich befremdet habe, daß die prachtvolle Eröffnungsszene im Himmel in der englischen Übersetzung fehle, da sie mir doch von höchster Bedeutung, auch die Schwierigkeit der Übertragung keineswegs unüberwindlich erscheine, bemerkte Goethe: „Nicht die Schwierigkeit der Übersetzung wird den edlen Lord behindert haben, es sind religiöse oder vielmehr hochkirchliche Skrupel, vielleicht nicht seine eigenen, aber die seiner vornehmen Gesellschaft. Nirgendwo gibt es so viele Heuchler und Scheinheilige wie in England; zu Shakespeares Zeit mag das doch wohl anders gewesen sein."

Weiter hatte ich mitzuteilen, daß mir Gretchens Lied ‚Es war ein König in Thule' nicht ganz getreu wiedergegeben scheine. Die Stelle:

Und als er kam zu sterben, / zählt er seine Städt und Reich,
gönnt alles seinen Erben / den Becher nicht zugleich.

hat Mylord übersetzt:

He called for his confessor, / left all to his successor —

(Auf dem Sterbebette ließ er seinen Beichtvater — confessor — rufen, wahrscheinlich nur wegen des Reimes auf successor — Nachfolger.)

Goethe lachte herzlich. „Ließ seinen Beichtvater rufen!" wiederholte

er; wir wollen dem edlen Lord begreiflich machen, daß der König von Thule vor der Sündflut regierte. Beichtväter gab es damals nicht."

Auch über die französische Übersetzung Bericht zu erstatten, übertrug er mir, und da gab es denn auch der Kuriosa viele. „Die neueren und neuesten Übersetzer des Faust", bemerkte Goethe, „sind, was die Unkenntnis unserer Sprache betrifft, nicht hinter ihrer geistreichen und berühmten Landsmännin, der Frau von Staël, zurückgeblieben, welche sich doch ein unbestreitbares Verdienst um die deutsche wie um die französische Nation erworben, indem sie durch ihr Buch Sur la littérature allemande ihren Landsleuten Bekanntschaft mit unsern Leistungen, den Deutschen Anerkennung bei den Franzosen verschafft hat. Wenn man aber einem mit der französischen und deutschen Sprache vollkommen vertrauten Literaten den Vers der Madame de Staël aufgäbe:

Ne m'interprète pas mal, charmante créature!

so würde er schwerlich übersetzen, wie es bei mir heißt:

Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht!

Auch hätte Freund Schlegel das lächerliche Mißverständnis beseitigen können, welches dadurch entsteht, daß Frau von Staël Gretchens Ausruf, als sie in der Kirche ohnmächtig niedersinkt:

Nachbarin, Euer Fläschchen!

übersetzt:

Ma voisine, une goutte!

als ob Gretchen die Nachbarin um ihre Branntweinflasche anspräche, nicht um das Riechfläschchen."

Das gab Veranlassung, noch anderer dergleichen belustigender Übersetzung zu gedenken.

Faust: Heiße Magister, heiße Doktor gar!

ist übersetzt worden:

On me nomme Maître, Docteur Gar.

Von Gretchen sagt Faust:

Wie sie kurz angebunden war / das ist nun zum Entzücken gar!

Hierbei läßt der Übersetzer das gar unberücksichtigt, allein das kurz angebunden, d. h. schnippisch, nimmt er für hoch aufgeschürzt:

Et sa robe courte, juste, / vraiment c'était à ravir!

Ein Engländer sprach seine Verwunderung darüber aus, daß in der

Romanze Der Erlkönig der Vater als so übermäßig besorgt um den Knaben geschildert werde, während er doch mit einer so zahlreichen Familie gesegnet gewesen sei. Auf die Bemerkung, daß hierüber in dem Gedicht nichts erwähnt sei, rezitierte er mit kaum geöffneten Lippen:

Dem Vater grauset, er reitet geschwind,
er hält in den Armen das achtzehnte Kind.

Auch durch Druckfehler sind Sinnentstellungen entstanden. In dem zum 7. November 1825 veranstalteten Prachtdruck der Iphigenie hat der Setzer die Worte der an die Lieben in der Heimat Denkenden:

denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,

zu verbessern gemeint:

denn ach, mich trennt das Meer von dem Geliebten.

Aus irgendeinem Nachdruck hörte ich singen:

Die Augen gingen ihm über / so oft trank er daraus.

„Bei alledem", bemerkte ich, „darf es uns Deutschen zu großer Genugtuung gereichen, wenn wir sehen, wie das tiefsinnigste Werk der deutschen Dichtkunst, der Faust, wie ein Evangelium durch die ganze Welt seine Wanderung angetreten hat, und wie Dichter und Philosophen der fremden Nationen sich bemühen, in seinen Geist einzudringen." Mit zustimmendem Kopfnicken äußerte Goethe: „Nun ja, wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen; das fängt schon an zu gären: sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich daraus ein Backwerk nach ihrem Geschmack zurechtmachen. Unterdessen werden wir zu Haus uns nach und nach in diesem wunderlichen Labyrinthe zurechtfinden lernen."

An C. E. Schubarth

[Weimar, 10. Mai 1829] Sie sind, mein Wertester, beschäftigt, sich in dem weiten Kreise, der dem menschlichen Geist eröffnet ist, neben aller Philosophie zu ergehen und hie oder dort, wo es Ihnen gefallen möchte, sich anzusiedeln. Da ich auch kein anderes Bestreben kenne, als mich selbst, nach meiner Weise, soviel als möglich auszubilden, damit ich an dem Unendlichen, in das wir gesetzt sind, immer reiner und froher Anteil nehmen möge, so kann ich nicht anders als den Weg billigen, den Sie auf gleiche Weise eingeschlagen haben.

Da muß ich jedoch bekennen, daß die polemischen Richtungen bei mir

immer schwächer werden und sich nach der inneren Einheit zusammenziehen; denn die Gegenstellungen sind immer dergestalt unvermeidlich, daß, wenn man den Menschen ganz genau in zwei Hälften spaltete, die rechte Seite sogleich mit der linken in Streit geraten würde. In eben dem Sinne tadle ich jedoch die Jugend nicht, wenn sie den Gegensatz, den sie in sich gegen anders Denkende empfindet, polemisch ausspricht, sich von dem Widerwärtigen trennt und sich in der Teilnahme Gleichgesinnter höchlich erfreut.

An Pauline Schelling geb. Gotter

[aus Gotha in München. Der Philosoph Schelling hatte nach dem Tode seiner Frau Caroline geb. Michaelis aus Göttingen sich mit ihrer Freundin, der Tochter von Goethes Wetzlarer Freunde Gotter, dem 1791 gestorbenen gothaischen Geheimsekretär, wieder verheiratet.]

[29. September 1829] Ihre liebe anmutige Hand, meine teuerste Freundin, wiederzuerblicken, das ehrenvolle Andenken, das Ihr edler Gatte mir gewidmet, zugleich zu vernehmen, dies fügte sich zu den köstlichen Gaben, welche mir an dem merkwürdigen Feste geworden.

Wenn man eine Jahreshöhe nach der andern ersteigt und sich von so manchen irdischen Dingen nach und nach entfernt, so ist nichts tröstender, gibt nichts einen sicherern Begriff von unverwüstlicher Dauer, als wenn wir frühere geliebte und verehrte Freunde uns noch immer so nah fühlen, als wären wir örtlich niemals von ihnen getrennt gewesen. Sucht man sich selbst im Leben gleich zu bleiben und dadurch sein Dasein zu vergewissern, so kann uns äußerlich nichts einen größeren Halt geben, als wenn wir erfahren, daß andere, die wir längst als trefflich und musterhaft anerkannt, sich gegen sich selbst und gegen uns in gleicher beständiger Lage befinden ...

An Zelter

[1. November 1829] Wenn man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen will, so müssen es Konfessionen sein, man muß sich als Individuum hinstellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen sich herausfuchen, was ihnen gemäß ist und was im allgemeinen gültig sein mag. Dergleichen blieb uns viel von unsern Vorfahren ...

Wenn man mit sich selbst einig ist, ist man es auch mit andern. Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich

fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert; nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne des andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie kontroversieren.

An Julius Eduard Hitzig

[geb. 1780. Direktor des Inquisitoriats am Kammergericht zu Berlin.] Die deutsche Poesie bringt — man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen — eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere; am wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das, was es ist. Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen, daß die französische Poesie sowie die französische Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich nur als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen, um den Gegenteil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nötig hat, geistreich zu sein.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurteilen, und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denkend macht...

Eckermann erzählt

[27. Dezember 1829] Heute nach Tisch las Goethe mir die Szene vom Papiergelde. [Aus dem zweiten Teil des Faust.] Sie erinnern sich, sagte er, daß bei der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es an Geld fehlt, welches Mephistopheles zu verschaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskerade fort, wo Mephistopheles es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt, welches, dadurch zu Geldeswert erhoben, tausendmal vervielfältigt und verbreitet wird.

In dieser Szene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiser zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er getan hat. Der Schatzmeister übergibt die Banknoten und macht das Verhältnis deutlich. Der Kaiser, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einsicht in den Gewinn hocherfreut, macht mit der neuen Papiergabe seiner Umgebung reichliche Geschenke und läßt im Abgehen noch einige tausend Kronen fallen, die der dicke Narr zusammenrafft und sogleich geht, um das Papier in Grundbesitz zu verwandeln.

Indem Goethe die herrliche Szene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephistopheles herleitet und dadurch ein Hauptinteresse des Tages so bedeutend verknüpft und verewigt.

Kaum war die Szene gelesen und manches darüber hin und her gesprochen, als Goethes Sohn herunterkam und sich zu uns an den Tisch setzte. Er erzählte uns von Coopers letztem Roman, den er gelesen und den er in seiner anschaulichen Art auf das beste referierte. Von unserer gelesenen Szene verrieten wir nichts, aber er selbst fing sehr bald an, viel über preußische Tresorscheine zu reden, und daß man sie über den Wert bezahle. Während der junge Goethe so sprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiderte, und wodurch wir uns zu verstehen gaben, wie sehr das Dargestellte an der Zeit sei.

[3. Februar 1830] Bei Goethe zu Tisch. Wir sprachen über Mozart. Ich habe ihn als siebenjährigen Knaben gesehen, sagte Goethe, wo er auf einer Durchreise ein Konzert gab. Ich selber war etwa vierzehn Jahr alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich. — Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder, zu hören, daß Goethe alt genug sei, um Mozart als Kind gesehen zu haben.

[10. Februar 1830] Goethe schickte darauf seinen Bedienten, um sich nach der Großherzogin-Mutter zu erkundigen, die sehr krank geworden und deren Zustand ihm bedenklich schien. „Sie hätte den Maskenzug nicht sehen sollen," sagte er, „aber fürstliche Personen sind gewohnt, ihren Willen zu haben, und so ist denn alles Protestieren des Hofes und der Ärzte vergeblich gewesen. Dieselbige Willenskraft, mit der sie Napoleon widerstand, setzt sie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und so sehe ich es schon kommen: sie wird hingehen, wie der

Großherzog, in voller Kraft und Herrschaft des Geistes, wenn der Körper schon aufgehört haben wird, zu gehorchen." Goethe schien sichtbar betrübt und war eine Weile still. Bald aber sprachen wir wieder über heitere Dinge.

[14. Februar 1830] Diesen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tisch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem soeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei seinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erster Gedanke, und so betrat ich mit einiger Apprehension das Haus. Die Dienerschaft sagte mir, daß seine Schwiegertochter soeben zu ihm gegangen sei, um ihm die betrübende Botschaft mitzuteilen. Seit länger als fünfzig Jahren, sagte ich mir, ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besonderen Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief betrüben. Mit welchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tisch sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passiert wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge. Nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an, und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar. Hofrat Vogel ließ sich melden; er setzte sich zu uns und erzählte die einzelnen Umstände vor dem Hinscheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in seiner bisherigen vollkommenen Ruhe und Fassung aufnahm. Vogel ging wieder, und wir setzten unser Mittagsessen und Gespräche fort...

Zu Goethes Geburtstage im Jahre 1827 hatte sich der kunstsinnige und hochherzige König Ludwig I. von Bayern in Weimar eingefunden, um dem verehrten Dichter mit seinen Glückwünschen das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone persönlich zu überbringen. Im folgenden Jahre hatte der König durch seinen Hofmaler Stieler das durch viele Wiedergaben bekannte, heute in der neuen Pinakothek zu München befindliche Bildnis Goethes in Weimar

malen lassen. Im Herbst 1829, als Goethe die Bearbeitung seines Briefwechsels mit Schiller beendete, widmete er die Arbeit seinem königlichen Verehrer. In der Zueignung sprach er die Überzeugung aus, wie sehr dem zu früh verstorbenen Freunde „das Glück, Ew. Majestät anzugehören, wäre zu wünschen gewesen ... Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung ..."
Hierin glaubte der preußische Minister Beyme einen Vorwurf gegen die Fürsten Deutschlands zu sehen, den von seinem Könige abzuwenden er eine „Berichtigung" veröffentlichte. Darin ward bekanntgegeben: „daß unser allerteuerster König Schillern, als dieser den Wunsch geäußert hatte, sich in Berlin niederzulassen, und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus allerhöchst eigner Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 Rtlr. nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage zugesichert hatte. Nur dessen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod haben den großmütigen Monarchen und unser engeres Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen."
An Varnhagen von Ense, der ihm die in mehreren Blättern erschienene „Berichtigung" übersandte, richtete Goethe das Ersuchen, „des Herrn Staatsministers von Beyme Exzellenz meinen verpflichteten Dank auszusprechen: daß dieselben mich von jener bedeutenden Eröffnung alsobald haben in Kenntnis setzen lassen. Freilich konnte der mit jener Erinnerung verbundene Schmerz dadurch nur gesteigert werden, indem ich erfuhr: gerade da, als ich den unschätzbaren Freund, nach einem strebsamen, leidensvollen Leben, in seinem sechsundvierzigsten Jahre scheiden sah, eben in diesem Augenblick sei die größte Beruhigung für seine spätern Tage durch die Gunst eines großen Monarchen vorbereitet gewesen."
Inzwischen hatte der Philosoph Niethammer in München, von 1792 bis 1803 in Jena mit Schiller befreundet, Goethe durch den Kanzler von Müller bitten lassen, die in der Berichtigung enthaltene Herabsetzung Schillers zurückzuweisen: „... Mich aber empört die Beschuldigung besonders darum, weil ich aus dem Munde meines verewigten

Freundes selbst noch weiß, daß er bei seiner Reise nach Berlin nichts weniger dort als eine Anstellung gesucht hatte, und daß nicht seine Krankheit, sondern seine Treue, mit der er dem verstorbenen Herzog anhing, Ursache war, daß das freie Anerbieten ohne Erfolg blieb ..." Goethe, sachlich wohl besser unterrichtet als Niethammer, ließ sich auch durch diesen Brief nicht in die Preßfehde hineinziehen, die seine freundlichen Widmungsworte an den König Ludwig so unerwartet hervorgerufen hatten.

An Friedrich von Müller

[Weimar, 21. Mai 1830] In dem zurückgehenden mir anvertrauten Brieflein unseres werten Niethammers finde ich, mein verehrter Freund, des wackeren Mannes treue Gesinnungen, die regsten Erinnerungen früher guter Zeiten, einen warmen Anteil an der Vergangenheit, wie er ihn sonst an der Gegenwart nahm. Wird mir aber der Gute verzeihen, wenn ich ausspreche: daß ich zu der fraglichen Angelegenheit nicht ein gleiches Verhältnis habe?

In meinen hohen Jahren muß die unverbrüchliche Maxime sein, durchaus und unter jeder Bedingung im Frieden zu leben; ich möchte um keinen Preis, bei irgendeiner Kontestation, sie habe einen politischen, literarischen, moralischen Anlaß, als tätig mitwirkend erscheinen.

Was sollte aus den schönen mir noch gegönnten Lebenstagen werden, wenn ich Notiz nehmen wollte von allem, was in dem lieben Vaterlande gegen mich und meine Nächsten geschieht! Unserm werten Freunde ist wahrscheinlich mehr wie mir bekannt, was für Neckereien und Tücken, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten gegen mich ausgehen; ich weiß nur davon, was manchmal ein gegenwärtiger teilnehmender Freund oder wohlwollende Korrespondenten erwähnen. Hör ich doch, daß selbst aus dem Königreiche, dessen höchster Herrscher, wie ein Stern erster Größe, günstig über meinen Schicksalen waltet, das Widerwärtigste verlautet, und zwar, was noch sonderbarer scheint, unter der Firma meines werten Verlegers, mit dem ich seit vielen Jahren in freundlichster Verpflichtung stehe. Hat man jemals von mir eine Reklamation deshalb vernommen, auch nur einen Laut? [Es handelt sich um Angriffe in Menzels Stuttgarter Literaturblatt und in der (damals Augsburger) Allgemeinen Zeitung, gegen deren

gehässige Klatschereien Goethe schon 1806 protestiert hatte. Am 3. Juli 1830 bemerkt er in einem Briefe an S. Boisserée: „Freilich sollte es mir leid tun, wenn ich mein Leben zugebracht hätte, um zu denken wie die Augsburger Kunst- und Literaturblätter . . ."]

Möge vorstehendes unsern hochgeschätzten Freund in München, den ich schönstens grüße, einigermaßen geneigt machen, es für recht zu halten, wenn ich auf jene Berichtigung schweige, und dem Publikum überlasse, was es darüber denken und urteilen will. Ich benütze diese Tage, was an mir noch zu berichtigen möglich ist, zu berichtigen, und glaube so der mir durch mein ganzes Leben höchst geneigten Vorsehung nach Absicht und Willen zu handeln.

An S. Boisserée

Ich will gestehen, daß bei meiner neuen Ausgabe für mich unter mancherlei Gutem der größte Gewinn dadurch entsteht, daß ich zu meinen Freunden unmittelbar hinzutrete. Bedenk ich manchmal, daß man gelegentlich ganze Strecken eines angenehm genutzten Lebens mit dem einen und dem andern tagtäglich, stundstündlich zusammen war und recht gätliche Fäden miteinander zwirnte, so will es fast seltsam erscheinen, wenn nachher ein jeder auf eigenem Weg, in besonderer Weise fortmühen und streben muß, ohne daß man sich auf irgendeine Weise berühre oder merke, daß man einander angehöre.

Daher denk ich bei allem, was ich tue, treibe und dichte, wie das wieder einmal eben zu jenen Freunden gelangen möge; sagen sie mir's nun, daß dies gelungen sei, so ist es ein freudiges Ereignis, ein geistiges Händereichen über eine ungeheure Kluft. Ich empfehle Ihnen auch in diesem Sinne das (33.) Bändchen der Rezensionen; ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor, denn ich erinnere mich ja nicht mehr, daß ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahr es nunmehr als eine entschiedene Neuigkeit und freue mich nur über die honette, treue Weise, womit ich früher oder später dergleichen Dinge genommen . . . [Es handelt sich um die „Rezensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen", die der junge Goethe vor fast sechzig Jahren geschrieben und die der alte nun in den 33. Band der „Ausgabe letzter Hand" seiner Werke aufgenommen hatte.]

An Zelter

[8. Juli 1830] Ferner hab ich wohl schon gemeldet, daß mein Sohn mit Dr. Eckermann seit Ende Aprils eine Reise nach Süden unternommen. Seine Tagebücher unterwegs bis Mailand, von da bis Venedig, zeugen von seinen guten Einsichten in die irdischen Dinge, von besonnener Tätigkeit, sich mit Menschen und Gegenständen bekannt zu machen und zu befreunden. Der große Vorteil für ihn und uns wird daraus entstehen, daß er sich selbst gewahr wird, daß er erfährt, was an ihm ist, welches in unsern einfach beschränkten Verhältnissen nicht zur Klarheit kommen konnte. Zu allem diesem wirst Du Deinen Segen geben. Und hiermit allen guten Geistern empfohlen!

An den Sohn

[3. September 1830] Wer in Rom eingetreten ist, dem kann man nichts sagen; wenn er fühlt, daß er neugeboren ward, so ist er's wert und mag denn auch bei einem längern Aufenthalt in allem Guten fortwachsen. Alles übrige würde an die Rhetorik des Polonius erinnern, eine Rolle, die ich (wer kann sagen mit Recht oder Unrecht) niemals übernommen habe, die heute aber, den 3. September, gar nicht stattfände, da Dein tröstlicher Brief, abgeschlossen Spezia, den 18. August, uns Deine Genesung zugleich mit dem guten Gebrauch der Zeit und Umstände klar und deutlich berichtete.

Heute feiern wir wie vor alters den Geburtstag unsers alten Herrn mit der gewohnten Ausstellung, mit treuen Erinnerungen im stillen. Mein Geburtstag ward auch sehr lebhaft begangen, ich entschloß mich hierzubleiben; warum soll man so vielem Lieben und Guten ausweichen? Viele Gönner und Freunde, die ich vielleicht des Jahrs nur selten sehe, traten ein, auch unsre gnädigsten Herrschaften. Viele Geschenke prunkten, ein wohlgearbeiteter silberner Pokal war von Frankfurter Wohlwollenden gesendet, dahinter vierundzwanzig Flaschen Stein- und sonstigen edlen Frankenweins von alten und neuen Jahrgängen. Prächtige Kissen, Rouleaux und dergleichen, nur zu kostbar, um mit Behagen gebraucht zu werden; überdies andere gute, wohl auch scherzhafte Dinge ...

[17. September 1830] Was soll ich von unsern Zuständen sagen? Im Hause, bei Hof und in der Stadt kommt nichts vor, was nicht aus den Zuständen ganz folgerecht hervorginge. Im allgemeinen hat ein alber-

ner Nachahmungstrieb überall, mehr oder weniger, Rottierungen, wilde Händel, Brennereien hervorgebracht, und die Widerwärtigkeiten gegen die Regierungen haben sich, wie in Brabant [so] an mehreren Orten mit Grund und Ungrund hervorgetan. In Leipzig haben sie Häuser gestürmt, in Dresden das Rathaus verbrannt und die Polizeiarchive zerstört. In einigen Fabrikorten sind auch dergleichen Auftritte gewesen.

In Braunschweig geschah das Absurdeste; die Feuerlustigen manövrierten neben den Kanonen vorbei, die man gegen sie aufgeführt hatte, und brannten die eine Seite des Schlosses ganz ruhig und ungestört nieder. Sie hätten auch die andre angesteckt, unterließen's aber, um die nahe gegenüberstehenden Bürgerhäuser nicht in das Hofunheil mit zu verschlingen ...

Ich schreibe diese Hauptpunkte umständlich, damit Du bei allen Zeitungs-Nachrichten, bei manchen hin und wieder schwellenden Kannegießereien doch wissest, wie es im Grunde steht, und, wie Du bisher getan, die Dir gegönnte Zeit mit offnen Augen, Glauben und Vertrauen auf die Außenwelt wie auf Dich selbst, verharrend genießest und nützest, unbekümmert um alle Zufälligkeiten ...

[Es handelte sich um die Wirkungen der sogenannten Pariser Juli-Revolution, durch die Karl X., der Bruder Ludwigs XVIII., den Thron verlor, den Louis Philippe, „der Bürgerkönig", bestieg. Belgien machte sich zu einem selbständigen Königreich, die Polen standen auf, die Schweiz demokratisierte sich, und in verschiedenen deutschen Ländern versuchten stürmische Volksbewegungen Verfassungsänderungen durchzusetzen. In Braunschweig wurde das herzogliche Residenzschloß in Brand gesteckt, Herzog Karl flüchtete sich und sein großenteils in Brillanten angelegtes Vermögen nach Paris — „der Diamantenherzog".]

An Willemer und Frau

[8. Oktober 1830] Hundertmal sind meine Gedanken bei Ihnen gewesen, nun aber sind ich einen ruhigen Augenblick, der mich befähigt es auszusprechen. Das gewaltige Pariser Erdbeben, das ganz Europa erschüttert, nötigt einen jeden, nach seinen Mauern zu ehen, ob nichts reißt, und nach seinen Dächern, ob nichts den Einsturz droht.

Auch uns sind die Unruhen nahe genug gerückt, bis Jena, muß ich

bekennen. Doch hat sich alles ohne bedeutenden Schaden durch ernste Vorsicht und mäßige Vorkehrungen ins gleiche gestellt. Alsobald will ich daher für das liebenswürdige Andenken und die wiederholten Sendungen zum schönsten danken, die ich mit Freunden und Kindern als seltene Gaben genießen kann.

August von Goethe, mit der Größe des väterlichen Namens belastet, nicht unbedeutend genug, um ohne persönlichen Ehrgeiz zu sein, aber durchaus unfähig, seinem Leben selber Stil und Ziel zu geben, hatte auch in einer gleichgültigen Ehe keinen Halt gefunden: jetzt drohte er an Leib und Seele gänzlich zu verfallen. Eine italienische Reise, durch die der Vater einst eine geistige und körperliche Wiedergeburt erlebt hatte, schien eine letzte Hoffnung auch für den Sohn zu versprechen. Der getreue Eckermann sollte ihn begleiten: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen", meinte der Vater. Am 2. April 1830 brachen die beiden Reisenden auf und gelangten über Frankfurt durch die Schweiz nach Oberitalien, das gründlich bereist ward. Aber Eckermann litt unter dem Klima, mehr noch unter der Sehnsucht nach dem unvollendet zurückgelassenen ersten Teil seiner „Gespräche mit Goethe", auch mochte ihm der Umgang mit dem Vater begehrenswerter erscheinen als die ununterbrochene Gesellschaft des Sohnes. So trennte man sich Ende Juli in Genua: Eckermann reiste, lange in der Schweiz verweilend, langsam nach Weimar zurück, August über Livorno und Neapel nach Rom, wo Ende Oktober ein Fieber sein Leben jäh beendete. Von deutschen Künstlern zu Grabe getragen, fand er seine letzte Ruhestätte in einem Zypressenwalde an der Pyramide des Cajus Cestius, dem Grabmal eines vornehmen Römers aus der Zeit des Kaisers Augustus. Am 10. November traf die Todesnachricht, noch vor Eckermann, in Weimar ein. Goethe zwang sich zu übermenschlicher Fassung. Um so gefährlicher wütete der verhaltene Schmerz im Innern. Ein heftiger Blutsturz, der ihn am 26. November befiel, ließ den Tod befürchten. Aber noch einmal siegte der unbändige Lebenswille des Einundachtzigjährigen.

Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe

Am 20. November nachmittags reiste ich von Northeim ab auf dem Wege nach Göttingen, das ich in der Dunkelheit erreichte. Abends an

Table-d'hôte, als der Wirt hörte, daß ich aus Weimar sei und dahin zurückwolle, äußerte er in gemütlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in seinem hohen Alter noch ein schweres Leid habe erfahren müssen, indem, wie er heute in den Zeitungen gelesen, sein einziger Sohn in Italien am Schlage gestorben sei. Man mag denken, was ich bei diesen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anwesenden Fremden zu Zeugen meiner inneren Bewegung zu machen. Ich verbrachte die Nacht schlaflos. Das mich so nahe berührende Ereignis war mir beständig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs und in Mühlhausen und Gotha vergingen mir nicht besser. Einsam im Wagen, bei den trüben Novembertagen und in den öden Feldern, wo nichts Äußeres mich zu zerstreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu fassen, und in den Gasthöfen unter Menschen hörte ich als von einer Neuigkeit des Tages immer von dem mich so nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Besorgnis war, daß Goethe in seinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte. Und welchen Eindruck — sagte ich mir — wird deine Ankunft machen, da du mit seinem Sohne gegangen bist und nun alleine zurückkommst! Er wird ihn erst zu verlieren glauben, wenn er dich wiedersieht! Unter solchen Gedanken und Empfindungen erreichte ich Dienstag, den 23. November, abends 6 Uhr das letzte Chausseehaus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menschliche Dasein schwere Momente habe, durch die man hindurch müsse. Meine Gedanken verkehrten mit höheren Wesen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Sekunden aus dichtem Gewölk glänzend hervortrat und sich dann wieder finster verhüllte wie zuvor. War dieses nur Zufall oder war es etwas mehr, genug, ich nahm es als ein günstiges Zeichen von oben und gewann daraus eine unerwartete Stärkung. Kaum, daß ich meine Wirtsleute begrüßt hatte, so war mein erster Weg in das Goethesche Haus. Ich ging zuerst zu Frau von Goethe. Ich fand sie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegeneinander auszusprechen. Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheiten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder

bei ihm zu sein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Northeim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

An Zelter

[Weimar, 21. November 1830] Nemo ante obitum beatus ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figuriert, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zuletzt."

Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt; mir auch nicht, und es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man seie nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! hatt ich Dir doch auch einmal eine solche Hiobsbotschaft als gastlichen Gruß einzureichen. Dabei wollen wir es denn bewenden lassen.

Das eigentliche Wunderliche und Bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiterzutragen habe.

Hier nun kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

[Nemo ante mortem (obitum) beatus = Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen (Solon). Du sollst niemand rühmen vor seinem Ende (Sirach).]

An Willemer und Frau

[Weimar, 2. Dezember 1830] Aus Beigehendem, teuerste Freunde, ersehen Sie, daß uns nichts anders übrigbleibt, als, nach Meiden, Scheiden, Leiden, wieder an Freuden zu denken, wenn auch nicht für uns, doch für andere.

Hier ist es nun zu tun, das Weihnachtsfest den Enkeln, nach ihrem Sinne, möglichst auszuschmücken, welche, so froh, als läge nichts hinter

ihnen, dieser ersehnten Epoche lernend, musizierend, spielend entgegenleben.

An Zelter

[Weimar, 10./14. Dezember 1830] Du hast vollkommen recht, mein Bester! wenn ich das Uhrwerk meiner Lebenstriebe nicht gehörig in Ordnung hielte, so könnte ich in einem dergleichen leidigen Falle kaum weiter existieren. Diesmal aber hat der Zeiger nur einige Stunden retardiert, und nun ist alles wieder im alten, mäßigen Gange.

Jedoch hab ich Dir vom Verlauf des Novembers noch einiges zu bekennen. Das Außenbleiben meines Sohnes drückte mich, auf mehr als eine Weise, sehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu einer Arbeit, die mich ganz absorbieren sollte. Der vierte Band meines Lebens lag, über zehn Jahre, in Schematen und teilweiser Ausführung, ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte, die Arbeit wieder vorzunehmen. Nun griff ich sie mit Gewalt an, und es gelang so weit, daß der Band, wie er liegt, gedruckt werden könnte, wenn ich nicht Hoffnung hätte, den Inhalt noch reicher und bedeutender, die Behandlung aber noch vollendeter darzustellen.

So weit nun bracht ich's in vierzehn Tagen, und es möchte wohl kein Zweifel sein, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponiert finden mochte, dürften verursacht haben. Plötzlich, nachdem keine entschiedene Andeutung, noch irgendein drohendes Symptom vorausging, riß ein Gefäß in der Lunge, und der Blutauswurf war so stark, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hilfe zu erhalten gewesen, hier wohl die Ultima linea rerum sich würde hingezogen haben. Schon manchmal hab ich bedacht, wie wir beide gleichsam an die entgegengesetzten Enden der sozialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkreichen Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu bestehen, unterrichtest und lehrst, gibst und genießest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigierst, gebietest und herrschest und was nicht alles; hierzu noch der Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da gibt es denn schon etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie Merlin vom leuchtenden Grabe her, mein eignes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in die Ferne vernehmen lasse ...

An Marianne von Willemer

[Weimar, 19. Dezember 1830] Von meinen Zuständen kann ich das Beste versichern. Da die Krisis einmal glücklich vorüber ist, läßt sich denken, daß ich mich besser befinde als vorher, wo doch immer etwas unbestimmt Bedrohliches im Körper lag. Doch ist mir nicht beschieden, ein meinem Alter und Kräften gemäßes behagliches Leben zu führen. Die äußere Welt fragt nicht, wo man die Kräfte hernimmt, ihre Forderungen bleiben gleich; es täte not, man wäre immer dreißig Jahre alt. Doch suche ich mit Mäßigung und Gleichheit über die Verschränkungen und Beschränkungen hinauszukommen, die mich seit zwei Monaten umfangen und festhalten. Bleiben Sie mir liebend und gewogen jetzt und künftig. Dr. Eckermann ist angekommen, empfiehlt sich zum schönsten und ist mir von bedeutender Beihilfe.

An August Kestner

[hannöverscher Ministerresident zu Rom, Sohn der Wetzlarer Lotte, in dessen Armen Goethes Sohn in Rom gestorben war].

[Weimar, 27. Dezember 1830] Je länger ich aufschiebe, teuerster Mann, Ihnen zu schreiben, desto schwerer wird es mir und es möchte mir zuletzt unmöglich werden, wenn ich mich nicht entschlösse, geradehin auszusprechen, wie es mir eben zu Sinne kömmt. Es bleibt eine schwere Aufgabe, nach bedeutenden Unfällen sich wieder zu fassen und zu sammeln, da man denn erst später zur Besinnung kömmt, wem man dabei eigentlich den größten Dank schuldig ist. Es tritt dann zugleich die Überzeugung ein, daß Worte nicht hinreichen, denselben abzustatten.

Wenn ich mich zu Ihnen nach Rom denke, so muß ich mir den bänglich-zweifelhaften Zustand wieder vor die Seele führen, in welchem ich die acht vergangenen Monate verlebte. Mein Sohn reiste, um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich; er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seen, mit tüchtigem, frohem Anteil bereist und beschaut, war ebnermaßen bis Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner frühern mehrfachen Kenntnisse. Ebenso setzte sich's fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde

vergnüglich zusammentraf und sich darauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüsselbeins, der zwischen gedachtem Ort und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest; aber auch dieses Unheil, sowie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, übertrug er mit männlich-gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen und sogar das Gebäude der Quarantäne besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längeren in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen.

Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler Herrn Zahn, der bei seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältnis gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimierte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig.

Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen.

Leider schließen sich hier Ihre freundschaftlichen Behandlungen, Ihre Förderniſse, Ihre Sorgfalt, Ihre Beihilfe, Ihr Schmerz an meine Briefschaften schmerzlich an, und ich fahre nicht weiter fort, als um zu sagen, was sich von selbst versteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn bei seiner Rückkehr gesund und munter zu begrüßen, ihm seinen Teil an gemeinsamen Geschäften, die Führung des Haushalts, die Unterstützung seiner Gattin, die Erziehung seiner Kinder für die Zukunft zu übergeben, dieses alles nunmehr lastend auf mir zurückbleibt, und ich täglich und stündlich einsam veranstalten muß, was ich im ganzen jüngeren Tätigkeiten zu übertragen gedachte.

Karoline von Wolzogen erzählt

[Ende 1830] Goethe hatte nach dem Tode des Sohnes an einem schönen Tage den Haushalt umgestürzt und dem Schuldenmachen der Schwiegertochter gesteuert. Ich mußte lachen über die Pedanterie, womit er jetzt die Wirtschaft treibt. Aber nötig mag es sein. Er hat den Schlüssel des Holzstalles unter seinem Kopfkissen und läßt das Brot abwiegen. Als Gesellschafterin behandelt er Ottilien sehr artig, aber im Hause muß sie sich fügen. Ich finde seine Züge seit der letzten Krankheit doch sehr verändert und glaube an kein langes Leben mehr.

An Adele Schopenhauer

[Schriftstellerin, Tochter der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, Schwester des Philosophen, lebte jetzt mit ihrer Mutter am Rhein.]

[Weimar, 10. Januar 1831] Unser August ist nicht wiedergekommen. Wenn Geist und Charakter der Hinterbliebenen, wie man fordert, solchen Fällen gewachsen sein sollen, so muß der Körper sich dabei ganz natürlich betragen und bei einer sittlichen Krise zu seiner Erhaltung eine physische erfolgen lassen. Und so war ich denn, meine Gute, dem äußern Anschein nach, schon mit den Fußzehen im Flusse des Vergessens, sollte aber diesmal doch die Barke nicht erreichen. Hierauf denn bleibt mir nichts übrig, als von vorn anzufangen und die mißliche Rolle eines deutschen Hausvaters zu spielen; zwar, wie ich dankbar anerkennen muß, unter den günstigsten äußeren Umständen.

Eben, als ich schließen will, stockt mir die Rede. Ich kann nicht ausdrücken, wie mich das Hinscheiden unsres Niebuhrs angegriffen hat. Eben wollt ich Ihnen die freundlichsten Grüße an denselben auftragen. Vor drei Wochen erhielt ich einen treuen, verständig-wohlwollenden, belehrenden Brief von ihm und habe mich fast tagtäglich mit dem zweiten Teil römischer Geschichte neuster Ausgabe beschäftigt und, in anhaltendem geistigen Gespräch mit ihm, einen Brief, den ich an ihn senden wollte, vorbereitet. Nun muß ich das für mich allein durcharbeiten, und das ist eine leidige Zugabe, die mir eben jetzt sehr ungelegen kommt.

An Zelter

[29. Januar 1831] In den Wissenschaften hör ich schon mein liebes langes Leben lang bei Gelegenheit mancher bedeutenden Produktionen: was wahr daran sei, sei nicht neu, und das Neue nicht wahr.

Das heißt doch weiter nichts als: was wir gelernt haben, glauben wir zu verstehen, und was wir lernen sollen, verstehen wir nicht.
Hätt ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben, so hätt ich die Menschen nie kennen lernen. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird es dem Ernsten, Redlichen gar bald deutlich, was das für Personnagen sind, die der Natur unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht, und sogar, wenn sie von Menschen schon ausgesprochen ist...

An S. Boisserée

[Weimar, 20. März 1831] Von mir selbst kann ich nur sagen, daß ich die geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte, mich körperlich und geistig auf eine Weise wieder herzustellen, die dem Augenblick allenfalls genug tut. Denn daß die großen Unbilden, die mich in Umgebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahres überfielen, meine Bezüge gegen die Außenwelt gar sehr verändern mußten, werden Sie denken. Wenn ich auch innerlich gleich blieb, so war es doch eine schwere Aufgabe, in Bezügen zu wirken, die ich längst andern übertragen hatte. Aus der Stellung des Großvaters zum Hausvater, aus dem Herrn zum Verwalter überzugehen, war eine bedeutende Forderung. Sie ist gelöst, und wenn ich sage, daß Tochter und Enkel sich so betragen, daß man sich über ihre Fügsamkeit, Zucht und Anmut, über alles unabsichtliche Zuvorkommen und harmonisches Übereinsein nicht genug erfreuen kann, so ist noch nicht alles gesagt. Wollte man dieses Behaben und Behagen nach der Wirklichkeit schildern, so würde es zwischen die Idylle und das Märchen hineinfallen.
Die letzte Seite bin ich nun veranlaßt, in Ernst und Scherz mit etwas Wunderlichem zu schließen.
Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten.
Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche, zwischen

Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren; das ist aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beschränkung seiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden?

Eckermann erzählt

[12. Februar 1831] Ich lese im Neuen Testament und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt, und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

Es ist dies eine der schönsten Legenden, sagte Goethe, die ich vor allen liebhabe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei.

[17. Februar 1831] Es kam mir in diesen Tagen, sagte Goethe, ein Blatt Makulatur in die Hände, das ich las. Hm! sagte ich zu mir selber, was da geschrieben steht, ist gar nicht so unrecht, du denkst auch nicht anders und würdest es auch nicht viel anders gesagt haben. Als ich aber das Blatt recht besehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts strebe, so vergesse ich, was ich geschrieben habe, wo ich denn sehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzusehen.

J. G. Stickel erzählt

[22. März 1831] Gerade an demselben Monatstage, an welchem ein Jahr später der größte Dichtergeist unseres Volkes dieser Erde entschwebte, war ich bei Goethe, indem ich, wieder nach damaliger Sitte, mich als neuernannten außerordentlichen Professor der Theologie dem Herrn Staatsminister glaubte vorstellen zu müssen ...

Die Unterhaltung wendete sich dann auf den Westöstlichen Diwan, über dessen Entstehung Goethe mitteilte, es seien Mißhelligkeiten ein-

getreten, die ihn zu dem Entschluß gebracht hätten, in ein fernes Land zu ziehen. So habe er sich nach Jena begeben und jene Schrift zubereitet. Er erzählte, daß er sich in seiner Jugend auch mit dem Hebräischen und ein wenig mit Arabisch beschäftigt habe.
Als ich dann meiner Bewunderung Ausdruck gab, wie vortrefflich und mustergültig seine Übersetzung des arabischen Heldengedichtes im Diwan sei, richtete sich sein Haupt empor; obwohl sitzend, war es doch, als ob seine Gestalt größer und größer würde; in majestätischer Hoheit, wie ein olympischer Zeus, hob er an:
Unter dem Felsen am Wege / erschlagen liegt er, / in dessen Blut / kein Tau herabträufelt.
Mittags begannen wir Jünglinge / den feindseligen Zug, / zogen die Nacht hindurch, / wie schwebende Wolken, ohne Ruh.
Jeder war ein Schwert, / Schwert umgürtet, / aus der Scheide gerissen, / ein glänzender Blitz.
Sie schlürften die Geister des Schlafes; / aber wie sie mit den Köpfen nickten, / schlugen wir sie / und sie waren dahin.
Während er diese Strophen mit volltönender Stimme rezitierte — für einen Greis in seinen Jahren welch bewundernswürdig treues Gedächtnis —, war es, als ob sie sich ihm wie einem von poetischem Raptus Ergriffenen neu erzeugten; seine Augen waren groß und weit geöffnet, Blitze schienen aus ihnen hervorzusprühen. Der Eindruck war in Wahrheit überwältigend und wird mir, solang ich atme, unvergeßlich bleiben ...
[Stickel, 1805—1896, durfte sich, als er 1892 Bismarck in Jena begrüßte, rühmen, die drei größten Männer seines Jahrhunderts gesehen zu haben, denn 1812 hatte in seinem thüringischen Heimatstädtchen Napoleon Bonaparte auf seinem Zug nach Rußland gerastet.]

An J. C. Loder

[(1753—1832), von 1778 bis 1803 Professor der Anatomie zu Jena, wo Goethe Unterricht bei ihm nehmend ihm freundschaftlich nahestand. Seit 1810 war Loder Leibarzt des russischen Kaisers, zuerst kurze Zeit in St. Petersburg, dann bis zu seinem Tode in Moskau ansässig. 1812 hatte Loder einen Sohn, der Professor der Medizin in Königsberg war, durch den Tod verloren.]
[Weimar, 7. April 1831] Die Unbilden, die mich zu Ende vorigen

Jahres betroffen, sind Ihnen gewiß zu herzlichster Teilnahme bekannt geworden. Mein Sohn, der freilich schon in bedenklichen Umständen durch Italien ging, schien durchaus sich zu erholen und auf dem Wege, zu genesen. Allein zum Ziele seiner Laufbahn war ihm Rom vorgeschrieben, da es denn für mich kein geringer Trost bleibt, daß er dieses hohe Ziel erreicht und die Würde desselben, wenn auch nur kurze Zeit, empfunden und genossen hat. Sie haben, verehrter Freund, ein Gleiches erduldet, und was hat derjenige nicht zu erdulden, der andere überlebt? Er übernimmt ja gewissermaßen die Lebensbürden, die jenen eigentlich im Naturlaufe zugedacht waren ...

An Marianne von Willemer

[7. Juni 1831] Wenn meine liebe Freundin ihre anmutigsten Stunden mit heiterer Jugend zubringt, so darf ich wohl das gleiche sagen; meine drei Enkel, zwei Knaben und ein Mädchen, sind wirklich wie heiteres Wetter; wo sie hintreten, ist es hell. Am Augenblick Freude, er sei wie er wolle, das teilt sich dann unmittelbar auch den Ältesten mit; und so wollen wir die guten Geister loben, die uns dergleichen Lichtlein angezündet haben ...

An Zelter

[1. Juni 1831] Fahre ja fort, mein Guter, aus der reichen äußern Ernte, in die Du gesendet bist, mir von Zeit zu Zeit einige Büschel zuzuschicken, indes ich ganz ins innere Klostergartenleben beschränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausspreche, den zweiten Teil meines Faust zu vollenden. Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahre konzipiert hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache ...

An August Kestner in Rom

[Weimar, 9. Juni 1831] Doch ich will noch etwas anschließen: sollte es tunlich und schicklich sein, daß man die Stelle, wo mein Sohn niedergelegt worden, auf irgendeine Weise bescheidentlichst bezeichnete. Haben Sie die Güte, mir Ihren Gedanken darüber zu eröffnen; da der Vater, wie jene Elegie bezeugt, jenen Weg zu nehmen ge-

wünscht, so ist es doch ganz eigen, daß der Sohn denselben eingeschlagen, und der Vorfall verdiente wohl ein Merkzeichen ...
[Die siebente von Goethes römischen Elegien, um 1790 gedichtet, schließt:

Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

Und am 16. Februar 1788 hatte Goethe aus Rom an den jungen Fritz von Stein geschrieben: Vor einigen Abenden, da ich traurige Gedanken hatte, zeichnete ich mein Grab bei der Pyramide des Cestius.]
[29. Juli 1831] Was die wenige Verlassenschaft meines Sohnes betrifft, so sei die Absendung derselben ganz in Ihre Hände gegeben. An Herrn Mylius in Mailand gesendet, kommen sie mir zu Handen. Um nunmehr von dem Monument zu sprechen, darf ich wohl meine Rührung bekennen, die mich ergreift, als ich die freundliche Vorsorge der dortigen geneigten Wohlwollenden und das Anerbieten des Herrn Thorwaldsen vernehme, welches ich nicht anders als höchst dankbar anzuerkennen habe, wie ich in Worten kaum auszusprechen wage. Mit der Absicht, den Zippus auf zwölf Palmen zu setzen, bin ich völlig einverstanden, wie denn durch einen in der Zeichnung versuchten Einbug eine rechte angenehme Proportion hervortritt. [cippus hieß bei den alten Römern das kleine altarähnliche Bauwerk, das in der Regel den Hauptbestandteil eines Grabmals bildete.] Auch eine Inschrift ist beigelegt, welcher ich der dortigen Kenner Beifall gleichfalls wünsche:

Goethe. Fil. Patri. Antevertens. Obit.
Annorum. XL. MDCCCXXX.

[Goethe, der Sohn, starb dem Vater vorangehend, 40 Jahre alt 1830.]

An Zelter

[18. Juni 1831] Wie es die Welt jetzt treibt, muß man sich immer und immerfort sagen und wiederholen: daß es tüchtige Menschen gegeben hat und geben wird, und solchen muß man ein schriftlich gutes Wort gönnen, aussprechen und auf dem Papier hinterlassen. Das ist die Gemeinschaft der Heiligen, zu der wir uns bekennen. Mit den Lippen mag ich nur selten ein wahres, grundgemeintes Wort aussprechen; gewöhnlich hören die Menschen etwas anderes, als was ich sage, und das mag denn auch gut sein.

Nun aber bin ich veranlaßt, Dich in die entgegengesetzten Regionen zu führen, indem ich kürzlich referieren möchte: daß ich durch das Strudelgelese in die grenzenlosen Schrecknisse der neuesten französischen Romanliteratur bin hineingeschleppt worden. Ich will mich kurz fassen: es ist eine Literatur der Verzweiflung. Um augenblicklich zu wirken (und das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll), müssen sie das Entgegengesetzte von allem, was man den Menschen zu einigem Heile vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muß sagen: Geschäft, denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwickelungen und unglaublicher Wirklichkeiten zugrunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf. Auch entschiedene Talente sind's, die dergleichen unternehmen, geistreiche, vorzügliche Männer von mittleren Jahren, die sich durch eine Lebensfolge verdammt fühlen, sich mit diesen Abominationen [Greueln] zu beschäftigen ...

An Ulrike von Pogwisch

[die siebenundzwanzigjährige einzige Schwester seiner Schwiegertochter, über seine zwölf-, elf- und vierjährigen Enkelkinder].

[18. Juni 1831] Walter, dem man ein musikalisches Talent zugestehen muß, scheint mir einen Sonnenstich von der ersten Leipziger Sängerin erlitten zu haben, er komponiert Arien, die er, von ihr gesungen, allenfalls hören möchte. Wer weiß, wohin das führen kann. In der Hauptsache aber haben die Bemühungen Deiner Frau Mutter seinem Flügelspielen entschieden gründliche Vorteile gebracht. Das übrige muß man wirken und werden lassen.

Wölfchen hält sich wie immer ganz nah an dem Großvater; wir frühstücken zusammen, und von da an zieht sich's durch den ganzen Tag durch. Das Theater reißt im Grunde diese guten Kreaturen mit sich fort, er schreibt Trauer- und Lustspiele, sammelt die Komödienzettel, liest grenzenlos. Mir kommt immer vor, daß unsre Kinder sich wirklich als mit Purzelbäumen bilden. Wer will dazu weiter etwas sagen ... Wolf ist klug wie alle Kinder und alle Menschen, die unmittelbare Zwecke haben. Wenn ich sehe, wo er hinaus will, so mach ich mir einen

Spaß, seine Wünsche bald zu hindern, bald zu fördern, wodurch er sich aber in seinem Gange keineswegs irren läßt.
Das Mädchen [Alma] ist allerliebst und als ein echt geborenes Frauenzimmerchen schon jetzt inkalkulabel. Mit dem Großvater im besten und liebevollen Vernehmen, aber doch, als wenn es nichts wäre, ihre Herkömmlichkeiten verfolgend. Anmutig, indem sie bei entschiedenem Willen sich ablenken und beschwichtigen läßt. Übrigens keinen Augenblick ruhig, lärmig aber leidlich, und mit einigem Scherz gar bald in Ordnung und Zucht gebracht. Wolf, halb eifersüchtig, bemerkte schon, daß sie in einigen Jahren seine Rolle übernehmen und dem Großvater manches ablocken könnte ...

Friedrich Förster erzählt

[Weimar, 4. August 1831] Donnerstag früh 5 Uhr verließ ich heut Erfurt, wo ich dem großen Musikfeste beigewohnt, und traf mit dem Schlage 8 Uhr in Weimar ein, wo ich im „Erbprinzen" abstieg. Um 10 Uhr ließ ich bei Goethe anfragen, ob und wann ich Sr. Exzellenz aufzuwarten die Ehre haben könnte; ich wurde auf $1^1/_2$ Uhr beschieden. ... Nur Frau von Goethe und Dr. Eckermann waren außer ihm und mir bei Tische; ich saß ihm gegenüber, er hatte einen braunen Überrock an und trug einen grünen Schirm vor den Augen, doch so, daß ich in sein volles, belebtes Gesicht und seine aufblitzenden Augen sehen konnte ... Gespräch über neuere Kunst und neuere Künstler. Goethe hat an beides keinen rechten Glauben: Wir haben es uns, sagte er, dreißig Jahre und länger damit sauer werden lassen, und es ist uns schlecht bekommen, es wird euch auch nicht besser gehen mit euren Vereinen — nichts für ungut, ich bin auch ein Vereiner. Es fehlt unsern Künstlern der Grund und Boden, sie wollen etwas für sich sein, ohne rückwärts oder vorwärts zu sehen. Der Künstler muß eine Herkunft haben, er muß wissen, wo er herstammt. — Raffael wäre nichts geworden, wenn er die alten Florentiner nicht angesehen ...

An Zelter

[20. August 1831] Wenn ich nun diese Deine reiche Gabe auf meinen nächsten Geburtstag beziehe, so darf ich wohl vermelden von dem merkwürdigen Geschenk, das ich über den Kanal erhalten habe. Funfzehn englische Freunde, wie sie sich selbst unterzeichnen, ließen bei ihren berühmtesten Goldschmieden ein Siegel verfertigen, welches

bequem in der hohlen Hand zu fassen, einer länglichen Vase sich allenfalls vergleichen läßt. Alles, was der Goldschmied, verbunden mit dem Emaillierer, leisten kann, ist hier zu schauen. Man wird an die Beschreibungen erinnert, mit welchen Cellini seine Arbeiten zu rühmen pflegt, und die Absicht ist offenbar, sich dem sechzehnten Jahrhundert zu nähern. Den Spruch:

„Ohne Rast, doch ohne Hast"

scheinen die Engländer bedeutend genug gefunden zu haben, da er im Grunde ihr eigenes Tun sehr gut ausdrückt. Diese Worte sind um einen Stern innerhalb des bekannten Schlangenkreises eingeschrieben, leider mit altdeutschen Versalien, welche den Sinn nicht ganz zur Klarheit bringen. In jeder Rücksicht ist diese Gabe dankenswert, und ich hab ihnen einige freundliche Reime dagegen geschrieben.

Da es die guten lieben Weimaraner nicht lassen können, dieses Fest, wie so manches andere, durch ein Ergo bibamus zu feiern, auch sonst noch verschiedene, durch die Umstände herbeigeführte Inzidenzien zu nutzen gedenken, so werd ich mich wohl in diesen Tagen, wenn auch nicht weit, entfernen. Dergleichen wohlgemeinte Huldigung persönlich abzuwarten, wird mir immer unmöglicher. Je älter ich werde, seh ich mein Leben immer lückenhafter, indes es andere als ein Ganzes zu behandeln belieben und sich daran ergötzen ...

An Frau von Levetzow

[Ilmenau, 28. August 1831] Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande, freundlich veranstalteten Festlichkeiten ausweichend, stelle ich jenes Glas vor mich, das auf so manche Jahre zurückdeutet und mir die schönsten Stunden vergegenwärtigt.

Nach so wunderlich unerfreulichen Schicksalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiß herzlichen Anteil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend, die Versicherung aussprechend: Daß meine Gesinnungen unwandelbar bleiben.

Julius Schwabe erzählt in seinen Harmlosen Geschichten: „Seinen letzten Geburtstag brachte Goethe in Ilmenau zu. Er fuhr nach dem Gabelbach und bestieg von hier aus den nahen ‚Kickelhahn', wo er das durch ihn berühmt gewordene Bretterhäuschen besuchte, an dessen einen Fensterpfosten er vor langen Jahren die unsterblichen Verse:

‚Über allen Gipfeln ist Ruh . . .‘ mit Bleistift geschrieben hatte. In tiefer, wehmütiger Bewegung betrachtete er seine durch eine Glastafel geschützten Schriftzüge, die Verse leise vor sich hinsprechend. Dann verließ er still die Stätte, beim Hinabsteigen der kleinen Treppe die ihm gebotene Unterstützung ablehnend. Der Bergbeamte Mahr, der ihn schon oft auf seinen Gängen durch den Ilmenauer Wald begleitet hatte, war auch hier sein Begleiter. Nach vielen Jahren erzählte Mahr dem mir befreundeten Oberschulrat Lauckhard von diesem letzten Besuche Goethes. „War denn Goethe freundlich gegen Sie, wenn er so mit Ihnen durch den Wald ging?“ fragte Lauckhard. Mahr sah ihn eine kurze Weile schweigend an und sprach dann mit vor Bewegung bebender Stimme: „O, er war die Liebe selbst!“ Und nichts Besseres ist über Goethe gesagt worden, als die wenigen und einfachen Worte Mahrs: „Er war die Liebe selbst.“

An Zelter

[4. September 1831] Sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder rekognoszierte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Über allen Gipfeln ist Ruh . . .

Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht so gesucht wie sonst. Pech ward gesotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künstlichst und kümmerlichst verfertigt. Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zu Tage gebracht, kolossale Urstämme, in der Grube unter dem Arbeiten entdeckt (einen davon Dir vorzuzeigen hatte ich vergessen, er steht im Gartenhause); und so ging's denn weiter, vom alten Granit, durch die angrenzenden Epochen, wobei immer neue Probleme sich entwickeln, welche die neusten Weltschöpfer mit der größten Bequemlichkeit aus der Erde aufsteigen lassen.

Im ganzen herrscht ein wundernswürdiges Benutzen der mannigfaltigsten Erd- und Bergoberflächen und Tiefen.

An Reinhard

[Weimar, 7. September 1831] Die diesmal sehr gesteigerte Feier des 28. August, welche ich zu dämpfen kein Recht hatte, glaubte ich nicht in der Nähe bestehen zu können. Deshalb verfügte ich mich mit meinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um die Geister der Vergangenheit durch die Gegenwart des herankommenden Jahres auf eine gesetzte und gefaßte Weise zu begrüßen.

Die jungen Wesen, worunter sich der liebe Pate besonders hervortat, drangen ohne poetisches Vehikel in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur. Sie sahen die Kohlenbrenner an Ort und Stelle, Leute, die das ganze Jahr weder Brot, noch Butter, noch Bier zu sehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben. Andere, wie Holzhauer, Glasbläser, sind in ähnlichem Falle, aber alle heiterer als unsereiner, dessen Kahn sich so vollgepackt hat, daß er jeden Augenblick fürchten muß, mit der ganzen Ladung unterzugehen.

Indessen muß man nicht versäumen, Ruder und Segel und sonstige Griffe des Handwerks zu benutzen, um über die Welle des Augenblicks wegzukommen.

Als Poet denk ich immer, daß aufs stranden sich landen reime, und somit Gott befohlen. Doch warum sag ich Ihnen das? Da Sie hierin erfahrener und gewandter sind, als wir Sedentarier alle. [sedentarius = von sitzender Lebensweise.]

Bekräftigen muß ich aber doch vertraulich, daß es mir gelungen ist, den zweiten Teil des Faust in sich selbst abzuschließen. Ich wußte schon lange her, was, ja sogar wie ich's wollte, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit anlachten. Nun bedurft es zuletzt einen recht tüchtigen Entschluß, das Ganze zusammenzuarbeiten, ich bestimmte fest in mir: es müsse vor meinem Geburtstage geschehen sein. Und es war in der Hälfte des Augusts, daß ich nichts mehr daran zu tun wußte, das Manuskript einsiegelte, damit es mir aus den Augen und aus allem Anteil sich entfernte. Nun mag es dereinst die spezifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren, wie und wann es damit auch werde. Mein Wunsch ist, daß es Ihnen zu guter Stunde in die Hand kommen möge. Aufschluß er-

warten Sie nicht; der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes.

An Adele Schopenhauer

[Weimar, 19. September 1831] Erzählen Sie mir viel von sich und der Frau Mutter, hierzu will ich Sie aufmuntern, indem ich von mir vermelde: daß ich sechs Tage auswärts war, in Ilmenau, bei einem außerordentlich schönen, dieses Jahr seltenen Wetter. Dort befuhr ich auf neuerrichteten Chausseen die sonst kaum gehbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bei deren Pflanzungen ich vor fünfzig Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen hatten gealtert, die Spuren mancher Tätigkeit waren verschwunden, anderes, weder zu Erwartendes, noch zu Ahnendes, hatte sich entfaltet. Genug! das alles war, durch einen leidlichen Wettlauf von gescheiten und klugen Menschen recht hübsch geordnet ins Leben geführt und wohlerhalten. Besonders erfreuen die hundertjährigen Fichtenwände, schwarzgrün und düster, von der heitersten Mittagssonne kaum Notiz nehmend. In einiger Entfernung junge, von allen Jahren heranwachsende Reviere, welche ihr helles Gelbgrün, auch bei trübem Himmel, unsern Augen entgegenzuschicken nicht versagen.

Hab ich Sie nun einen Augenblick in das mittelländischste Mittelland gerufen, so besuche ich Sie nunmehr in Gedanken am hellen Rhein, wo Sie gewiß mit einigem Zwiespalt in sich selbst sind: ob es wohl rätlich sei, gegen Nordosten zu ziehen? wo die asiatische Hyäne uns täglich näher die gräßlichen Zähne weist.

Hier kann niemand dem andern raten; beschließe was zu tun ist jeder bei sich. Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Mut machen.

An Zelter

[15. November 1830] Du siehst, es geht bei mir nach alter Weise. Zu den hundert Dingen, die mich interessieren, konstituiert sich immer eines in die Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, in die Mitte zu rücken ...

[23. November 1831] Zuvörderst aber hab ich zu melden, daß ich in meine Klosterzelle mich zurückgezogen, wo die Sonne, gerade jetzt bei ihrem Aufgehn, mir horizontal in meine Stube scheint und mich bis

zum Untergange nicht verläßt, so daß sie mir durch ihre Zudringlichkeit oft unbequem wird, auf den Grad, daß ich sie wirklich auf einige Zeit ausschließen muß. Dabei kommt mir ein altes Verslein in den Sinn, welches, übersetzt, ohngefähr also lauten würde:
Mit Liebe nicht, nur mit Respekt / Können wir uns mit dir vereinen:
O Sonne! tätest du deinen Effekt / Ohne zu scheinen.

An S. Boisserée

[24. November 1831] Seitdem ich das Glück hatte, meinen Faust abzuschließen, damit er, wie er auch sei, noch einige Jahre in Ruhe bleiben möge, hab ich mich wieder in die naturwissenschaftlichen Dinge geworfen, um sie so zu redigieren, zu stellen und zu ordnen, daß sie sich dereinst an die Ausgabe meiner Werke schicklich anschließen mögen. Auf diesem Wege such ich gerade jetzt aus meiner Farbenlehre zwar nicht ein Lesebuch, aber doch ein lesbares Buch zu machen. Ohnerachtet des grimmig hassenden Widerstrebens der Physiko-Mathematiker wirkt sie im stillen, wovon mir anmutige Beweise zugekommen sind. Freilich lasten die Schulnebel zu schwer auf den Überliefernden, von denen man nicht verlangen kann, daß sie sich entschließen sollen, von vorn anzufangen; wer weiß aber, ob das Barometer der Vernunft nicht so hoch steigen kann, um jenen dichten Dunstkreis auf einmal zu zerreißen, damit die beschmutzte Sonne sich in ihrer ewig reinen Klarheit zeige und die reine Materie dagegen das ihr anheimgegebene Farbenspiel auch vor dem geistigen Auge der Menschen beginne ...

Der Kanzler von Müller erzählt

[Weimar, 1. Januar 1832] Zwischen 5 und 6 Uhr trafen [Baurat] Coudray und ich ihn sehr heiter und aufgelegt, ja er neigte sehr zu seiner Lieblingsform, der Ironie.
Als ich das Verbot von Raumers Untergang Polens rügte, verteidigte er es lebhaft: „Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: Kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben; die Polen wären doch untergegangen, *mußten* nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen; sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen?

Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde." Diese Maxime widerte mich an, ich bekämpfte sie, jedoch erfolglos ...

An Zelter

[27. Januar 1832] Wegen der jungen Leute, deren Wesen und Treiben man nicht billigen kann, lebt man in- und auswendig immerfort im Streite. Oft bedaure ich sie, daß sie in eine verrückte Zeit gekommen, wo ein starr-zäher Egoismus auf halbem oder gar falschem Wege sich verstockt und die reine Selbstheit sich auszubilden hindert. In der Folge, wenn ein freier Geist gewahr wird und ausspricht, was gar wohl einzusehen und auszusprechen ist, so müssen gar viele gute Menschen in Verzweiflung geraten. Jetzt gängeln sie sich in schlendrianischen Labyrinthen und merken nicht, was ihnen unterwegs bevorsteht. Ich werde mich hüten, deutlicher zu sein, aber ich weiß am besten, was mich im höchsten Alter jung erhält, und zwar im praktisch-produktiven Sinne, worauf zuletzt denn doch alles ankommt ...

An C. E. Schubarth

[14. Februar 1832] Was ich Sie nun inständigst bitte: beobachten Sie ja recht genau, was für eine Höhe von Bildung Ihr Kreis eigentlich bedarf und verlangt. Alles Voreilige schadet, die Mittelstufen zu überspringen, ist nicht heilsam, und doch ist jetzt alles voreilig und fast jedermann sprungweise zu verfahren geneigt. Indessen ist es zwar schwer, aber doch nicht unmöglich, den Menschen auf den eigentlichen Punkt, wo er praktisch wirken kann und soll, zurückzuführen; ich kenne jetzt keine andere Pädagogik. Sie sind von einer trefflichen Masse tätiger Menschen umgeben, und es wird Ihnen leicht sein, jeden, auf den Sie Einfluß haben, an seinen Tag, an seine Hand anzuweisen, damit er leiste, was er vermag. Hierin liegt das wahre Verdienst um die Menschheit, das wir alle zu erwerben suchen sollen, ohne uns um den Wirrwarr zu bekümmern, der fern oder nah die Stunde auf die unseligste Art verdirbt.

Mein Faust ist abgeschlossen; erscheint er dereinst, so werden Sie selbst beurteilen, inwiefern Sie sich meiner Gesinnung und Behandlungsweise genähert oder inwiefern Sie sich davon ferngehalten haben ...

An S. Boisserée

[25. Februar 1832] Ich habe immer gesucht, das möglichst Erkennbare,

Wißbare, Anwendbare zu ergreifen, und habe es zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung anderer darin weit gebracht. Hierdurch bin ich für mich an die Grenze gelangt, dergestalt, daß ich da anfange zu glauben, wo andere verzweifeln, und zwar diejenigen, die vom Erkennen zuviel verlangen und, wenn sie nur ein gewisses den Menschen Beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht...

An Marianne von Willemer

[mit ihren Briefen, die Goethe längst für sie zurechtgelegt hatte].

[Weimar, 10. Februar 1832] Indem ich die mir gegönnte Zeit ernstlich anwende, die grenzenlosen Papiere, die sich um mich versammelt haben, um sie zu sichten und darüber zu bestimmen, so leuchten mir besonders gewisse Blätter entgegen, die auf die schönsten Tage meines Lebens hindeuten; dergleichen sind manche von jeher abgesondert, nunmehr aber eingepackt und versiegelt.

Ein solches Paket liegt nun, mit Ihrer Adresse, vor mir, und ich möchte es Ihnen gleich jetzt, allen Zufälligkeiten vorzubeugen, zusenden; nur würde mir das einzige Versprechen ausbitten, daß Sie es uneröffnet bei sich, bis zu unbestimmter Stunde, liegen lassen. Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl, daß wir gelebt haben; dies sind die schönsten Dokumente, auf denen man ruhen darf... Vor die Augen meiner Lieben, / Zu den Fingern, die's geschrieben Einst, mit heißestem Verlangen / So erwartet, wie empfangen — Zu der Brust, der sie entquollen, / Diese Blätter wandern sollen; Immer liebevoll bereit, / Zeugen allerschönster Zeit.

An Wilhelm Zahn

[(1800—1871), seit 1825 wiederholt in Neapel wissenschaftlich tätig. Ein in Pompeji ausgegrabenes Haus ward auf seine Veranlassung nach Goethe benannt].

[Weimar, 10. März 1832] Kaum, ich will es wohl gestehen, konnt ich bei mir festsetzen und vertrauen: jene ehrenvolle Widmung werde sich auch für die Folge aufrecht erhalten, mein Name könnte dort bewahrt, Freunden zum Versammlungspunkt dienen. Wie sehr weiß ich deshalb zu schätzen, wenn meine werten Landsleute, vereint mit den

dortigen Behörden, geneigt sind, den Ausdruck jener verehrlichen Gesinnungen lebendig fortwirken zu lassen.
Freilich, Sonderbares mußte hier zusammentreffen! Es war in den Sternen geschrieben (ich bediene mich dieses tropischen Ausdrucks für eins der Ereignisse, wofür kein Wort zu finden ist), daß mein Sohn, an dem ich so viel Freude, Sorge und Hoffnung erlebt, auf seiner paraboliſchen Bahn durch Italien, ehe er sein Ziel in der Nähe der Pyramide des Cestius erreicht, so viel teilnehmende Freunde fand und auch dort erwarb, um seinem Vater für alle liebevolle Mühe, treue Sorgfalt und bedeutende Aufopferungen, unter einem eigenen Zusammenwirken so mancher voneinander unabhängiger Ereignisse, das würdigste Denkmal zu gewinnen. Ich weiß recht wohl, daß wir Ihrem Einfluß dieses Gute schuldig sind und erkenne nicht allein, wie immer, Ihre rastlose zweckmäßige Tätigkeit, sondern auch zugleich das Beharren in dem Wohlwollen gegen die, denen Sie eine gründliche Neigung gewidmet haben ...

Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe

[Sonntag, den 11. März 1832] Abends ein Stündchen bei Goethe in allerlei guten Gesprächen ...
Übrigens, echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte von dem Jünger Johannes erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.

Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!

„Den Geist dämpfet nicht", sagt der Apostel. Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, solange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbrauset.

Wir wissen gar nicht, fuhr Goethe fort, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen! Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußern Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.
Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen.

An Wilhelm von Humboldt

[Letzter Brief Goethes. Weimar, 17. März 1832] Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.
Zu jedem Tun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nötigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.
Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichnis, das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch Übung, Lehre, Nachdenken, Mißlingen, Fördernis und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Tätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine

diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über sechzig Jahre, daß die Konzeption des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, so daß im zweiten Teile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem übrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen tätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange tätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Ältere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Teilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Niemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unsere Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

Ganz ohne Frage würd' es mir unendliche Freude machen, meinen werten, durchaus dankbar anerkannten, weitverteilten Freunden auch bei Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze zu widmen, mitzuteilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich zu absurd und konfus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohibieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.

In diesen Tagen zog Goethe sich eine heftige Erkältung zu, die zum Ende führte.

Dr. med. Karl Vogel berichtet

[Vogel war 1826 aus Liegnitz als Großherzoglicher Leibarzt nach Weimar berufen und seit Augusts von Goethe Tode zugleich Goethes Gehilfe bei den verschiedenen Oberaufsichtsgeschäften in der Regierung.]

[Weimar, 20. März 1832] Die ersten Stunden der folgenden Nacht, vom 19. auf den 20. März, schlief der Kranke sanft bei vermehrter Hautausdünstung. Gegen Mitternacht wachte er auf, empfand zuerst an den Händen, welche bloßgelegen hatten, und von ihnen aus später dann auch am übrigen Körper von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender reißender Schmerz, der, in den Gliedmaßen seinen Anfang nehmend, binnen kurzer Zeit die äußern Teile der Brust gleichfalls ergriff und Beklemmung des Atems, sowie große Angst und Unruhe herbeiführte. Die Zufälle wurden immer heftiger, dennoch erlaubte der sonst bei den geringsten Krankheitsbeschwerden nach ärztlicher Hilfe stets so dringend verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, mich zu benachrichtigen: weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei.

Erst den andern Morgen um $^1/_2 9$ wurde ich herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartete mich. Fürchterliche Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre livide Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte von Schweiß, den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen; der Unterleib war sehr aufgetrieben; der Durst qualvoll. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgnis zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein.

Hier galt es schnelles und kräftiges Einschreiten ... Gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Goethe sprach einiges mit Ruhe und Besonnenheit, und es machte ihm sichtbare Freude, als ich ihm erzählte, daß im Laufe des Tages ein höchstes Reskript ein-

gegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Erteilung er sich angelegentlich verwendet hatte, gebetenermaßen bewillige.

In der Nacht zum 22. März suchte Goethe, des Liegens überdrüssig, Zuflucht im Lehnstuhl. Sein vom vielen Wachen übermüdeter Diener Friedrich Krause mußte sich indessen in Goethes Bett legen, um schlafen zu können und doch gleich zur Hand zu sein. Sein Sekretär John wachte. „Halten Sie nur treulich bei mir aus! Es kann doch nur ein paar Tage dauern." Noch glaubte der Kranke an Genesung.

Der letzte Tag

[Aus K. W. Müller, Goethes letzte literarische Tätigkeit, Verhältnis zum Ausland und Scheiden. Jena 1832.]

[22. März 1832] Morgens gegen 6 Uhr ließ er sich im Lehnstuhl aufrichten und ging aus seinem Schlafkabinette einige Schritte in sein Arbeitszimmer. Hier, wo sie sich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er seine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich scherzend sagte: „Ei, ei, Frauenzimmerchen! bist du denn auch schon wieder heruntergekommen?" — Er ging jedoch, sich sehr matt fühlend, sogleich wieder auf den Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer zurück.

... Obgleich der Arzt bestimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, so wollten doch nicht alle in dem vordern Zimmer anwesenden Freunde dieser schmerzlichen Mitteilung Glauben beimessen, zumal da das Barometer seit gestern bedeutend gestiegen war, und sie aus Erfahrung wußten, welchen starken Einfluß der Zustand der Luft auf Goethes Gesundheit ausübe. Auch der Kranke selbst sprach am Morgen gegen seine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Gesundheit und Kräfte aus, indem er sagte, der April brächte zwar Stürme, aber auch schöne Tage, an denen er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken wolle; ja, den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben; es gehe ja so gut.

Gegen Sonnenaufgang verschlimmerte — wie der Arzt vorausgesagt — der Zustand sich bedeutend, und die Kräfte sanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelassen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er sagte: „Gebt mir Licht; die Dunkelheit ist unangenehm." Bald aber schienen seine Augen zu leiden; denn er hielt wiederholt die Hand wie einen Schirm über die-

selben, als wenn er sie schützen oder etwas in der Ferne sehen wollte, so daß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er abends bei dem Lesen zu tragen pflegte. Er forderte dann seine Schwiegertochter auf, sich neben ihn zu setzen, ergriff ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen.

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe, Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und als ihm dieses gebracht wurde, richtete er sich im Lehnstuhle auf, ergriff das Glas mit fester Hand und trank es aus, jedoch erst nach der Frage: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?" Dann rief er John herbei, und unterstützt von diesem und seinem Bedienten stand er vom Stuhle ganz auf. Vor demselben stehend, fragte er: welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der 22. sei, erwiderte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen." Er setzte sich dann wieder in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit angenehmen Träumen, denn er sprach unter anderm: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunklem Hintergrunde." Überhaupt schien ihn ganz und gar die Kunst zu beschäftigen, denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gib mir die dort stehende Mappe mit Zeichnungen." Da keine Mappe, sondern ein Buch an der bezeichneten Stelle stand, reichte ihm der Bediente dieses, allein der Kranke versetzte darauf: „Nicht das Buch, sondern das Portefeuille!" Der Diener versicherte, es sei kein Portefeuille, sondern nur ein Buch da, und nun ermunterte sich Goethe ganz aus dem Halbschlaf und sagte scherzend: „Nun, so war es ja wohl ein Gespenst."

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühstück. Man brachte ihm dieses; er nahm etwas davon in den Mund und wünschte zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Wasser und Wein, von welchem er aber nur wenig trank und die Frage an den Bedienten richtete: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan, der mir schadet?" Er bestellte darauf, was er zu Mittag essen wollte, und überdies für den Sonnabend, an welchem Tage der Hofrat Vogel (sein Arzt) bei ihm speisen wollte, ein Lieblingsgericht desselben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für seine Freunde besorgt ...

Goethe ließ sich abermals von seinem Kopisten John und Friedrich aufrichten, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und setzte sich bald wieder in den Lehnstuhl.

Als er hier ein Weilchen saß, forderte er ein Manuskript von Kotzebue. Es war keins zu finden, und man eröffnete ihm dieses. Er erwiderte darauf: es müsse dann entwendet worden sein. Es fand sich später, daß dieses Verlangen nach dem Kotzebueschen Manuskripte nicht durch eine bloße Phantasie erzeugt worden sei; er hatte sich nämlich vor wenigen Tagen mit seiner Bearbeitung von Kotzebues „Schutzgeist" — einem Stück, das er sehr liebte — beschäftigt und es seinem Enkel Wolf geschenkt. Man fand es später auf dem Schreibtische des letzteren liegen.

Sein Geist beschäftigte sich darauf mit seinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier auf dem Boden liegen sah, fragte er: warum man denn Schillers Briefwechsel hier liegen lasse; man möge denselben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrichen zu: „Macht doch den zweiten Fensterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!" Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Als nun das Sprechen ihm immer schwerer wurde und er doch noch Darstellungs- und Mitteilungsdrang fühlte, zeichnete er erst mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in gesunden Tagen zu tun pflegte; dann schrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer sank, so schrieb er etwas tiefer und zuletzt — wie es schien dasselbe — auf dem seine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen. Man bemerkte, daß er genau Interpunktionszeichen setzte, und den Anfangsbuchstaben erkannte man deutlich für ein großes W; die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten ...

Da die Finger anfingen blau zu werden, so nahm man ihm den grünen Arbeitsschirm von den Augen und fand, daß sie schon gebrochen waren. Der Atem wurde von Augenblick zu Augenblick schwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden; der Sterbende drückte sich, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnstuhls, und die Brust, die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte, hatte ausgeatmet.

Inhaltsübersicht

Einleitung 5
Bis zur Verbindung mit Schiller 7
Die Jahre mit Schiller 50
Franzosenherrschaft und Befreiungskriege 174
Die Vollendung 328

Verzeichnis der Briefe

von Goethe an

d'Alton, E. J. 421
Anna Amalia 40
Arnim, Achim von 174
Arnim, Bettina von ..... 215—217, 223, 244, 249, 265, 267
August von Gotha 126
Beck, Henriette u. Heinr. Beck 81
Beethoven, L. van 280
Bernstorff, Auguste (geb. Stolberg) . 396
Beulwitz, Fr. A. von 451
Boisserée, Sulp. ..... 353, 355, 361, 364, 372f., 379, 381, 384—386, 416, 425, 428, 450, 453, 472, 482, 493f.
Böttiger, K. A. 105
Brentano, Antonie 375
Brühl, Graf 454
Buchholtz, F. B. von 325
Bury, Friedr. 119
Buttel, Christ. Dietr. v. 433
Carlyle, Th. 434
Carus, K. G. 421
Cotta 161, 170, 187, 190, 204, 237, 359, 423
Dalberg, K. Theod. 20
Danz, J. T. 423
Eichstädt, Prof. 157f., 211
Erichson, Joh. 89
Eybenberg, Marianne v. 141, 238
Fichte 49
Frankfurter Festgenossen 384
Frankfurter Senat 422
Fritsch, C. W. von 281
Göschen 17
Goethe, August v. 218, 239, 323, 359, 473
Goethe, Christiane v. ..... 21—23, 25—30, 37, 40, 62, 64, 66, 77, 97, 100, 102, 107, 113, 116, 125, 128, 135f., 143, 145, 153, 193, 197f., 218, 220, 224f., 230, 232, 245, 252, 254, 261, 286, 298—309, 311, 330—332, 340, 344
Goethes Mutter 33, 131, 167
Goethe, Ottilie von 398, 452
Götze, J. 450
Grotthuß, Sara von 322
Günther, W. Chr. 178
Herder, August 118
Herder, J. G. 9, 11, 13f., 30, 39, 137
Herder, Karoline 10, 13f., 39, 65
Hitzig, Jul. Ed. 467
Hoftheater-Kommission 247, 252, 351
Humboldt, Wilh. v. 118, 123, 358, 498
Jacobi, Fritz 8, 22, 38, 42, 45f., 60, 79, 127, 207, 209, 284, 294
Jacobi, Maximilian 120
Jenaische Freunde 180
Karl August 9, 16, 21, 89, 91, 102, 168, 187, 236, 264, 272, 336, 339
Kestner, August 479, 485
Kestner, Charl., geb. Buff 147
Kestner, J. Chr. 112
Kleist, Heinrich von 212
Klinger, Fr. Max von 410
Knebel 12, 86, 98, 110, 124, 180, 192, 283, 320, 324, 335, 365, 372
Koppenfels, Joh. Friedr. v. 95
Körner, C. G. 93, 282
Küstner, J. H. 420
Leonhard, Carl Caesar v. 321
Levetzow, Frau von 401, 405, 409f., 415, 418, 437, 489
Levetzow, Ulrike von 391
Loder, J. C. 484
Mendelssohn, Abraham 390
Mendelssohn, Felix 416
Meyer, Ernst 461
Meyer, J. H. .. 70, 78, 87f., 92, 177, 227
Meyer, Nik. 179
Müller, Adam Heinr. 203
Müller, Friedrich von 451, 471
Nees von Esenbeck 354
Nicolovius, Alfred 441
Nicolovius, Gg. Heinr. L. 383
Nicolovius, Marie Anna L. 243
O'Donnell, Gräfin Josefine 290, 320
d'Orville, Jean George 124

Pogwisch, Ulrike von 487
Polizeikollegium 275
Rauch, Christian 442
Reichardt, J. F. 8, 17, 133
Reinhard, C. F. v. 221, 237, 250, 253, 255 f., 263, 276, 286, 289, 295, 387, 395, 423, 425, 491
Reuburg, Dr. 389
Riemer 245, 310
Riese, J. J. 326
Rochlitz 363, 381
Sartorius, Gg. 260, 272
Schelling, F. W. J. 183
Schelling, Pauline 466
Schiller, Charlotte 150, 226, 252
Schiller, Friedrich 55, 58, 60, 62, 66—70, 74—76, 86 f., 91, 93, 96, 104, 108, 111, 113 f., 117, 120, 134, 138, 142, 149, 152
Schlegel, Aug. Wilh. 146
Schlichtegroll, A. H. F. 283
Schlosser, C. H. 334
Schlosser, Johanna (Fahlmer) 137
Schopenhauer, Adele 481, 492
Schubarth, Carl Ernst 377 f., 386, 465, 494
Schultheß, Barbara 103
Schultz, Chr. Fr. Ludw. 388
Städel, Rosette 348
Stein, Charlotte von 81, 152, 168, 226, 350, 424
Stein, Fritz von ..... 47 f., 116
Sternberg, Kaspar Graf 446
Stock, J. 227
Stolberg, Auguste ..... s. Bernstorff
Trebra, F. W. von 281, 322
Türckheim, Lili von 206
Unger, Verleger 77
Unzelmann, Friederike 139
Vanderstraß, D., stud. med. 127
Varnhagen von Ense 470
Voigt, Regierungsrat ..... 29, 41 f., 82, 98, 115, 171, 247, 345, 371, 379
Wieland 112
Willemer, J. J. 240, 334, 347, 349, 360, 364, 373, 474, 477
Willemer, Marianne ..... 341 f., 344, 349, 360, 364, 373, 380, 415, 443, 457, 474, 477, 479, 485, 495
Witzel, Sekretär 247
Wolf, Friedr. Aug. . 163, 170, 185 f., 257
Wolff, Sabine 141
Woltmann, C. L. von 297
Woltmann, Karoline 321
Wolzogen, Karoline von 161
Zahn, Wilh. 495
Zelter, K. Fr. 161 f., 172 f., 196, 202, 220, 235, 248, 273, 287, 289, 292 f., 307, 327, 336, 350, 352, 354, 356 f., 361, 374, 376, 379 f., 385, 389, 393, 398, 400, 414, 419, 421, 429—432, 434, 437, 452, 461 f., 466, 473, 477 f., 481, 485 f., 488, 490, 492, 494
Ziegesar, Sylvie von 230

an Goethe von

Arnim, Bettina von 213 f., 265, 267—272
Frommann, Frau 182
Goethe, Christiane von 117
Goethes Mutter 32, 67, 132, 144, 167, 216
Griesbach 181
Knebel 109
Levetzow, Frau von 407, 436
Levetzow, Amélie von 408
Levetzow, Bertha von 409
Levetzow, Ulrike von 408, 437
Schelver 181
Schiller 53, 56, 68, 85, 110, 151
Stein, Charlotte von 424
Voigt, Regierungsrat 178
Willemer, J. J. 460
Willemer, Marianne . 341—343, 435, 457
Zelter, K. Fr. ..... 291, 294, 351, 356, 365, 419, 428 f., 451, 461

aus dem Goethe-Kreise

Arnim, Bettina v., an Pückler-Muskau 287
Boisserée, S., an Melchior B. . 276—279
Dacherdden, Caroline v., an W. v. Humboldt 16
Falk, J. D., an Prof. Morgenstern .. 83
Funk, v., an C. G. Körner 84
Goethe, Christ. v., an Nik. Meyer ... 140
Goethes Mutter an Christiane ... 41, 101, 130, 193
Gries, Joh. Died., an Abeken 355
Grimm, Wilh., an Achim v. Arnim .. 354
Helvig, Amalie, an Karl v. Helvig .. 149
Herder, Karoline, an Knebel 130
Hölderlin an Neuffer ..... 60 f.
Hudtwalcker an Baudissin 246
Hudtwalcker an August v. Goethe ... 246
Humboldt, Wilh. v., an Karoline v. H. 65, 88, 242, 285
Hüsgen an Gerning 100
Jacobi, Helene, an S. Stolberg 31
Jean Paul, an Chr. Otto 72
Karl August an Kanzler v. Müller ... 417
Kestner, Charl., an August Kestner ... 360
Huber an Körner 23
Mendelssohn, Felix, an seine Eltern . 390
Müller, Kanzler von, an Julie von Egloffstein 402
Quandt, J. G., an Jul. Schnorr von Carolsfeld 388
Schiller, Charlotte v., an Cotta 280
Schiller, Friedrich, an Cotta 130
Schiller an seine Frau 58
Schiller an Fr. W. v. Hoven 59
Schiller an Wilh. v. Humboldt .. 70, 140
Schiller an Körner 15, 91
Schiller an J. H. Meyer 94
Schiller an Gräfin Schimmelmann .. 128
Schiller an Karoline v. Wolzogen ... 9
Schlegel, Caroline, an Luise Gotter . 72, 83

Schopenhauer, Johanna, an ihren Sohn Arthur ..... 183—185
Schuckmann, Freih. v., an Reichardt 13
Stein, Charl. v., an Fritz v. Stein .. 48 91, 153
Stolberg, Friedr., an s. Bruder 285
Türckheim, Lili v., an den Bruder ... 205
Veit, David, an Rahel Levin 34
Voß, Frau Erneſtine, an Charl. v. Schiller 170
Voß, Heinrich, an ſeine Freunde 154—157
Voß, Heinrich, an Aug. Niemeyer ... 169
Voß, Heinrich, an J. C. L. Niemeyer .. 159
Voß, Heinrich, an Ferd. Solger 159
Weſſelhöft, Betty, an Zelter 394
Wieland an Reinhold 82

Aus Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Arndt, Ernſt Moritz 304, 338
Bertram (Boiſſerées Freund) 333
Boiſſerée, S. 345, 347
Böttiger, K. A. 18
Brun, Friederike 63
Eckermann .... 411—413, 441, 443—449, 455, 460, 467—469, 475, 483, 496 f.
Eſcher, Jakob (durch C. F. Meyer) .. 106
Falk, J. D. 217, 296
Förſter, Friedrich 462, 488
Genaſt 15, 209
Goethe: Annalen 158, 199
Belagerung v. Mainz 43
Kampagne in Frankreich 24 26
Nekrolog für Anna Amalia 195
Zeitung für die elegante Welt ... 151
Heine, Maximilian 411
Holtei, Karl von 208
Kirchenbuch in Weimar 178
Körners Mutter (d. G. Parthey) ... 71
Krummacher, Friedr. Wilh. 367
Luden, Heinrich 314
Müller, Kanzler von 228, 312, 370, 404, 441, 493
Müller, K. W. ..... 501—503
Oehlenſchläger 249
Reinbeck, Georg 179
Ridel, Frau 143
Riemer 154, 211, 369
Röckl, Joſeph 165
Sartorius, Caroline 232
Schlegel, Caroline 123
Schuchardt 282
Schwabe, Julius 489
Seidler, Luiſe 261
Sieveking, Karl 244
Steffens, Henrik ..... 164 f., 240
Stein, Charlotte von 211
Stickel, J. G. 483
Vogel, Dr. 500
Wolzogen, Karoline von 481
Zahn, Wilhelm ..... 438—440

Verzeichnis der Gedichte

nach Überſchriften und Anfängen

Ach, um deine feuchten Schwingen .. 343
Als ich auf dem Euphrat ſchiffte 341
An vollen Büſchelzweigen, Geliebte, ſieh nur hin 343
Bei Betrachtung von Schillers Schädel 427
Daß du zugleich mit dem heilgen Chriſt 350
Dem aufgehenden Vollmonde 457
Des Menſchen Tage ſind verflochten.. 424
Dies zu deuten, bin erbötig 342
Du verſuchſt, o Sonne, vergebens ... 353
Euphroſyne 106
Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten 449
Hochbeglückt in deiner Liebe 341
Ich ging im Walde ſo für mich hin .. 311
Im ernſten Veinhaus war's 427
Klein iſt unter den Fürſten Germaniens 7
Locken, haltet mich gefangen 344
Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben 207
Nicht Gelegenheit macht Diebe 341
Unter dem Felſen am Wege erſchlagen 484
Wann der Blick an heitern Tagen ... 433
Was bedeutet die Bewegung 342
Wenn Phöbus' Roſſe ſich zu ſchnell .. 443
Willſt du mich ſogleich verlaſſen 457
Zu Epheſus ein Goldſchmied ſaß 290

Register

Soweit sich der Inhalt der Briefe auf den jeweiligen Empfänger bezieht, ist auch das vorangehende Verzeichnis der Briefe zu Rate zu ziehen

Aberglaube 346
Akustik 261
Alexander, Zar 227, 234, 313
Alexis und Dora 79
Altern 363, 385
Anatomie 9, 11
Anna Amalia ..... 7, 9—11, 195 f.
Anschauung 53, 57
Antike ..... 118 f., 439
Arabisch 484
Arbeit 143, 186, 245, 425, 443, 492
Aristokratie 348
Aristophanes 87, 261
Aristoteles ..... 431 f.
Arndt, Ernst Moritz 304, 338
Arnim, Achim v. 213, 223, 235, 239, 261
Arnim, Bettina v. ..... 124, 194 f., 261, 280, 354
Äschylos 358
Astrologie 114
Atheismusstreit ..... 122 f.
Automaten 163, 169
Autoren 62, 80, 256, 297

Balladen ..... 92—94
Bauern 445
Becker, Christiane (Euphrosyne) .... 105 f.
Beethoven ..... 278, 287—289
Befreiung, G.s Stellung ..... 298, 304, 314—319, 326
Beireis ..... 163, 168 f.
Bergwerksdirektion 12, 14
Berlin 172, 185, 362, 376
Bertuch 233, 314
Beruf 98, 248
Bewußtsein 498
Bibel 496
Bibliotheken 188, 370, 382, 456
Bildnis von Lips 36
Bildnis-Relief von Rauch 415
Bildung 240
Böhmer, Caroline ..... s. Caroline
Boisserée, Melchior 255, 333
Boisserée, Sulpiz ..... 253, 276, 333, 339—349, 383
Botanik 362, 448, 452
Bozen 10
Brentano, Clemens ... 124, 174, 235, 239
Brentano, Franz 331, 375
Brentano, Maximiliane 213
Breslau ..... 13 f.
Briefschreiben 89, 100, 174, 243, 273, 433, 495
Bristol, Lord 90
Bürgerrecht in Frankfurt .... 232, 369 f.
Bürgschaft 359
Bürokratie 273
Byron ..... 372 f., 399 f., 444

Calderon 272
Carlyle 454
Caroline 24, 72, 123
Carus 421, 446
Cäsar, Julius 147
Cervantes 159
Cestius' Pyramide 475, 486, 496
Charakter 56, 129, 284
Chemie 374
Christentum ..... 210, 497 f.
Christus 483, 496, 498
Claudius, Matthias 121
Cooper 468
Cornelius ..... 276—278
Cotta ..... 68 f., 77, 417
Coudray, Baurat 439, 493
Custine, General 29, 32, 112
Cuvier 200

Dalberg, Karl Theod. von . 194, 216, 432
Dankelmann, von ..... 308 f.
Danneker, Bildhauer ..... 385 f.
Delacroix 463
Delbrück, Ferdinand ..... 211 f.
Demetrius 162
Denkmal in Frankfurt ..... 383, 386 f.
Deutscher Charakter ..... 8, 69 f., 294, 297, 315—319, 321, 325, 354
Deutschland 455
Deutschtum 324, 465
Dichter 89, 135, 441, 467
Dichtung und Wahrheit:
Entstehung 265, 273, 279, 281, 287, 289, 336, 478
Wirkung .. 291, 293, 297, 326 f., 334
Diktat 382
Dilettanten 89, 127
Diwan, Westöstlicher ..... 329, 341—344, 350, 380, 385 f., 483 f.
Dornburg ..... 448—452, 457
Drama 111
Dresden 13—15, 261—263, 303—308, 311
Druckfehler ..... 170 f.
Dualismus 283
Duell 19, 100
Dürer 168, 209, 211, 277
Düsseldorf ..... 29 f.

Eberwein, Karl 226, 385
Eckermann 397, 439, 473, 475, 480
Eger ..... 401 f.
Egmont 59, 280
Egoismus 248
Ehe ..... 130, 178 f.
Ehrenlegion .. 230 f., 234, 236 f., 243, 331
Eichstädt, H. K. A. 148, 211
Einigkeit ..... 294, 321, 325 f., 455
Einsamkeit 285, 297
Elpenor 196
Engländer .... 48, 431, 445, 463 f., 488 f.
Entwicklung 85, 126, 372; s. a. Rückblick

Epilog zur Glocke 163
Epimenides' Erwachen 328, 351
Erfurt ..... 227—230
Erhabene, Über das 58
Erkenntnis 432, 495
Erlkönig 465
Erziehung 107, 124, 139f., 324, 446, 494
Erziehung, Ästhetische 60
Euphrosyne (Christiane Becker) ..... 105f.
Eyck, van 277, 333, 345

Falk, J. D. 83, 191
Familie ..... 14, 242f.
Farbenlehre: Entstehung .... 16—18, 21, 142, 196, 210, 251, 342, 376
Wirkung 200, 260, 274, 433, 453, 461, 493
Faust I 12, 91, 197, 372, 465, 499
Faust II 434, 467f., 485, 491, 493f., 499
Faust: Illustration ... 171, 276, 278, 463
Faust: Übersetzung ..... 463f.
Fichte ..... 49, 87, 122f.
Forster, Georg 23f., 329
Fortschritt 218
Frankfurt, G. in ..... 21—23, 93, 96—101, 330, 332, 339—342
Franzosen 40, 99f., 192, 229
Franzosen in Weimar .... 176—180, 313
Freiheit ..... 315—319
Fremdworte 310
Freundschaft 118, 379, 414, 466, 472
Friedrich Wilhelm II. 114
Fries, Prof., in Jena 366, 432
Frommann 207, 246

Gall, Phrenologe 164
Gallitzin, Fürstin 31
Geburt Goethes 266
Gedichte 235, 253
Geistesanlage G.s ..... 53—55, 94f.
Genie ..... 134f.
Gerbermühle bei Frankfurt ... 331, 339, 342
Geschichte 210, 256, 327
Gesetze 379
Gesicht G.s 35f., 63, 338, 389
Gestalt G.s 2f., 100, 113, 166, 184, 285, 391, 439
Gestalt der Tiere 9, 11, 13
Gore 43, 45
Göschen 17f., 69
Goethe, Alma v. 485, 488
Goethe, August v.: Jugend 9, 14, 43, 64f., 96f., 124, 135, 137, 146, 163, 167, 172, 179, 188, 198
Studium 217—220, 225, 247, 252, 264
als Beamter 298, 323, 325
in der Ehe 365f., 381f., 388, 403, 418, 452, 468
Italienische Reise ..... 473, 475—481, 485f., 496
Goethe, Christiane v. ..... 9—11, 14, 51, 80, 83, 94—96, 132, 155, 176 bis 180, 233, 242f., 353
Goethe, Cornelia 137, 383
Goethes Mutter ..... 22, 24, 91, 94, 98, 193, 227, 230, 243f., 265—267
Goethe, Ottilie v. ..... 365f., 381f., 388, 403, 476, 481f., 501f.
Goethes Vater 293, 359
Goethe, Walter v. 381f., 441, 477, 482, 485, 487, 491
Goethe, Wolfgang v. (Enkel) 383, 388, 477, 482, 485, 487f., 491, 503
Gotik 254, 299, 300, 344
Göttingen ..... 135f.
Götz von Berlichingen ..... 153f.
Griechisch 432
Großstadt 96, 445
Gutsbesitzer, G. als 112, 144

Hackert, Maler 273
Hafis 329, 336
Hamann 210, 244
Hamburg 48
Handschriftendeutung 403
Haus G.s in Weimar 21, 27, 35, 73, 190
Hebräisch 484
Heine, Heinrich 411
Heirat ... 16, 64, 117, 130, 178—180, 188
Helmstedt ..... 163, 168f.
Herder 7, 65f., 73f., 123, 143, 150f., 244, 363
Hermann und Dorothea .. 79, 87f., 93f.
Herzlieb, Minna 183, 207, 346
Hölderlin ..... 60—62
Homer 185, 362
Horen 51f., 59, 67f., 70, 75
Horn, Joh. Adam 443
Hornwuchs 389
Huber ..... 23f.
Hufeland, Arzt 101
Humboldt, Alexander von 87, 93
Humboldt, Wilhelm von 93, 238
Humor 236
Hunde 297
Hypochondrie 140

Iffland, Schauspieler 15, 78
Illustration 171, 276, 278
Ilmenau ... 64, 77, 281 311f., 489—492
Individuum 325, 453, 466
Intognito 31, 75, 223 . a. Verschlossenheit
Insekten 112, 121
Intuition ..... s. Anschauung
Iphigenie 139, 412, 418, 431, 465
Irrtum 158
„Italienische Reise" 75, 118, 336, 364
Italienische Reise 1786 63
Italienische Reise 1790 ..... 7, 9—12
Italienische Reise, Plan 1797 . 91, 94, 126

Jacobi, Fritz ..... 29—31, 283
Jacobi, Maximilian .... 43, 46f., 120f.
Jagemann, Caroline 187, 236, 243, 346f., 366
Jean Paul 246, 441
Jena: Stadt ..... 180—183, 189
Universität 19f., 122, 148, 370
Jubiläum in Weimar ..... 416—419
Juden ..... 216, 370f.
Jugend 217, 245, 255, 276, 293, 324 414, 447, 494
Jung Stilling 345
Jurisprudenz 248

Kaiserin Maria Ludovika von Österreich 254, 257, 263, 274, 286—288, 290 f.
Kampagne in Frankreich ..... 21—29
Kant ..... 16, 39 f., 115, 123
Karl August .... 7, 12—14, 21, 25, 29, 34, 80, 144, 175, 187, 209, 227, 312, 322 f., 345 f., 356, 366, 370, 394, 413 f., 416 bis 418, 438, 440, 448, 450 f., 473
Karl Friedrich von Weimar 163, 450
Karlsbad ... 62—64, 197—204, 218—227, 254—261, 284—289, 383—385
Karlsruhe ..... 345 f.
Kassel 136
Katholizismus 159, 222, 355, 497
Kaufleute 48
Kegelbahnen 281
Kestner, Charlotte, geb. Buff ... 113, 479
Kestner, Theodor 147
Kinderfreund, G. als 64, 85, 446
Kirche 497
Klatsch ..... 109, 190—192, 224
Kleidung G.s 269
Kleist, Heinrich von ..... 204, 209, 211 f.
Klopstock 83
Knaben Wunderhorn 174
Knebel ..... 72 f., 86, 109, 211, 395
Koblenz ..... 29 f.
Köchin 275
Köln ..... 337 f.
Kölner Dom ..... 253 f., 277, 337 f., 344
Königsberg 210, 244
Konversion 222, 355
Konzentration 295
Körner, Appellationsrat ... 15, 24, 303 f.
Körner, Theodor 282, 298, 304
Kosaken 306, 349
Kotzebue 367, 383, 503
Krankheit ..... 130—134, 140, 158—160, 394—396, 478, 500—503
Kraus, Georg Melchior 188
Krieg ..... 25—29, 175—182, 301—323
Krisen 239
Kritik ..... 74, 76, 79, 88, 157, 204, 221, 386, 432, 435, 442, 452, 471 f.
Kritiker 70, 80
Krüger, Schauspieler ..... 430 f.
Krummacher, F. W. ..... 367 f.
Kügelgen, Gerhard von 239, 307
Kügelgen, Wilhelm von 368
Kultur 456
Kunst ..... 87, 135, 235 f.
Kunst und Altertum .. 350, 376, 382, 393
Künstler 87, 211, 372, 379, 488
Kunstwerk 74, 88, 333, 431
Kupferstiche 153
Kurland, Herzogin von 263

La Roche, Sophie ..... 124 f.
Lauchstädt ..... 15, 138, 143 f.
Lavater 39, 381
Leben 355, 396, 430
Leben nach dem Tode 296, 354, 430
Lebensgestaltung ... 126 f., 352, 420, 455, 465
Leipzig 128, 301, 420, 443
Lesen 364, 381
Levetzow, Frau von ..... 391 f., 397, 401 f., 418, 437
Levetzow, Ulrike von ..... 392, 397—399, 401—404, 419, 437
Levin, Rahel 34
Lichtertanz 268
Liebe 154
Linné, Botaniker 362
Literatur ..... 86, 157 f., 447, 467
Literaturzeitung, Allgemeine 148, 211
Loder, Prof., in Jena 90, 484
Lorrain, Claude 153
Louis Ferdinand, Prinz 175, 191
Luden, Prof., in Jena .... 314—319, 366
Ludwig I. von Bayern 426, 438, 469
Ludwig, König von Holland 257, 263
Luise, Herzogin von Weimar .. 175—177, 179 f., 187, 191, 417, 450, 468 f.
Luise, Königin 144, 215
Luther 159, 423, 497

Mahomet 125, 127, 228
Mainz ..... 22—24, 32, 37—45
Malerei 262, 277, 333
Malthéser 59
Maria Paulowna 163
Marienbad ..... 397—399, 415, 437
Maskenzug 380
Mathematiker 274, 393, 461, 493
Meißen ..... 301—303
Meister, Wilhelm, Lehrjahre .... 63, 68 f., 72, 74, 77—80
Meister, Wilhelm, Wanderjahre .... 273, 382, 389 f., 434, 454
Mendelssohn, Felix 383, 390
Menschen . 64, 115 f., 379, 445, 482, 486
Menschheit 494
Menzel, Wolfgang ..... 451 f., 471 f.
Merck 89, 100
Metamorphose der Pflanzen . 7, 12 f., 52
Metternich 313, 320
Meyer J. H. ... 7, 21, 45, 60, 69, 91, 93 f., 104, 121, 126, 188, 278 f., 357, 439 f.
Meyer, Conrad Ferdinand 106
Michaelis, Caroline ..... s. Caroline
Michelangelo 254
Mineralogie 112, 257, 437
Mohamedaner 322, 492
Moritz 89
Mozart 444, 468
Müller, Adam H. ..... 203 f., 211 f.
Müller, Fr. v., Kanzler 177, 418, 439
Müller, Joh. von ..... 23 f., 256
Müller, Wilhelm (Griechen-Müller) . 441
Münster in Westf. 31
Münzsammlung 152, 169
Musenalmanach 68
Musik: in G.s Hause ..... 203, 215, 220, 225 f., 340, 391, 447
Kompositionen ..... 161, 288, 376, 385 f., 416
Kunstwerk 379, 400, 456

Nacherleben 377
Nächstenliebe 362
Napoleon ..... 175, 177, 179, 187, 191, 193, 199, 227—231, 234, 236 f., 316, 321, 328, 337, 444
Nassau 338
Natur ..... 52 f., 287, 446

Natürliche Tochter 143
Naturwissenschaft 9, 12, 51f., 64, 121, 246, 374, 421, 433, 446, 482, 493
Naumburg ..... 298—300
Newton 17, 19, 274
Niebuhr 481
Niethammer ..... 122, 470f.

Odyssee ..... 111f.
Oehlenschläger 235, 239
Ohrenbeichte 159
Oliva, Baron 277f., 280
Oper 203, 305
Optik ..... 17—19, 60
Orient 322, 329, 335
Originalität 362, 446, 462, 488

Papiergeld ..... 467f.
Paris 26, 28, 229f., 233
Patriotismus ..... 254, 317—319, 369
Persönlichkeit 16, 63, 244
Pessimismus 444
Petersburg ..... 428f.
Pflanzenwelt 460
Pflicht 353, 477
Philologen 393
Philosophie 16, 49, 55, 122f., 498
Poesie ..... 96f.
Pogwisch, Ulrike v. .. 390f., 403, 439f.
Polemik ..... 466f.
Polen 493
Politik 23f., 315, 347, 368, 375, 493
Polizei 446
Pompeji 439, 480, 495
Produktion G.s 94, 113, 140, 196
Prophet 211
Propyläen 126
Protestantismus 159, 222, 497
Publikum 8, 70, 119f., 139, 158, 223, 251, 421
Pyrmont ..... 135f.

Raffael 305, 444, 488
Rameaus Neffe 164
Ratsherrnstelle in Frankfurt ..... 32f.
Rauch, Bildhauer 387f., 415
Redekunst 451
Reformation 159, 497
Reichardt ..... 133, 164f.
Reimarus 200, 202
Reinecke Fuchs 37, 46
Reinhard ..... 199—202, 277, 279, 404
Reinhard, Sophie 289
Reinhold, K. Leonh. 82
Reisen 47f., 96, 116, 118
Reisende 387
Religion 122, 210, 241, 271, 283, 295, 355, 425, 482, 496
Renaissance 254
Republikaner 24, 26
Revolution 367, 413
Revolution, Französische 9, 21, 37, 48, 112, 201
Revolution, Juli 1830 474
Rhein 43, 223, 435
Rheinbund 175
Riemer 154, 157, 176f., 179, 230, 242f., 245, 257, 279, 426, 439f., 499
Riese, J. J. 415f., 443
Riesengebirge 14
Rom 69f., 120, 286, 438, 440f., 473, 475, 485
Romane, französische 487
Romantiker 223, 235, 239, 344
Römische Elegien 59, 441, 486
Rückblick 142, 334, 361, 381, 396, 490
Rüdesheim 330
Runge, Ph. O. 278

Sakuntala 329
Sammlungen, wissenschaftliche 370
Sand 383
Sartorius 327
Sauerteig 465
Schädelkunde 165
Schauspieler 8, 15, 17, 78, 81f., 141f., 198
Schelling, Philosoph 123, 466
Schelling, Caroline ..... s. Caroline
Schicksal 202f., 226, 237, 442, 444, 454, 477, 482
Schiller, Charlotte 52
Schiller ..... 252, 282, 371, 414, 426—428, 435, 454, 470f., 503
Bekanntwerden mit G. 15f., 50—52
Leben .. 82, 84f., 112, 158—162, 243
Wirksamkeit ... 79, 89, 121, 280, 414
Schlegel, Aug. Wilh. 129
Schlegel, Caroline ..... s. Caroline
Schlegel, Friedrich ..... 129, 220—222
Schlesien ..... 12—14
Schlittschuhlaufen 270
Schlosser, Johanna, geb. Fahlmer 45, 137
Schlosser, L. M. A. 383
Schopenhauer, Adele 394
Schopenhauer, Johanna 183, 208, 242, 481
Schröder, Fr. L., Schauspieler 8
Schule 456
Schultheß, Bäbe 103
Schütz, Prof., in Jena 148, 211
Schweiz ..... 104f., 116, 457—460
Schweizer Reise 1797 ..... 104—108, 111
Selbstmord 292
Shakespeare 293f., 362
Sieveking, Gg. Heinr. ..... 47f.
Sömmering, Anatom ..... 23f.
Sophokles 154
Sparsamkeit 481
Spinoza 362
Sprache, deutsche 260
Sprechmaschine 90
Staat ..... 455f.
Staël, Frau von .... 148—152, 371, 464
Stammbuch 332
Stein, Freiherr vom 313, 337f., 375
Stein, Frau von ..... 80, 424f.
Stein, Fritz von 80f., 225f., 341
Sterben 133, 454
Sternberg, Graf Caspar ..... 392f.
Stieler, Maler 469
Stock, Minna (Frau Körner) 15
Straßburg 254, 443
Studenten 19f., 122, 138, 264, 367—369
Studium 219
Szymanowska ..... 400, 402f.
Talleyrand 228
Talma ..... 232—234, 238

Tasso 412, 431
Teetrinken ..... 83f.
Teilnahme 56, 62, 74, 290
Tell 113
Temperamente 115
Teplitz ..... 257, 261, 286—289, 307
Testament 96
Teufel 159, 222
Textor, Großvater G.s .... 266f., 270f.
Theater: allgemein 8, 15, 87, 212, 273, 412
französisches Th. 228f., 238
in Weimar 15, 17, 108, 119, 209, 225, 349, 411, 413
Theaterdirektion G.s .... 15, 45, 72, 81f., 105, 108, 117—119, 138f., 147, 236f., 239, 243, 247, 324, 351, 366, 412, 421
Thibaut, Prof. 224f., 239
Thorwaldsen 486
Tod 196, 478, 481, 503
Toleranz 335
Tragödie 109
Trauer 67, 162
Träume ..... 270f.
Trier 25, 29
Tübingen 102f., 108
Türckheim, Lili von 124, 176, 206
Türckheim, Wilhelm von..... 176, 206
Turner ..... 368f.

Überleben 352, 396, 442
Übersetzungen ..... 431, 463—465
Übersinnliches 296, 346
Ulrichs, Caroline 230, 298
Umgang G.s mit Menschen 16, 24, 36, 63, 73, 88f., 121, 154f., 184f., 246f., 276f., 360, 439
Unglück 186, 202f., 442
Universitäten 456
Unzelmann, Carl 139, 155

Valmy, Kanonade von 29
Varnhagen von Ense 34, 470
Vaterland 317, 326
Vaterstadt 422
Venedig ..... 9—11
Venetianische Epigramme 7, 10, 12
Verdun, Belagerung ..... 26f.
Verfassung 347f., 366
Vergeßlichkeit, bestrafte 107
Verleger 18
Verleumdung ..... 191f.
Verschlossenheit 13, 31, 100; s. a. Inkognito
Vogel, Arzt 439, 469, 500, 502
Voigt, C. G. 96, 383
Volk 317, 413
Vorlesen 73, 156, 402
Voß, J. H. 154, 156, 169, 239
Vulpius, Christiane ..... s. Goethe
Vulpius, Chr. August ..... 190f.

Wahlverwandtschaften 207, 246, 248, 250f., 346
Wahrheit 31, 466
Wallenstein .. 59, 76, 110, 114, 117f., 119
Wartburgfest 367, 373
Weber 109, 115, 154
Weihnachten 381, 477
Weimar, Franzosen in W. 176—180, 312f.
Weimars Bedeutung 205, 413
Weltwesen 425
Werke G.s: Redaktion 9, 12, 196, 336, 415, 417, 423, 433, 493
Wirkung 212, 221, 226, 378, 472, 483
Werner, Zacharias .... 207f., 210f., 235, 239—242, 325
Werther .. 113, 228f., 233f., 292f., 352
Wieland 83f., 124, 180, 233, 296f., 307
Wiesbaden 330f., 337, 339
Willemer, J. J. ..... 331f., 339—343
Willemer, Marianne ... 332f., 339—343
Winkelmann ..... 163f.
Wissenschaft 137, 453
Wolf, Fr. A. 163, 165, 257, 261, 357, 362, 393
Wolff, Pius Alexander 141
Würzburg ..... 347f.

Xenien ..... 67—71, 75f.

Zahn, Wilhelm 438, 480
Zeichnen 184
Zeitungen ..... 23, 190—192, 462
Zelter .. 161f., 168, 171f., 260f., 330f., 361, 379, 383, 390f., 404, 413, 425f.
Zelters Söhne ..... 291, 351, 429f.
Zentralisation 455
Zigesar, Silvie von 224
Zivilisation ..... 414, 430, 444f.
Zürich ..... 105—108

121. bis 130. Tausend

Holzfreies Papier von Sieler & Vogel in Leipzig. Satz und Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Titelbild von F. Bruckmann A.-G. in München. Einband: Spamersche Buchbinderei in Leipzig. Auf dem Einband ist Goethes Wappen, der Morgenstern, wiedergegeben

Frühjahr 1924

Date Due

JUN 6 1962

APR 23 1962

22760

LAKE ERIE COLLEGE - LINCOLN LIBRARY

3 0356 1001 9352 3

832.
G55x
v. 2